Familienpapiere
1932 – 1951

Familienpapiere
1932 – 1951

aus dem Nachlass meiner Mutter
Elsbeth Berwanger, geb. Fritze

Abgeschrieben, annotiert und herausgegeben von
Dietrich Berwanger

2009

Band 5

Wissenschaftlicher Verlag Berlin
wvb

Bibliografische Informationen der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über *http://dnb.ddb.de* abrufbar

ISBN 978-3-86573-489-1

www.wvberlin.de

Druck und Bindung: Schaltungsdienst Lange o.H.G., Berlin
Printed in Germany
€ 180,00

Inhaltsverzeichnis

Anhänge
Inhaltsverzeichnis

Längere Anmerkungen

Die meisten „längeren Anmerkungen“ sind ursprünglich Fußnoten gewesen, die zu lang geworden sind, um sie im laufenden Text unterbringen zu können. Ich habe sie hier mehr oder weniger in der Reihenfolge angeordnet, in der sie erstmals im Text erwähnt werden.

Biograpische Anmerkungen

Die biographischen Anmerkungen sollen die Abschrift der Briefe nur um einige Daten ergänzen, die ich an anderer Stelle im Nachlass gefunden habe, und außerdem einige persönliche Erinnerungen festhalten. Sie erheben keinen An-

spruch auf Objektivität oder Vollständigkeit, andere Mitglieder meiner Generation haben andere Erinnerungen, ich habe meine aufgeschrieben. Henner Pitz, Herbert Bursian und Alfred Hartmann haben in der Familie und in meinem Leben allenfalls Nebenrollen gespielt, ihre Biographien haben aber so merkwürdige Pointen, dass ich es schade gefunden hätte, wenn sie im Strom des Vergessens untergegangen wären. Und mit den „drei SS-Männern im Umkreis der Familie“ beschäftige ich mich nur, weil ich mir vorgenommen hatte, auch potentiell peinlichen Thema nicht aus dem Wege zu gehen.

Kleine Abschriften und andere Texte

Ich habe hier einige kleinere Text abgedruckt, die ausserhalb des Zeitraums von 1932 bis 1951 entstanden sind, es aber wert sind, nicht ganz vergessen zu werden. Innerhalb der Familie mehr oder weniger bekannt ist „Mein Großvater Eduard Berwanger in Flandern, 1914“ und ergänzte Sippentafel „Fey-Fritze-Ries.“ Ich habe sie, von Korrekturen und kleinen Ergänzungen abgesehen, unverändert übernommen.

Editorische Anhänge und Register

1.01*

„Unser Haus“ in St. Ingbert, Richard-Wagner-Straße 11

(Vgl. u.a. Brief vom 24.5.1937)

Wenn meine Brüder und ich an „unser Haus“ denken, dann meinen wir das in der Richard Wagner-Straße 11, in dem wir bis 1950 gewohnt haben. Dort sind meine Eltern 1937 bei ihrer Heirat eingezogen, dort hat mein Vater uns besucht bevor er zum letzten Mal nach Frankreich geflogen ist, dort standen seine Bücher und Werkzeuge so, wie er sie selbst hingestellt hatte, dort sind wir aufgewachsen, soweit man das bei unserem etwas unruhigen Kriegswanderleben sagen kann, dort gingen bei allen Nachbarn aus und ein und gehörten zu der großen Kinderbande, die es damals noch in jeder Straße gab. [2381]

Das Haus lag am Hang mit einem schönen Blick auf die Stadt. Wegen der Hanglage hatte das Kellergeschoss, dessen kleine Fenster auf der Vorderseite kurz über Straßenniveau lagen, auf der Rückseite eine normale Tür zu Hof und Garten. Von der Straße führte eine kleine Treppe zur Haustür, hinter der eine Garderobe lag und ein Gang, der zur Kellertür, zur Wendeltreppe nach oben, zur Küche und zum Wohnzimmer führte. Das Wohnzimmer hatte einen grünen Kachelofen und ein großes Fenster zum Garten, die Küche war groß genug, um als Wohnküche zu dienen, und eine kleine Speisekammer gab es auch. Im Obergeschoss befanden sich das Bad mit Toilette (ohne Badewanne, aber mit einem Gasdurchlauferhitzer), ein kleines Kinderzimmer mit Dachgaube und das Elternschlafzimmer, sowie der Zugang zu einem kleinen Balkon über dem Hauseingang.[2382] Geheizt wurde mit Koksöfen, in der Küche mit dem Küchenherd und im Badezimmer mit einem Elektroöfchen.

An Nebenräumen gab es einen Speicher, auf dem allerhand abgestellt war, sowie einen Kohlen- und Kartoffelkeller, der im Krieg als Luftschutzkeller diente, und eine Waschküche mit eingebautem Herd und Waschkessel. Der Hof hinter dem Haus, der durch einen schmalen Durchlass auch von der Straße zugänglich war, war nicht sehr groß, für uns Kinder als Spielplatz aber ausreichend, der Garten mit etwa 60 qm hat nach dem Krieg einen Teil unserer Ernährung sichergestellt.

Es war eine kleine Wohnung, nach den Maßstäben der Vorkriegszeit war sie aber für ein junges Ehepaar mehr als angemessen, obgleich meine Mutter schon im Juli 1940 feststellten musste, „beim Anwachsen der Familie“ brauche man bald eine größere Wohnung. (Mein Bruder Gunter war unterwegs.)

Das Viertel, wegen der nach Musikern benannten Straßen „Musikantenbuckel“

[2381] Als wir größer wurden und die Mutter ihre Schneiderwerkstatt eröffnete, sind wir 1950/51 in die Theresienstr. 56, umgezogen. Später, als meine Brüder und ich allmählich unserer eigenen Wege gingen, zog meine Mutter 1955 in die Kaiserstraße 1, 1960 in die Poststraße 26, 1964 in die Gartenstraße 108 und 1971 in eine Eigentumswohnung in der Hildegardstraße 18, ihren „Altersruhesitz“, in dem sie blieb, bis sie im Mai 2000 in das gegenüberliegende Alten- und Pflegeheim St. Barbara umziehen musste, wo sie am 31.5.2003 gestorben ist.

[2382] Anfang 1946 mussten wir das Wohnzimmer an den Hausbesitzer abtreten, weshalb aus dem Eltenschlafzimmer im 1. Stock ein Wohnzimmer mit Schlafcouch wurde.

genannt, war um die Jahrhundertwende am nördlichen Stadtrand angelegt worden und bestand aus zwei- und dreigeschossigen Ein- und Zweifamilienhäusern, die alle einen großen Garten hatten. In der Nachbarschaft lebten überwiegend Bergmannsfamilien, die in der Regel Eigentümer ihrer Häuser waren.[2383] Die Bergleute waren tüchtige und selbstbewusste Leute, der einzige Nachteil ihrer Nachbarschaft war, dass wir Kinder auf der Straße nicht lärmen durften, wenn ein Bergmann Nachtschicht gehabt hatte und tagsüber schlafen musste.

Zweihundert Meter hinter unserem Haus begann ein hoher Buchenwald, vermischt mit Tannenschonungen und Ginsterhecken, das Grubengelände mit Lorenzügen, Drahtseilbahnen und Schlackenbergen war nicht weit und das ganze war, einschließlich der gesprengten Westwallbunker, zusammenfallenden Schützengräben und aus den Bäumen herunterhängenden Stahlseilen abgeschossener Fesselballons, für uns Kinder **ein großer Abenteuerspielplatz**, in dem wir stundenlang mit Nachbarskindern und Schulkameraden unterwegs sein konnten. Ein paar Obstwiesen mit Apfelbäumen gab es auch und im Herbst konnte man auf den Kartoffelfeldern „Grumbeerfeiercher“ machen, also Feuer aus trockenem Kartoffelkraut, in dem ein paar Kartoffeln mehr verkohlt als gegart wurden. Weil wir fast immer in größeren Banden unterwegs waren, waren auch stundenlange Streifzüge ungefährlich, und weil fast jeder Erwachsene fast jedes Kind kannte, waren wir ohnehin selten ganz ohne Aufsicht oder Hilfe im Notfall.

Es war eine schöne Zeit. Weil wir nicht wußten, dass man (in normalen Zeiten) Spielzeug auch kaufen kann, störte es uns nicht, dass wir es selbst machen mussten. Sehr populär waren „**Schlenkerdosen**“, d. h. Konservendosen, in die man unten Löcher macht, damit das kleine Holzfeuerchen darin gut brannte, wenn man sie an einem Draht schwenkte (wie Messdiener das Weihrauchfass) und mit einem glühenden Schweif hoch in den dunklen Abendhimmel warf. (Verboten wurden uns das erst, als „der taubstumme Dieter“ damit eine Scheune abgefackelt hatte.) Oder wir bauten „**Knaller**“. Dazu brauchte man einen faustgroßen Stab von der Dicke eines Besenstiels, in den man mit einem weißglühenden Nagel ein Loch brannte, in das man die Zündmasse von einem Dutzend Streichhölzern stopfte. Dann steckte man einen Nagel in das Loch und schlug das ganze, Nagel voran, an die Wand, um mit dem Knall die Nachbarschaft zu erschrecken. Aus Gummiringen von Weckgläsern, Astgabeln, Draht und einem Stückchen Leder bauten wir uns **Schleudern**, mit denen wir die letzten Fensterscheiben in Ruinenhäusern zerschossen.

Wir spielten Spiele, die es heute nicht mehr gibt, z. B. Sturmangriff. Wenn wir mit viel Geschrei auf die Westwall-Schützengräben zurannten, nannten wir unsere Wurfgeschosse, meistens Tannenzapfen, „Muni“ (Munition), sprachen von „schwere Ari“ (Artillerie), wenn wir mit großen Erdbrocken warfen und riefen nach dem „Sani“ (Sanitäter), wenn jemand getroffen worden war. Bisweilen

---

2383 In den staatlichen Saargruben brauchten Bergleute bis zum 1. Weltkrieg zum Heiraten die Erlaubnis der Grubenverwaltung, die sie nur erhielten, wenn sie ein Haus besaßen. Die Grubenverwaltung gab dafür zwar einen stattlichen Vorschuss, band die Bergleute damit aber auch fest an die Grube, weshalb die Löhne der Saargruben im allgemeinen niedriger waren als an der Ruhr.

flogen auch Steine, einer hat mir den Unterkiefer gebrochen, von einem anderen habe ich heute noch eine kleine Narbe in der linken Braue. Aber das war die Ausnahme und vor den „Barackern“, d. h. den Kindern aus einer benachbarten Barackensiedlung, die im Ruf standen, mit halben Backsteinen zu werfen, sind wir immer davongelaufen.

Die meisten unserer Spiele und Spielsachen waren harmloser. Wir bauten uns **Stelzen**, entweder aus Konservendosen, die man an langen Drähten unter dem Fuß festhielt, oder aus Holzstangen, an die Fußrasten angenagelt wurden, und wir spielten „**Bietsch**“, ein Spiel, das ich seither nie mehr gesehen habe. Man brauchte dazu die „Bietsch“, einen daumendicken, handlangen Stock, der auf beiden Seiten wie ein Bleistift angespitzt war, und einen weiteren, etwa 50 cm langen Stock, mit dem man auf die Spitze der Bietsch schlagen konnte, damit sie hochsprang und mit dem Stock weggeschlagen werden konnte. Ein halbes Dutzend Mitspieler versuchten, die Bietsch zu fangen, zu werfen oder zurück-zuwerfen, aber ich bin außerstande, die Regeln und den ganze Ablauf hier kurz und verständlich zu beschreiben. Einfacher zu spielen, aber komplizierter her-zustellen, war „**Tischfussball**“. Das Feld war eine Sperrholzplatte (etwa DIN A 3) mit Toren und Tormännern auf jeder Seiten, vor denen jeweils etwa fünf Spieler standen. Die Spieler waren Halma-Figuren, die sich auf kleinen Nägeln, die von unten durch die Platte geschlagen waren, drehen ließen, und mit einer waagerecht in sie gesteckten Nadel (mit buntem Glaskopf) den Ball, eine Murmel, einander zuspielen und auf das Tor schießen konnten.

Im Frühjahr sammelten wir **Maikäfer**, wobei der Fachmann nach Farbe und Größe zwischen Schornsteinfegern, Müllern, Füchsen, Kaisern, Königen und sonstigen Kategorien unterschied, die oft nur spontan erfunden worden waren. In den Sommerferien verbrachten wir ganze Tage in den **Freibädern** von St. Ingbert oder Kirkel, im Herbst machten wir die schon erwähnten „**Grumbeer-feiercher**“ und im Winter fuhren wir **Schlitten** und liefen auf den Tümpeln am Schlackenberg **Schlittschuh**. Wenn das Wetter zu schlecht war, um im Freien zu spielen, haben wir mit der Mutter am Wohnzimmertisch Flohhüpfen, Mikado, Schwarzer Peter, Mensch-ärgere-Dich-nicht, Mühle, Quartett, Rommé, Kanasta und ähnliches gespielt.

Der Wald, das Bergwerk und die Bunker sind heute verschwunden, aber als ich im vergangenen Jahr wieder einmal durch die Richard-Wagner-Straße spaziert bin, war beinah alles wie damals, nur die Kinderbanden gibt es nicht mehr.

1.02*

Ed Berwangers HJ-Propagandafahrt nach Kärnten

(vgl. Briefe vom 18. -27.7.1937)

Die „Kärntenfahrt“, die Ed Berwanger mit „seinen Jungen“ vom 18. bis zum 30. Juli 1937 unternommen hat, war eine Episode in dem langen unheilvollen Vorspiel zur Eingliederung Österreichs in das Hitlerreich, dem sogenannten Anschluss.

Als das österreichisch-ungarische Vielvölkerreich in den letzten Tagen des Ersten Weltkrieges auseinanderbrach und sich in einem Halbdutzend Klein- und Mittelstaaten neu organisierte, riefen die deutschsprachigen Österreicher in Wien die „**Republik Deutsch-Österreich**“ aus, und zwar ausdrücklich als „Bestandteil der Deutschen Republik“ - der neue Staat wollte, mit anderen Worten, ein Bundesland der Weimarer Republik werden. Das war naheliegend bei einem Kleinstaat mit rund 6 Millionen Einwohnern, der, abgeschnitten von seinem traditionellen Hinterland, nach allgemeiner Auffassung keine wirtschaftliche und politische Überlebenschance hatte, aber die Alliierten waren schlecht beraten, als sie (im Friedensvertrag von St. Germain) den **Anschluss verboten** und stattdessen mit der „Republik Österreich“ einen Staat aus der Taufe hoben, „den seine Bürger nie gewollt hatten“. Die meisten Österreicher wollten nicht einmal eine „Republik“, denn den „Marxisten“ war sie nicht sozialistisch genug und die „Monarchisten“ wollten ihren Kaiser zurück haben. Es folgten hoffnungslose und blutige Jahre, in denen Parteiarmeen und Bundesheer sich regelrechte Bürgerkriege lieferten, und die Weltwirtschaftskrise Österreich noch viel härter traf als Deutschland. Nur in dem dringend Wunsch, an das deutsche Reich angeschlossen zu werden, waren sich fast alle Österreicher einig, aber die Alliierten verboten noch im Jahr 1932 sogar eine geplante **Zollunion**.

Erst als Hitler 1933 einen **Propaganda- und Wirtschaftskrieg gegen Österreich** vom Zaun brach, den die österreichischen Nazis, „Hitleristen“ genannt, mit Hunderten von Sprengstoffattentaten und Mordanschlägen ergänzten, erkannte zumindest ein Teil der politischen Klasse und der Bevölkerung den „Selbstwert der staatlichen Unabhängigkeit Österreichs“. Die Regierung verbot deshalb im Juni 1933 die österreichischen Ableger der NSDAP, und Bundeskanzler **Dollfuß** (selbst kein lupenreiner Demokrat) erklärte ein Jahr später in aller Öffentlichkeit, „der Nationalsozialismus sei ein kriminelles System auf der Basis einer kriminellen Ideologie.“ Einige Wochen später wurde er bei einem „Hitleristen“-Putsch ermordet, die Polizei konnte die Sache aber noch einmal niederschlagen und aus Gründen, deren Beschreibung hier zu weit führen würde, wich Hitler zurück, sicherte dem neuen Bundeskanzler **Schuschnigg** sogar offiziell zu, sich nicht mehr in die inneren Angelegenheiten Österreichs einzumischen. Schuschnigg musste im Gegenzug zwar nicht das NSDAP-Verbot aufheben, wohl aber die Unterwanderung seiner Verwaltung durch die „Hitleristen“ und die kaum noch verhüllte Zusammenarbeit zwischen deutschen und österreichischen Nazis mehr und mehr dulden.

Zu dieser Zusammenarbeit und der propagandistischen Unterstützung der österreichischen Nazis gehörte auch „Kärntenfahrt von Ed Berwanger.[2384] Aus

[2384] Aus dem Brief vom 24.7.1937 wissen wir, dass auch Ruth Fritze vom 7. bis 30. August

Zeitzeugenberichten und Andeutungen im Nachlass können wir uns vorstellen, wie das praktisch ausgesehen hat.

Ed Berwanger, zwei weitere HJ-Führer und etwa fünfzig Hitlerjungen, die ihre Uniformen wegen des in Österreich fortgeltenden NSDAP-Verbots in Deutschland zurückgelassen hatten, marschierten in Wanderkluft und geschlossener Formation durch Kärnten und sangen die üblichen HJ-Lieder. Viel mehr fand nicht statt, aber kein Beobachter konnte einen Zweifel daran hegen, wer die Marschierer waren und für wen sie marschierten, zumal sie nach österreichischem Gesetz ganz legal über ihrer Unterkunft die Hakenkreuzflagge hissen durften.[2385]

Ob die illegale NSDAP Österreichs bei den reichsdeutschen Kameraden mitmarschiert ist und mitgesungen hat, ist aus den Berichten von Ed Berwanger nicht zu erkennen, aus seiner Andeutung, er habe „Verbindungen aufgenommen“, könne Näheres aber nicht schreiben, darf man aber wohl schließen, dass zumindest konspirativ-kameradschaftliche Kontakte bestanden haben. Auch von „Heimabenden“ und einem „hiesigen Unterbannführer“ ist die Rede, was ebenfalls auf gute Zusammenarbeit mit der illegalen NS-Organisation in Österreich hindeutet.

Für die jüngeren Teilnehmer hatte die Fahrt vermutlich den prickelnden Reiz des Verbotenen, für die älteren war sie eine polit-romantische Erinnerung an die „Kampfzeit der NSDAP“ vor 1933, in der „**Propagandamärsche**“ zum Repertoire der Parteiarbeit gehört hatten und Hitlers Kolonnen wegen des Uniformverbots auch gelegentlich in Räuberzivil durch die Straßen marschieren mussten. Im übrigen war die Sache zwar bestenfalls halblegal, aber nicht gefährlich, denn Kärnten war damals lange schon eine Hochburg der österreichischen Nazis (wie heute der FPÖ), und als im folgenden Jahr die Wehrmacht nach Österreich einmarschierte, konnten Ed Berwanger und „seine Jungen“ immerhin sagen, das hätten sie schon hinter sich.

Nota bene: Die Alliierten, die dem demokratischen Österreich den Anschluss und sogar die Zollunion verboten hatten, reagierten **1938** auf den **Einmarsch** der Nazis und den **Anschluss** an das Großdeutsche Reich nur mit ein paar diplomatischen Noten. Kein Wunder, dass die Welt allmählich glauben musste, dem Hitler würde alles gelingen.

1937 eine „Kärntenfahrt“ unternehmen wollten, weiteres findet sich dazu im Nachlass aber nicht.

2385 Vgl. Brief vom 19.7.1937.

1.03*

Ed Berwanger und die Adolf-Hitler-Schule in Sonthofen

(Vgl. Brief vom 20.1.1938)

Die NSDAP hatte für ihre zahlreichen Unterorganisationen nie genug qualifiziertes Personal und begann deshalb schon 1933, parteieigene Schulen für den „Führernachwuchs“ zu gründen. Unter anderem entstanden bis 1937 drei riesige Internatsgebäude, die sogenannten **Ordensburgen**[2386], deren Zweckbestimmung sich wiederholt geändert hat. Die „Ordensburg Sonthofen“ wurde ab 1938 überwiegend und später fast ausschließlich für **Adolf-Hitler-Schulen (AHS)**[2387] genutzt.

Die AHS waren, wie vieles im NS-Staat, das Ergebnis von Machtkämpfen innerhalb der NS-Führung. Robert Ley, Chef der Deutschen Arbeitsfront und NSDAP-Reichsschulungsleiter, wollte die staatliche Schulpolitik unter seine Kontrolle bekommen, konnte sich aber gegen den Reichserziehungsminister Rust nicht durchsetzen, verbündete sich deshalb mit dem HJ-Chef Schirach und erfand gemeinsam mit ihm die AHS als **Internatsschule für den HJ- und Parteiführernachwuchs**.

Im Gründungsdokument der AHS vom Januar 1937 heißt es unter anderem:

- Die AHS sind Einheiten der Hitlerjugend, die Schulaufsicht liegt bei den Gauschulungsämtern der NSDAP.

- Die AHS umfasst 6 Klassen. Aufgenommen werden Jungen **im Alter von 12 Jahren**, die sich im Deutschen Jungvolk hervorragend bewährt haben.

- Der Besuch der AHS ist **unentgeltlich**.

- Es gibt **keine Zeugnisse**, **keine Prüfungen**, **kein Sitzenbleiben**.

- Das wichtigste Auswahlkriterium für Schüler wie Erzieher ist die **charakterliche Eignung**.

Die AHS-Absolventen sollten nach Ableistung von Arbeits- und Wehrdienst wieder in die Ordensburgen zur „**NS-Junkerausbildung**“ zurückkehren, die sie zu „jeder Laufbahn der Partei und des Staates“ befähigen sollte.

2386 Die drei Ordensburgen standen in Sonthofen (Allgäu), Crössinsee bei Falkenburg (heute Zlocieniec in Polen) und Vogelsang (Eifel). Die Sonthofener Ordensburg, die heute unter Denkmalschutz steht, wurde nach dem Krieg erst von der US-Armee, danach und bis heute von der Bundeswehr genutzt. In der Ordensburg Vogelsang waren ab 1950 belgische Truppen stationiert, die dort auch einen 43 qkm großen Truppenübungsplatz unterhielten, der 2005 in den "Nationalpark Eifel" umgewandelt wurde und mittlerweile auch ein provisorisches Besucherzentrum zur Geschichte der Ordensburg enthält.

2387 Die AHS sind nicht zu verwechseln mit den bekannteren, schon 1933 gegründeten Napolas (Nationalpolitische Erziehungsanstalten), die als staatliche Internatsschulen an die Tradition der wilhelminischen Kadettenanstalten anknüpften und während der Krieges unter die Kontrolle der SS kamen, die dort den Offiziersnachwuchs für die Waffen-SS rekrutieren wollte.

Langfristig sollte jeder NSDAP-Gaue eine eigene AHS haben, im typischen NS-Aktionismus wurden die ersten zehn AHS aber schon im April 1937 gegründet, bevor es Lehrpläne oder gar Schulen gegeben hätte. Die zehn neuen Schulen wurden deshalb ab April 1937 gemeinsam in der Ordensburg **Crössinsee** untergebracht und zogen im September 1937 gemeinsam nach **Sonthofen** um. Sie sollten zwar später auf ihre „Heimatgaue" verteilt werden, aber der Krieg hat auch das im wesentlichen verhindert, allerdings wurden 1941, als Sonthofen mit 1.500 Schülern aus allen Nähten platzte, einige Schulen an provisorische Standorte ausgelagert, u. a. auf die Ordensburgen Crössinsee und **Vogelsang**, das Schloss **Sonnenstein** bei Plauen und die pseudo-historische **Drachenburg** bei Königswinter.

Eröffnet wurden die AHS 1937 mit dem Schülerjahrgang 1924/25. Für Eltern und Schüler war die AHS attraktiv, weil sie kein Schulgeld kostete. Die Schüler bekamen außer Unterkunft, Verpflegung, Lernmitteln und HJ-Uniform auch Zivilkleidung gestellt, dazu ein Fahrrad, eine Skiausrüstung und sogar Taschengeld. Kein Wunder, das es (jedenfalls in den ersten Jahren) für jeden Internatsplatz Hunderte von Bewerbungen gegeben hat. [2388]

In der heutigen erziehungswissenschaftlichen Literatur wird die AHS „januskköpfig" genannt, weil sie einerseits „**ein ideologisch fanatisiertes Führercorps**" heranbilden sollten und andererseits ein „**modernes pädagogisches Konzept**" hatte, in dem die Eigenverantwortung der Schüler, die Zusammenarbeit zwischen Lehrern und Schülern und der Gruppenunterricht eine größere Rolle spielten als in herkömmlichen Schulen. Zum Tragen kam diese Konzeption nie, weil die AHS, wie die meisten NS-Schulen, es nie geschafft hat, genug Dozenten zu rekrutieren, die sowohl stramme Nazis als auch ausgebildete Fachlehrer waren. Im Zweifelsfall entschied sich das Gauschulungsamt für die stramme Haltung, weshalb die meisten AHS-Lehrer, die ihre Schüler zum Abitur führen sollten, „zwar Hitlerjugend-Führer, aber nur Volksschullehrer" waren. „Nach pädagogischen Kriterien", heißt es bei Leeb, waren die AHS „allenfalls **sportorientierte Fachoberschulen** mit dem Ausbildungsziel NS-Führungskraft."

Über den Alltag der Schulen haben wir eine Reihe von autobiographischen Berichten. Zitiert seien Edgar Maurer (Geburtsjahrgang 1925, AHS-Eintritt 1938) und Hardy Krüger (Geburtsjahrgang 1928, AHS-Eintritt 1941)

Für **Edgar Maurer**, der sich in Sonthofen wohl gefühlt zu haben scheint, war die AHS ein „normales Internat, nur eben ein wenig militärischer", d. h. zum Geländespiel trug man HJ-Uniform, zum Unterricht Zivil, und daneben blieben genug Zeit und Raum für internatsübliche Lausbubenstreiche und homoerotische Versuchungen.

Hardy Krüger, der spätere Filmschauspieler, hat weniger freundliche Erinnerungen an seine AHS-Zeit. Den Tagesablauf beschreibt er wie folgt:

[2388] Um 1937 war das Schulgeld für höhere Schulen je nach Schulart und Region unterschiedlich hoch, konnte aber leicht zehn Prozent eines durchschnittlichen Monatsgehaltes erreichen.

6 Uhr wecken. Bettenbauen. Waschen. Sport.
Frühstück.
Weltanschauung. Latein. Physik. Chemie. Mathematik.
Mittagessen. Dreißig Minuten Pause.
Englisch. Kunsterziehung. Deutsch. Biologie.
Anschließend Leichtathletik.
Oder Waffenkunde.
Oder Strategie.
Oder Geräteturnen. Manchmal Fechten. Samstags Boxen.[2389]
Anschließend duschen.
Zweimal wöchentlich Musik.
Und marschieren. Rechts ... um ! Abteilung ... marsch !
Auf dem Weg zum Frühstück: Abteilung marsch !
Auf dem Weg zur Turnhalle: Abteilung marsch !
Links, zwei, drei, vier. Trott, Trott, Trott.

Albert Speer traute den AHS nicht viel mehr zu als die Ausbildung von „arroganten Parteibürokraten“ und fand es bezeichnend, dass die Parteigrößen ihre Kinder nicht auf eine AHS schickten, und sogar Martin Bormann einen seiner Söhne dorthin nur „strafversetzt“ habe.

Was aus den AHS auf Dauer geworden wäre, wissen wir nicht, denn nur der erste Jahrgang hat die Schule planmäßig absolviert, machte 1942 Examen und wurde zur Wehrmacht eingezogen. Im folgenden Jahr machten die 18-jährigen Schüler die Abschlussprüfung vorzeitig und wurden auch eingezogen, während die 17-jährigen als Flak-Helfer abkommandiert wurden. Weil auch die Lehrer nach und nach eingezogen wurden, konnte sogar der Schulbetrieb für die Eingangsklassen bis Kriegsende nur noch mühsam aufrecht erhalten werden.

Ed Berwanger hätte als Parteigenosse, HJ-Führer, Segelflieger, Skifahrer, Reserveoffiziersanwärter der Luftwaffe und Volksschullehrer das AHS-Anforderungsprofil nahezu perfekt erfüllt, zu seinen Gunsten spricht allenfalls, dass das Gauschulungsamt ihn trotzdem nicht genommen hat.

Warum Ed Berwanger sich überhaupt beworben hat, ergibt sich aus dem Nachlass nicht. Vielleicht wollte er nur wieder einmal irgendwie aus den „kleinen Verhältnissen“ seiner Volksschullehrerexistenz ausbrechen. Ich glaube, dass er aus diesem Grund auch zur Segelfliegerei ging, sich freiwillig zum Grundwehrdienst und zur Militärfliegerei meldete, und später überlegt hat, ob er nicht als Offizier bei der Luftwaffe bleiben sollte. (Vgl. seinen Brief vom 25.4.1940)

[2389] Boxen spielte in der NS-Pädagogik eine herausragende Rolle, denn „Hitlers pädagogische Vorstellungen, wenn man seine beiläufigen Bemerkungen dazu in ‚Mein Kampf‘ so bezeichnen will, waren zwar kaum mehr als ein paar sozialdarwinistische Binsenweisheiten“ - körperliche Ertüchtigung statt eingetrichtertem Stoff u. ä. - Boxunterricht hielt er aber „für ein besonders probates Mittel“ zur Erreichung seiner Bildungsziele. (nach Johannes Leeb)

1.04*

Der Westwall

Der Westwall war nicht das „gigantischste Befestigungswerk aller Zeiten“, wie Hitler auf dem Reichsparteitag 1938 prahlte, sondern eine leicht bewaffnete Sperranlage, die bei einem französischen Großangriff der deutschen Wehrmacht allenfalls ein paar Tage Zeit verschafft hätte, um den Gegenangriff zu organisieren. Der hektische Ausbau seit dem Mai 1938 hatte zwar dafür gesorgt, dass es bei Kriegsbeginn zwischen Basel und der Nordsee ungefähr **18.000 Bunker und Nebenanlagen** gab, die gesamte Anlage hatte aber, anders als die französische Maginot-Linie, nie genug artilleriefeste Panzerungen, schwere Waffen, Mannschaften, Kasematten, Magazine und geschützte Verbindungswege, um einem massiven Angriff auf Dauer widerstehen zu können. Sein wichtigster Zweck war die Täuschung der deutschen wie der internationalen Öffentlichkeit, indem er den Eindruck erweckte, Hitler und die Wehrmacht bereiteten sich auf die Reichsverteidigung vor, nicht auf einen Angriffskrieg.

Die Planung des Westwalls lag bei der Wehrmacht, die Bauausführung bei der **Organisation Todt** (OT), aber auch **Reichsarbeitsdienst**, **Pioniere** der Wehrmacht und lokale **Parteiorganisationen** haben mitgeplant und mitgebaut. Das organisatorische Chaos führte dazu, dass es keine einheitlichen Vorgaben für den Bunkerbau gab und die **Bewaffnung** nachträglich an die Bauwerke angepasst werden musste. Die OT hat im wesentlichen private Baufirmen aus dem ganzen Reich eingesetzt und so viel Zement, Stahl, Transportkapazität, Baumaschinen und Bauarbeiter gebraucht, dass der öffentliche Wohnungsbau, trotz der allgemeinen Wohnungsnot, praktisch eingestellt werden musste.

Die Baufirmen und Bauarbeiter waren zwar **dienstverpflichtet**, wurden aber nach den üblichen Sätzen bezahlt, denn Geld spielte bei Hitlers Aufrüstung keine Rolle. Nicht nur die Firmen, sondern auch die Arbeiter haben dank **Überstunden**, **Akkordlöhnen** und **Feiertagszuschlägen** gut verdient. Als ich Mitte der 1950er Jahre während der Schulferien auf Baustellen gearbeitet habe, haben mir alte Poliere mit glänzenden Augen von dem leicht verdienten Westwallgeld erzählt. Leicht verdient, weil „die vom Barras“ keine Ahnung hatten, wie ein Fachmann harte Arbeit vermeiden und trotzdem den Akkordlohn hochtreiben kann. Kein Wunder, dass von den etwa 300.000 Arbeitern, deren Dienstverpflichtung im März 1939 zu Ende ging, rund 250.000 sich freiwillig weiterverpflichtet haben. Schlechter ging es den Bauern im Grenzgebiet, die rund 8.000 Grundstücke verloren, meistens ohne jede Vorwarnung und Entschädigung. Ein paar „**Westwallbauern**“, deren Anwesen besonders schwer gelitten hatten, hatten doppeltes Pech: sie wurden 1940 auf Höfe vertriebener Bauern in Lothringen „umgesetzt“, die sie 1944 Hals über Kopf wieder verlassen mussten.

Allein im Saarland gab es 4.100 Bunker, vor und zwischen denen 340 Minenfelder, 100 km Panzergräben und 60 km Panzersperren[2390] lagen. Der saar-

[2390] „Panzergräben“ wurden in kleinen Tälern angelegt indem man mehrere Meter tiefe und breite Gräben aushob, die sich durch Grundwasser oder kleine Bäche mit Wasser füllten, während „Panzersperren“ aus Tausenden von etwa 1 m hohen, in mehreren Reihen aufgestellten Betonhöckern bestanden. (Solche Panzergräbern und -sperren haben damals alle Armeen gebaut, ich habe aber nie gehört, dass sie etwas genutzt hätten.) Viele

ländische Teil des Westwalls verlief nach der ersten Planung auf den Höhenzügen östlich von Saarbrücken, so dass die Stadt im Schussfeld beider Seiten gelegen hätte. Das war fortifikatorisch die richtige Lösung, beunruhigte aber die Saarbrücker und gab dem Populisten Hitler die Chance, die Bevölkerung spontan vor der eigenen Wehrmacht zu retten. Anlässlich der Einweihung des „Gautheaters Saarpfalz“, des heutigen Saarländischen Staatstheaters, ordnete er am 9.10.1938 die **Vorverlegung des Westwalls** auf das westliche Saarufer an. Das war militärisch allenfalls die zweitbeste Lösung, spielte aber nach Lage der Dinge später keine Rolle.

Bei **Kriegsende** sollte der Westwall für die „Reichsverteidigung“ reaktiviert werden, was unter anderem daran scheiterte, dass die alten Bauten den neuen panzerbrechenden Geschützen und Bunkerknackern der alliierten Luftwaffe nicht gewachsen waren, und alle schweren Waffen zum Atlantikwall transferiert und dort verloren gegangen waren. Als die Wehrmacht sich im Januar 1945 trotzdem im „**Orscholzriegel**“ zwischen Tettingen und Oberleuken festsetzen wollte, hat die US-Armee einen 15 km lange Abschnitt des „gigantischsten Befestigungswerks aller Zeiten“ mit Artillerie und Bombern umpflügte.

Panzergräben sind heute, etwa im unteren Würzbachtal, friedliche Anglerreviere, viele Betonhöcker liegen immer noch wie Drachenzähne im Gelände. Eine „unsichtbare Erinnerung“ an den Westwall sind die zahlreichen Türme und Kirchtürme, die bei Kriegsbeginn gesprengt wurden, um der feindlichen Artillerie „die Orientierung zu erschweren“, und nie wieder aufgebaut wurden.

1.05*

Ed Berwanger als NSDAP-Kreisorganisationsleiter

(vgl. Brief vom 27.1.1939)

Die von Karl Wüst in seinem Brief vom 27.1.1939 erwähnte Tätigkeit Ed Berwangers als Kreisorganisationsleiter der NSDAP im Kreis St. Ingbert wird an keiner anderen Stelle im Nachlass ausdrücklich erwähnt, auch nicht in seinen (nicht vollständig überlieferten) NSDAP-Ausweisen. Wir können trotzdem davon ausgehen, dass Ed Berwanger spätestens ab Ende 1938 nebenamtlich als Kreisorganisationsleiter der NSDAP in der Kreisleitung St. Ingbert tätig war. Dafür spricht unter anderem, dass er vor seiner Reserveübung für die Kreisleitung gearbeitet hat (Brief vom 28.8.1939), regelmäßig Kontakt zu dem Kreisleiter hatte (u. a. Briefe vom 19.9, 19.10. und 29.11.1939) und die Kreisleitung ihm die „nur für den Dienstgebrauch“ bestimmte Zeitschrift „Der Hoheitsträger“ zur Verfügung stellte. (Brief vom 28.9.1939) Und ausserdem war Karl Wüst selbst in der NSDAP und kannte sich aus.

Die NSDAP hat nach 1933 als „Staatspartei“ eine Art Parallelverwaltung zur öffentlichen Verwaltung aufgebaut, die in 40 Gauen, 813 Kreisen und 26.138 Ortsgruppen (Stand 1939) nicht weniger als 700.000 NSDAP-Funktionäre beschäftigte, deren oberster Chef der **Reichsorganisationsleiter** war.[2391] Er war „für die Bearbeitung aller Organisationsfragen der Partei“ zuständig sowie für die „Auswahl und Schulung“ der „Hoheitsträger“, wie die NS-Funktionäre offiziell hießen, die insgesamt wiederum das „**Korps der Politischen Leiter**“ bildeten.[2392] Ihr Amtsblatt war "Der Hoheitsträger", eine Monatsschrift, die bei einer Auflage von rund 40.000 Exemplaren offensichtlich nur für die mittleren und höheren Ränge gedacht war. Sie war „vertraulich“ und „vom Empfänger unter Verschluss zu halten."

Die Reichsorganisationsleitung gliederte sich in das Hauptschulungsamt, das Hauptpersonalamt, das Hauptorganisationsamt und weitere Ämter, darunter eines, das nur die Organisation der Reichsparteitage betreute. Der Reichsorganisationsleitung fachlich unterstellt waren die entsprechenden Ämter auf der Gau- , Kreis- und Ortsebene, wobei die „Hoheitsträger“ ab Kreisebene in der Regel, aber nicht immer, hauptberuflich für die NSDAP tätig waren und häufig in Personalunion noch andere Ämter (z. B. als Bürgermeister) inne-

---

[2391] Reichsorganisationsleiter von 1932 bis 1945 war Dr. Robert Ley, der schon 1924 in die NSDAP eingetreten war, seit 1928 hauptamtlich für sie arbeitete und eine der mächtigsten und finstersten Nazi-Gestalten war. Über den fanatischen Antisemiten heißt es in einer Kurzbiographie, er sei „der Prototyp eines pöbelhaften, radikalen Nationalsozialisten gewesen, der stets gegen bürgerliche Sitten und ‚blaublütige Schweine’ wetterte. Er war eine unausgeglichene Persönlichkeit und ein unfähiger Administrator“. Ab Kriegsbeginn verlor der allgemein als „Reichstrunkenbold“ oder „Dr. Immerblau“ bekannte Ley zwar gegenüber den Technokraten vom Schlage Todt und Speer an politischem Einfluss, nicht aber seine Ämter und Pfründen. 1945 hat er sich während des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses in seiner Zelle erhängt.

[2392] Das „Korps der Politischen Leiter“ wurde 1946 im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher zur verbrecherischen Organisation erklärt, weil es im Krieg für „die Germanisierung einverleibter Gebiete, die Verfolgung der Juden, die Durchführung des Sklavenarbeitsprogramms und die Misshandlung von Kriegsgefangenen“ mitverantwortlich gewesen sei.

hatten.

Der Kreisorganisationsleiter Ed Berwanger war deshalb im Kreis St. Ingbert[2393] zuständig gewesen für **die betriebsinternen Abläufe der Partei**, d. h. er musste unter anderem „die Einhaltung der Organisationsrichtlinien überwachen", ein Auge auf die Arbeit der anderen NS-Verbände (SA, SS, NSKK, NSV, DAF, NS-Frauenschaft, HJ, BDM etc.) haben, die Kooperation mit den „außerhalb der Partei stehenden Stellen" optimieren, die Leistung des Führungspersonals in den nachgeordneten Ortsgruppen beurteilen und nach oben melden, für die parteiinterne Fortbildung der Funktionäre und des Funktionärsnachwuchses (in den Ordensburgen und Adolf-Hitler-Schulen) sorgen, Parteiversammlungen vorbereiten und ggf. leiten, Statistiken über alles und jedes führen, und auf das äußere Erscheinungsbild der Partei achten - von den „Dienstschildern" an den Bürotüren bis hin zur „vorschriftsmäßigen Uniformierung". Kurzum, er war in der Partei allgegenwärtig und wäre der geborene Nachfolger des Kreisleiters gewesen, falls die Stelle einmal frei werden sollte.

Falls Ed Berwanger auch die von Karl Wüst am 27.1.1939 erwähnte Bestallung als **Kreissportlehrer**[2394] bekommen hätte, wäre das eine vorzügliche Ergänzung für seine (vorläufig noch nebenamtliche) Tätigkeit als Kreisorganisationsleiter gewesen - er hätte im ganzen Landkreis vormittags als Sportlehrer und nachmittags als NSDAP-Funktionär unterwegs sein können. Ich fürchte, dass nur die Einberufung zur Luftwaffe und der Krieg verhindert haben, dass mein Vater eine hauptberufliche NSDAP-Parteikarriere gemacht hat.

2393 Das Gebiet des heutigen Saarlandes war damals in sieben NSDAP-Kreise aufgeteilt, die in etwa (vor der Zusammenlegung der Kreise Homburg und St. Ingbert) den heutigen Land- und Stadtkreisen entsprachen. Der Kreis St. Ingbert hatte damals etwa 89.000 Einwohner, die NSDAP-Kreisleitung war in der Saarbrücker Straße 5 untergebracht. (Heute befindet sich dort eine Tankstelle.)

2394 Zur Aufgabe eines Kreissportlehrers vgl. meine Anmerkung zum Brief vom 12.4.1939.

1.06*

Das Jagdgeschwader 53

Lebenslauf

Das Jagdgeschwader 53 (JG 53) entstand aus dem JG 334, das im März 1937 in Wiesbaden und Mannheim aufgestellt worden war und ab Anfang 1938 mit den ersten **Messerschmitt-Jägern** der Baureihe Bf 109 ausgerüstet wurde. Im Mai 1939 wurde es in JG 53 umgetauft und mit jenen **Bf 109 E** ausgestattet, die Ed Berwanger geflogen hat.[2395]

Ab Kriegsbeginn fliegt das JG 53 im Raum Trier **Grenzpatrouille**, 1940 ist es (als Teil der Luftflotte 3) bei dem **Frankreichfeldzug** und den Luftkämpfen über dem Ärmelkanal dabei, im Sommer 1941 wird es in **Russland** eingesetzt, ab November 1941 ist es auf Sizilien stationiert (Einsatzgebiet **Mittelmeer** und **Afrika**), ab Februar 1943 in Tunesien und dann wieder in Italien. Ab Januar 1944 ist es zur „**Reichsluftverteidigung**" in Deutschland, im Sommer 1944 wird es in der **Normandie**, teilweise auch in **Rumänien** eingesetzt und ab September 1944 liegt es in Südwestdeutschland. Ein Geschwader hatte planmässig 120 Piloten, von dem Jagdgeschwader 53 sind bis zum Kriegsende **600** Piloten gefallen, d. h. statistisch gesehen musste jede Planstelle eines Piloten fünf Mal besetzt werden.[2396]

Gliederung

Ein **Geschwader** ist die größte taktische Einheit der Jagdfliegerei. Seine 120 Maschinen sind gegliedert in drei **Gruppen** mit je drei **Staffeln** zu je 12 Maschinen (und einige Stabs-und Kurierflugzeuge.) Jede Staffel besteht wiederum aus drei **Schwärmen** zu je vier Flugzeugen, jeder Schwarm aus zwei **Rotten** zu je zwei Flugzeugen. Die Gruppen sind römisch (**I** bis **III**), die Staffeln einer Gruppe arabisch (1-9) durchnummeriert.

Ed Berwanger flog bei der 5. Staffel der **II**. Gruppe des JG 53, abgekürzt 5./II./JG 53. Weil die meisten Piloten bei der Einheit blieben, zu der sie einberufen worden waren, ist es nicht ungewöhnlich, dass Ed Berwanger seine gesamte kurze Dienstzeit bei der 5./II./JG 53 verbracht hat.

Ed Berwangers direkte Vorgesetzte, die er teilweise in seinen Aufzeichnungen erwähnt, waren

- als Staffelkapitän während seiner ganzen Dienstzeit Oberleutnant **Rudolf**

2395 Jochen Prien hat 1997 eine dreibändige Geschichte des JG 53 vorgelegt, deren ersten Band („Jagdgeschwader 53 – A History of the Pik As Geschwader, 1997, Vol. 1 March 1937 to May 1942) mir Georg Walschus geschenkt hat, ein mittlerweile verstorbener Journalistenkollege vom Bayerischen Fernsehen und seinerzeit hochdekorierter Jagdflieger. (Das Exemplar liegt bei dem Nachlass.) Da das JG 53 hier nur insoweit interessiert, wie mein Vater Ed Berwanger davon betroffen ist, soll diese kurze Zusammenfassung genügen.

2396 Von 30.000 Jagdfliegern der deutschen Luftwaffe sind im Verlauf des Krieges 20.000 gefallen. Das ist unter allen Waffengattungen die höchste Verlustquote nach den U-Boot-Fahrern, bei denen 28.000 von 39.000 nicht nach Hause kamen.

Goy,

- als Kommandeur der II. Gruppe anfangs Major Hubert Merhart von Bernegg und ab dem 19.8.1939 Major **Freiherr von Maltzahn**,

- als Geschwaderkommodore bis zum 1.10.1939 Oberstleutnant **Werner Junck**, danach bis zum 1.1.1940 Major **Hans Klein** und schließlich Oberstleutnant **Hans-Jürgen von Cramon-Taubadel**.

Für den Leutnant Berwanger in olympischen Höhen angesiedelt war der Chef der **Luftflotte 3**, General (ab Juli 1940 Generalfeldmarschall) Hugo Sperrle, der im spanischen Bürgerkrieg 1936-37 Kommandeur der **Legion Condor** gewesen war. Ein gutes Dutzend der Piloten des JG 53 waren ebenfalls bei der Legion Condor gewesen, von der 5. Staffel gehörten Goy und Bretnütz dazu.[2397]

Die II. Gruppe des JG 53 in Frankreich

Ed Berwangers II. Gruppe des JG 53 wurde am 18. Mai 1940 nach **Sandweiler** in Luxemburg verlegt, am 22. 5.1940 nach **Charleville-Mézières** an der Maas, am 29.5.1940 nach **Laon-Couvron**, am 1.6.1940 wieder nach Charleville-Mézières, am 15.6.1940 nach **Vraux** bei Reims und am 22.6.1940 nach **Dinan** in der Bretagne. Nach der Niederlage im Luftkampf um England war sie in die Nähe von Calais stationiert bis sie nach Russland verlegt wurde.

2397 Zur Legion Condor vgl. meine Anmerkung zum 8.7.1939.

1.07*

Die Bf 109 - Legende und Wirklichkeit

(Vgl. Eintrag Kriegschronik „im August 1939“)

Die 1938 in Serie gegangene Bf 109 der Firma Messerschmitt galt bei Kriegsbeginn als der schnellste und beste Abfangjäger der Welt. Sie wird deshalb in populären Geschichten der Luftwaffe oft „**die legendäre Bf 109**“ genannt, aber ihr technologischer Vorsprung war nie so groß wie die deutsche Propaganda behauptet und Ed Berwanger geglaubt hat.[2398] Er wurde schnell kleiner, als die Westmächte ihre Luftwaffen nach- und aufrüsteten. Schon 1939/40 war die Bf 109 E mit 566 km/h nicht mehr ganz so schnell wie die neue **Spitfire Mk 1** der Briten (587 km/h), die obendrein als „steigfreudiger und wendiger“ galt.

Die **Reichweite**[2399] der Bf 109 von etwa 320 km reichte für die wichtigste Einsatzform der deutschen Luftwaffe, die „operativen Luftunterstützung des Heeres“, sie war aber völlig unzureichend für das „Battle of Britain“, in dem die RAF über England niedergekämpft und die deutschen Bomberverbände bis London begleitet und beschützt werden sollten. Wenn die deutschen Jäger über England auf die britischen trafen, hatten die deutschen einen ermüdenden Flug hinter sich und waren fast an den Grenzen ihrer Reichweite angekommen, während die britischen dank ihrer vorzüglichen Feindaufklärung in Angriffshöhe auf sie warten und praktisch über ihren eigenen Flugplätzen kämpfen konnten.[2400] Was die sonstigen technischen Parameter betrifft, kam ein nach dem Krieg durchgeführter **Leistungsvergleich** zwischen Bf 109 und Spitfire zu dem salomonischen Urteil, beide Maschinen hätten so nahe beieinander gelegen, dass es im Jägerkampf vor allem auf die Kampferfahrung der Piloten und ihre taktische Ausgangsposition angekommen wäre.

Auch die **französische Luftwaffe** konnte es, trotz der Verwendung einiger überholter Modelle bei Kriegsbeginn, mit der deutschen durchaus aufnehmen. Frankreich rüstete kurz vor Kriegsbeginn die ersten Jagdgruppen mit amerikanischen Curtiss Hawk H 75 aus, die zum Beispiel am 6.11.1939 in einem Luftkampf über der Saar ohne eigene Verluste neun Bf 109 abschossen. Frankreich selbst baute den Jäger Dewoitine D 520, der schnell, wendig und gefährlich war, wie sogar Werner Mölders[2401], damals Kommandeur der III. Gruppe des

---

[2398] Die Literatur über die Bf 109 füllt ganze Bibliotheken. Hinsichtlich der technischen Daten und Flugeigenschaften folge ich im allgemeinen der Darstellung von Heinz Nowarra (vgl. Bibliographie), die mein in diesen Dingen sehr kenntnisreicher ehemaliger Kollege Georg Walschus mir geschenkt hat.

[2399] “Reichweite” (oder „Aktionsradius“) bedeutet die maximale Entfernung, von der ein Flugzeug nach einem kurzen Luftkampf noch zu seinem Ausgangsflughafen zurückkehren kann. Reichweiten und die Höchstgeschwindigkeiten werden in der Literatur, je nach Definition der Einsatzbedingungen oder wegen technischer Veränderungen bei den Maschinen, bisweilen unterschiedlich angegeben, ich verwende in der Regel die Angaben aus dem „Oxford Companion to the Second World War“, 1995.

[2400] Wenn die englischen Piloten notlanden oder mit dem Fallschirm abspringen mussten, konnten sie unverzüglich in eine neue Maschine umsteigen und wieder starten. Es gibt dafür viele Beispiele. Das war besonders wichtig für die Royal Air Force, die während des Battle of Britain mehr Jagdflugzeuge als Piloten hatte.

[2401] Zu Werner Mölders vgl. Anmerkung zum 8.7.1939.

JG 53, feststellte, als er am 5.6.1940 von einer D 520 abgeschossen wurde und mit dem Fallschirm in die Gefangenschaft abspringen musste.

Die Statistik bestätigt dieses Bild. Weil es kein effektives Luftwarnsystem gab, wurden zwar 600 französische Maschinen aller Art auf dem Boden überrascht und zerstört, im Luftkampf verlor die französische Luftwaffe aber nur gut 300 Maschinen, während sie über 700 deutsche Jäger und Bomber abschoss. Die Briten verloren im Frankreichfeldzug 1.029 Flugzeuge[2402], die Alliierten insgesamt 1.900, die Luftwaffe 1.559 (einschließlich 323 schwer beschädigter). Bezogen auf die Zahl der an der Front eingesetzten Maschinen haben die deutsche wie die alliierten Luftwaffen bis zum Waffenstillstand in Frankreich jeweils gut 40 Prozent ihrer Maschinen verloren. Als Zeichen einer überwältigenden deutschen Luftüberlegenheit wird man das nicht betrachten können.

Der Vorteil der deutschen Jagdflieger und Kampfbomber lag nicht in der Technik oder in der Ausbildung, die bei der Masse der Piloten wegen des schnellen Aufbaus der Luftwaffe, wie das Beispiel von Ed Berwanger zeigt, relativ kurz war. Er lag in einer modernen, bis heute gültigen **Einsatztaktik**, das die Luftwaffe bei der „Legion Condor“ während des Spanischen Bürgerkrieges entwickelt und geübt hatte.[2403] Die Legion Condor brachten drei Lehren aus Spanien in die neue Luftwaffe des Dritten Reichs ein.

1. Für den Luftkampf erfand sie die aus nur zwei Maschinen bestehende **Rotte**, die bis heute die Grundformation der Jagdfliegerei ist. Bis dahin war es üblich, dass wenigstens drei und manchmal bis zu einem Dutzend Maschinen sich, beinah wie die alte Kavallerie, in geschlossener Linien- oder Keilformation auf den Feind stürzten. Danach begann eine wilde Kurbelei in der Luft, bei der jeder auf sich selbst gestellt war. Die Rotte hatte demgegenüber eine Art permanente Arbeitsteilung: der Rottenführer führte seine kleine Einheit und kümmerte sich um mögliche Ziele, der etwas zurückhängende Rottenflieger konzentrierte sich auf die rechtzeitige Entdeckung feindlicher Angreifer über, hinter und neben der Rotte. Bei einem Angriff feindlicher Jagdflieger konnten die beiden Flieger sich gegenseitig decken.

2. Für den taktischen Einsatz der Luftwaffe entwickelte sie das ebenfalls unverändert gültige Konzept der „**operativen Luftunterstützung des Heeres**“, das heute als „close tactical air support“ bezeichnet wird. Vereinfacht sah das im Polen- und im Frankreichfeldzug so aus, dass von Jagdflugzeugen beschützte Aufklärer den vor den Bodentruppen stehenden Gegner ausmachten und die ihnen folgenden Jagdbomber einwiesen, die dann den deutschen Angriffsspitzen den Weg freibombten.

3. Die Kommandostrukturen, Informations- und Befehlswege der Wehrmacht erlaubten im Einsatz (sozusagen auf der „Arbeitsebene“) einen **direkten Informationsfluss zwischen allen Waffengattungen**, während bei den anderen Armeen Informationen und Einsatzbefehle über weitab stationierte

---

[2402] Allein über Dünkirchen verlor die Royal Air Force 177, die Luftwaffe 132 Maschinen.

[2403] Zur „Legion Condor“ vgl. Anmerkung zum 8.7.1939.

höhere Stäbe laufen mussten. In der französischen Armee waren die verschiedenen Waffengattungen so wenig koordiniert, dass französische Militärhistoriker davon sprechen, Heer, Luftwaffe und Marine hätten versucht, nebeneinander ihren jeweils eigenen Boden-, Luft- und Seekriege zu führen.

Die Vorteile diese taktischen und organisatorischen Innovationen waren so offensichtlich, dass die alliierten Luftwaffen sie alsbald mit verschiedenen Variationen und Verbesserungen übernahmen. Je länger der Krieg dauerte um so mehr verlor die deutsche Luftwaffe ihre taktische und technische Überlegenheit. Die von militärhistorischen Amateuren oft betonte Tatsache, dass die Bf 109 **das bis heute meistgebaute Jagdflugzeug der Welt** sei, beweist nur, dass die deutsche Flugzeugindustrie viel zu lange an einem immer obsoleter werdenden Modell festgehalten hat (bzw. mangels Entwicklungs- und Produktionskapazitäten festhalten musste) und die Luftwaffe deshalb spätestens 1942 **technologisch ins Hintertreffen geraten** ist.

1.08*

Die Rote Zone und die Räumung des Saargebietes 1939

(Vgl. Brief vom 26.8.1939)

Seit dem Frühjahr 1939 gab es mehr oder weniger detaillierte Pläne für die Evakuierung der deutschen Bevölkerung an der deutsch-französischen Grenze. Im Saarland und in der Pfalz war eine etwa zehn Kilometer breite Zone von der Grenze landeinwärts als sogenannte **Rote Zone** definiert, die in etwa dem Westwallvorfeld bzw. der Artillerieschussweite von der französischen Grenze aus entsprach. Daran schloss sich weiter landeinwärts eine etwa 20 km breite **Grüne Zone** an, die überwiegend im eigentlichen Westwallgebiet lag. Im Falle des Krieges sollte die gesamte Zivilbevölkerung aus der Roten Zone evakuiert werden, im Falle eines feindlichen Einmarsches auch aus der Grünen Zone.

Im Saarland wohnten in der „Roten Zone" rund **300.000** Personen, die am 3. September den Räumungsbefehl erhielten. Die Evakuierten, im Volksmund „Räumlinge" genannt, wurden in "**Bergungsgebiete**" bis nach Mecklenburg[2404] geschickt, wichen bisweilen aber auch nur in einen Nachbarort aus. So zogen z. B. zahlreiche Einwohner aus dem in der Roten Zone gelegenen Rentrisch in das benachbarte St. Ingbert, das gerade noch in der Grünen Zone lag. Nur „Arbeits- und Erntekommandos", einschließlich der Westwallarbeiter, Bergleute und Fabrikarbeiter, durften oder mussten zurückbleiben und wurden in Gemeinschaftsküchen verpflegt. Feldpolizei und andere Einheiten gingen Streife gegen Plünderungen, die dennoch in erheblicher Zahl vorkamen.

Die Organisation der Evakuierung lag nicht bei der staatlichen oder kommunalen Verwaltung, sondern bei der NSDAP und war **chaotisch**. Kranke und alte Personen wurden meistens noch rechtzeitig in Zügen abtransportiert, aber „marschfähige" Personen sollten in „**Marschblöcken**" oft tagelang zu außerhalb der Roten Zone gelegenen Bahnhöfen marschieren. Die Unterbringung (z. B. in Turnhallen), die Verpflegung der Evakuierten u. ä. waren völlig unzureichend vorbereitet.

Nach den Unterlagen im Nachlass (Mappe 83) sollten alle „marschfähigen Personen" Marschverpflegung für 3 Tage und sonstigen Reisebedarf einschließlich Volksgasmaske mit sich führen, pro Person aber höchstens 15 kg. Mein Großvater, der „Pg. [Parteigenosse] Albert Fritze" war offiziell eingeteilt als „**Marschblockführer**" des „Marschblocks 20", in dem alle Marschfähigen der Haushaltungen Halbergstr. 7-18 zusammengefasst waren. Sein Ausweis als Marschblockführer liegt im Nachlass, ebenso der „**Marschausweis Fußmarsch**" für seine Frau Emilie. Beide konnten aber, wie die Tagebücher zeigen, diese Strapaze vermeiden, meine Großmutter, weil sie rechtzeitig mit meiner Mutter, meinem Bruder Gerhart und mir nach Kreuznach ausgewichen ist, während mein Großvater zusammen mit seinen Kindern Gerta und Kurt die

---

[2404] Wibke Bruhns (vgl. Bibliographie) berichtet dazu: „Am Bismarckplatz [in Halberstadt, dem Wohnhaus ihrer Familie] rücken schon am 3. September Flüchtlinge ein, Evakuierte aus dem Saarland". Eine Familie ihrer Halberstädter Verwandtschaft musste acht, eine andere fünf und eine dritte drei Personen in die Wohnung aufnehmen. „Noch geht das, weil alle Lebensmittelkarten mitbringen, aber ich mag mir nicht vorstellen, wie eng das ist, wie die Wäsche bewältigt und Streit vermieden wird."

Strecke bis Konzen auf dem Fahrrad und die weitere nach Kreuznach mit dem Zug zurückgelegt hat. Wie er sich seiner Verpflichtung als „Marschblockführer“ entzogen hat, weiß ich nicht, vielleicht hat er einfach das allgemeine Chaos ausgenutzt.

Die „Meldungen aus dem Reich“ stellen am 8.11.1939 fest: „Beim Weitertransport der Flüchtlinge ... haben vor allem ungenügende Aufklärung über die Dauer der Räumung und über Transportfragen, mitunter rigoroses Verhalten der Transportleiter ... unfreundliche Aufnahme durch die Quartiergeber sowie unzureichende Mitnahme von Kleidern und sonstigen Gebrauchsgegenständen aus der Heimat veranlasst, dass bereits während der Durchführung der Transporte in manchen Fällen bis zu 80 Prozent der Rückgeführten **eigenmächtig den Transport verlassen** und sich entweder wieder in die Heimatgebiete oder mit unbestimmtem Ziel auf die ‚wilde Wanderschaft’ begeben haben.“

Die Einwohner konnten offiziell ab Juli 1940 zurückkehren, die **Rückkehr** verzögerte sich aber vielfach, weil die fast ein Jahr lang leer stehenden Dörfer und Städte erst wieder bewohnbar gemacht werden mussten. Handwerker aus ganz Süddeutschland hatten wochenlang damit zu tun, die während des Winters geplatzten Wasserrohre und Toiletten zu ersetzen und die stillgelegten Gasleitungen zu überprüfen, während die Groß- und Einzelhändler erst wieder ihre Lager auffüllen mussten.

Um ein „Einsickern“ der Abwanderer aus der Grünen in die Rote Zone zu verhindern, war auch die Einreise in die Grüne Zone bis Herbst 1940 nur mit Genehmigung der jeweiligen Bürgermeisterämter möglich und wurde in der Regel nur ehemaligen Einwohnern der Grünen Zone bewilligt. Aus diesem Grund war auch der zivile Eisenbahnverkehr aus dem Reichsgebiet in die Grüne Zone weitgehend eingestellt worden, für die Einreiseberechtigten gab es gelegentlich Sonderzüge, „**Saar-Transportzüge**“ genannt.

Auf der französischen Seite der Grenze lief die Evakuierung nicht viel besser ab. Weil große Teile Lothringens und des Elsass vor (und nicht hinter) der Maginot-Linie lagen, wurden in den ersten Septembertagen rund **600.000 Personen** (mit jeweils max. 30 kg Gepäck) nach Südwestfrankreich (Schwerpunkt Périgord) evakuiert - meistens in Viehwagen, die acht Tage unterwegs waren bis zu ihrem Zielgebiet, wo die Flüchtlinge von Glück sagen konnten, wenn sie in Scheunen und Ställen Notunterkünfte fanden. Besonders unfreundlich soll die Aufnahme der Elsässer gewesen sein, die in Südfrankreich „les Allemands“ genannt und misstrauisch beobachtet wurden, wie wir aus zeitgenössischen Aufzeichnungen wissen. Mit Verbitterung erinnert man sich im Elsass noch heute daran, dass die französischen Soldaten vielfach die verlassenen Häuser plünderten während die Armee systematisch ein paar Hundert Brücken und Kanalschleusen sowie über 1.000 Kilometer Bahntrassen in die Luft jagte. Die Evakuierung - auch die 200.000 Einwohner von Straßburg waren fast vollständig abtransportiert worden - erleichterte der Wehrmacht den Einmarsch in die „**villes mortes**“ und gab dem SS-Sicherheitsdienst die Möglichkeit, bei der Rückwanderung der Evakuierten in das zur Annexion vorgesehene Elsass-Lothringen politisch unerwünschte Personen schon an der Grenze abzuweisen.

1.09*

Lebensmittelkarten, Bezugsscheine und Schwarzmarkt

Die Nazis hatten vorgesorgt, die **Lebensmittelkarten**, die am 27.8.1939 an alle deutschen Haushalte verteilt wurden, waren schon 1937 gedruckt worden. Die Hungersnot des nur zwanzig Jahre zurückliegenden Ersten Weltkrieges war in Deutschland unvergessen und die Nazis fürchteten eine Wiederholung der damaligen sozialen Unruhen und des „Zusammenbruchs der Heimatfront“ wie der Teufel das Weihwasser. Sie haben deshalb von Anfang an für eine rigorose Kontrolle der Lebensmittelverteilung gesorgt, und die besetzten Gebiete rücksichtslos ausgeplündert, damit sie genug zu verteilen hatten.[2405]

Seit September 1939 waren Fleisch, Fett, Butter, Käse, Vollmilch, Zucker, Marmelade, Brot und Eier rationiert, ab 1940 auch Obst, Gemüse und Hülsenfrüchte und seit Juni 1941 die Kartoffeln. Bei Kriegsbeginn gab es nur eine Karte für alle rationierten Lebensmittel, später zwölf verschiedene Karten in unterschiedlichen Farben, darunter **Reichsbrot**-, **Reichsfleisch**-, **Reichsfett**-, **Reichsmilch**- und **Reichseierkarten**, erst ab Oktober 1944 führte man, um Papier zu sparen, wieder eine gemeinsame „Sammelkarte für Lebensmittel“ ein. Neben den Lebensmittelkarten für „Normalverbraucher“ gab es unterschiedliche **Zusatzkarten** für Kinder, Jugendliche, Schwerarbeiter und Nachtarbeiter, sowie für werdende oder stillende Mütter u.ä., aber auch Karten mit Zuteilungen für „landwirtschaftliche Selbstversorger“, die fast nur Marmelade, Zucker und Eier erhielten. Außerdem gab es, je nach Verfügbarkeit, an Fest- und Feiertagen gelegentlich „**Sonderzuteilungen**“.[2406]

Man konnte in der Regel nur in dem Geschäft einkaufen, bei dem man als Kunde registriert war. Es gab deshalb für Personen, die aus dienstlichen Gründen verreisen mussten, „**Reise- und Gaststättenkarten**“ und für Soldaten im Heimaturlaub „**Reichskarten für Urlauber**“, beides sehr begehrte Tausch- und Geschenkartikel. Grundsätzlich war die Weitergabe von Karten verboten, sie wurde aber von Anfang an in bescheidenen Grenzen toleriert und später offiziell außer Strafe gestellt.

Für die auf den **Lebensmittelkarten** ausgewiesenen Waren bestand (wenigstens im Prinzip) ein Lieferanspruch, während die **Bezugsscheinen** für sonstige

---

[2405] Die meisten Staaten haben während des Krieges in der ein oder anderen Form Grundnahrungsmittel und Rohstoffe rationiert, aber nur England und die Schweiz haben ebenfalls schon im September 1939 „Ration books“ bzw. Bezugsscheine eingeführt. Frankreich hat erst im März 1940 mit der Vorbereitung von Lebensmittelkarten begonnen, konnte sie aber vor dem deutschen Überfall nicht mehr ausliefern, weshalb die ersten „*Cartes de rationnement“* für Grundnahrungsmittel im Oktober 1940 von der deutschen Besatzungsverwaltung eingeführt wurden. Bezugsscheine für weitere Lebensmittel, Textilien, Leder, Brennstoffe, Tabak usw. folgten bald.

[2406] Die „Sonderzuteilungen“ fielen schon bald sehr bescheiden und, je nach Lagerbeständen, regional unterschiedlich aus. 1942 sollten die Normalverbraucher als Weihnachtssonderzuteilung 200 g Fleisch, 125 g Butter, 125 g Zuckerwaren, 50 g Bohnenkaffee, 0,35 l Schnaps, 62,5 g Käse und 125 g Hülsenfrüchten erhalten, im Saarland gab es aber nur 500 g Mehl, 250 g Zucker, 125 g Hülsenfrüchte, 50 g Bohnenkaffee und 1/2 Flasche Trinkbranntwein.

Artikel des täglich Bedarfs eher die Obergrenze dessen beschrieben, was man überhaupt bekommen konnte, falls es verfügbar war und von Fall zu Fall „aufgerufen“ wurde.

Im November 1939 wurde die ein Jahr gültige "**Reichskleiderkarte**" eingeführt. Die Karte enthielt **100 Punkte**, die bei dem Kauf von Kleidung abgerechnet werden mussten., Man brauchte, je nach Qualität, für eine Bluse 17-25, eine Kittelschürze 30-40, ein Hemd 15-20, einen Sommermantel 45-50 und einen Wintermantel 45-70 Punkte. während es für Tisch-, Haus- und Bettwäsche sowie Schuhe und Berufskleidung gesonderte Bezugsscheine gab.[2407] Die Versorgung mit Textilien und Schuhen lag seit Kriegsbeginn deutlich unter dem Bedarf und wurde, soweit irgend möglich, aus den Tiefen der familiären Kleiderschränke gedeckt. Die Änderungs- und Hausschneiderei blühte, ebenso die private Hand- und Maschinenstrickerei.

Es gab auch eine **Reichsseifenkarte** und für sonstige Haushaltsartikel auf Antrag Bezugsscheine, aber insgesamt ging die Versorgung mit Verbrauchsgütern schon bis 1941 (bei deutlich sinkender Qualität) um ein Drittel zurück und ab 1943 wurde praktisch nichts mehr produziert, was nicht „kriegswichtig“ war.[2408] Dass es trotzdem bis Kriegsende Bezugsscheine für monatlich sechs Kilogramm „pflanzlicher Futtermittel“ für Hunde gab, gehört zu den Absonderlichkeiten des Systems.

Im Februar 1942 wurde die Reichsraucherkarte eingeführt, die **Raucherkarte M für Männer** ab 18 Jahren, die **Raucherkarte F für Frauen** ab 25 Jahren, Raucher-Sonderkarten gab es für Soldaten auf Urlaub, für Geschenksendungen an Kriegsgefangene und bei Hochzeiten. Anfangs bekamen Männer auf einen Tagesabschnitt drei Zigaretten oder einen Zigarillo, eine halbe Zigarre oder 5 Gramm Tabak, falls verfügbar. Frauen bekamen jeweils die Hälfte der Zuteilungen für Männer.

Bei einigen Artikeln und in bestimmten Perioden oder Regionen konnte man durch Abgabe des Bezugsscheins einen Artikel vorbestellen bzw. sich für die nächste Lieferung anmelden. Grundsätzlich gab Waren immer nur in Mengen, die **zum sofortigen Verbrauch** bestimmt waren, was die übliche hauswirtschaftliche **Vorratshaltung** fast unmöglich machte. Schon in der Zeit einer relativ guten Versorgung während der ersten beiden Kriegsjahre verbrachten die Hausfrauen deshalb endlose Stunden mit Kleineinkäufen für den Tagesbedarf, der Beantragung und Abholung immer neuer Bezugsscheine sowie der Vorbestellung und Abholung der zugeteilten Artikel. Ein halbes Dutzend Behördengänge für ein Paar Kinderschuhe waren nicht ungewöhnlich.

Dabei wurden die **Warteschlangen** immer länger, denn das Verkaufspersonal wurde knapp, war (wie später in der Mangelwirtschaft der DDR) wenig motiviert,

---

2407 Anfangs war „Luxuskleidung“ – Seide, Pelze, Schuhe über 40 RM etc. - noch bezugsscheinfrei, was in der Bevölkerung zu viel Unmut führte und deshalb umgehend abgestellt wurde.

2408 Als die Zahl der ausgebombten Haushalte stieg, mussten einige Fabriken wieder in Betrieb genommen werden, um wenigstens einfachste Haushaltswaren anbieten zu können.

und die bürokratischen Transaktionen am Ladentisch dauerten oft länger als der Einkauf. Im Geschäft schnitt die Verkäuferin bei jedem Kauf den entsprechenden Abschnitte mit einer Schere von der Karte ab, gegebenenfalls auch von mehreren Karten und Ergänzungskarten, und klebte ihn auf einen **Kontrollbogenvordruck**, weshalb **Schere** und **Leimtopf** mit **Leimpinsel** auf jeder Ladentheke standen. Auch die weitere Verwaltung des Kartensystem war aufwendig. Erst mussten die Kaufleute die Kontrollbogen sortieren, addieren und mit den **Bestell- und Lieferkontrollbogen** abstimmen, dann mussten die Ernährungs- und Wirtschaftsämter die Kontrollbogen erneut überprüfen, abrechnen und statistisch auswerten. Die Bestellung, Verteilung und Abrechnung der Lebensmittelkarten, Bezugsscheine und Waren war so voluminös, dass einige hunderttausend Personen damit beschäftigt waren, die meisten kriegshilfsdienstpflichtige Lehrer, Schüler, HJ-Gruppen etc.

Der **Schwarzmarkt** spielte bis Kriegsende keine wesentliche Rolle[2409], in der Literatur ist allenfalls von einer **Schattenwirtschaft** zwischen Produktionsbetrieben die Rede, die sich Rohstoffe im Naturaltausch besorgten. Im privaten Bereich kam er nach einem Bericht des Sicherheitsdienstes vom Januar 1944 in drei Formen vor: Erstens **privatem Tausch** legaler Zuteilungskarten (z. B. Raucherkarte gegen Brotkarte), zweitens zusätzlichen **Naturalleistungen** von Privatleuten an Handwerker (z. B. eine Flasche Wein für den Schuster) und drittens **Tauschhandel zwischen Einzelhändlern** (z. B. zwischen Metzgern und Bäckern), wobei nur die dritte Form eindeutig illegal war, aber bis zur Schwelle des Eigenverbrauchs kaum sanktioniert wurde.[2410] Relativ weit verbreitet war bei den Bauern der „private Mehrverbrauch“ über dem offiziell genehmigten Selbstbehalt (von Eiern über Butter bis zu schwarz geschlachteten Schweinen), er wurde aber in den ersten Kriegsjahren selten verfolgt, so lange die Landwirte ihr „Ablieferungssoll“ erfüllten.

Die Lebensmittelrationierung und die Ausplünderung der besetzten Gebiete stellte, trotz einiger Versorgungskrisen während des Krieges, und trotz einer wachsenden Zahl von **Ersatzstoffen**[2411], für die Mehrheit der deutschen Bevöl-

[2409] Es wird geschätzt, dass Schwarzmarktgeschäfte in den ersten Kriegsjahren nur etwa zwei Prozent aller Konsumausgaben betrafen und auch im Chaos der letzten Kriegsmonate nicht auf mehr als zehn Prozent stiegen. Die 100.000 Verfahren wegen „Missachtung des Kriegswirtschftsgesetzes“ (einschließlich 5.000 Todesurteilen) erlauben keinen Rückschluss auf den Umfang des Schwarzmarktes, da diese Prozesse bei Versorgungskrisen, etwa im Frühjahr 1942, aus propagandistischen Gründen eingeleitet und in der Presse als Beweis für das „rigorose Durchgreifen gegen Volksschädlinge“ vorgestellt wurden.

[2410] Dass NS-Bonzen sich Luxusgüter aller Art besorgten, erregte zwar populären Unmut, gehörte aber schon vor dem Krieg zum Stil der „Goldfasane“ und war mengenmäßig unerheblich, während die in der wirtschaftlichen Oberschicht weit verbreitete (nicht immer legale) Flucht in Sachwerte (antike Möbel, Kunstgegenstände, Aktien etc.) nur von geringem öffentlichen Interesse war.

[2411] Die Aufzählung der bekannteren Ersatzlebensmittel wie Ersatzkaffe, Malzkaffee-Ersatz, Ei-Ersatz, Hefe-Ersatz, Ersatzhonig, Ersatzmarzipan, Leichtbier, Zuckerersatz (Süßstoff), Milchpulver-Ersatz oder der entsprechenden Ersatzmaterialien wie Ersatzseife, Lederersatz, Gummiersatz, Ersatzschnur (Papierschnur), Ersatzwolle (ebenfalls Papierschnur), Ersatz-Bakelit (Hartpapier) etc. gibt nur einen unzureichenden Eindruck von der ständig sinkenden Qualität aller Lebensmittel und Bedarfsgüter während des Krieges, deren übliche Grundstoffe immer mehr reduziert und ersetzt wurden durch Materialien, die in

kerung bis weit in den Krieg hinein eine knapp ausreichende Ernährung sicher. Wenn Jürgen Kuczynski[2412] feststellt, dass in Deutschland „Ende 1943 die Arbeiter im allgemeinen nicht schlechter ernährt waren als im ersten Kriegsjahr“, bezieht er sich allerdings nicht auf die offiziellen Zuteilungen, sondern meint die tatsächliche Versorgung. Wegen der verschiedenen Möglichkeiten der **privaten Zusatzversorgung** - vom eigenen Garten samt Kaninchenzucht über die bäuerliche Verwandtschaft bis hin zu Fresspaketen, die die Fronturlauber mitbrachten - hatten Normalverbraucher 1943 zwar offiziell nur einen Anspruch auf 1.981 Kalorien pro Tag, ihre tatsächliche Versorgung lag aber nach zeitgenössischen Berechnungen bei 2.400 Kalorien, für Selbstversorger sogar bei rund 3.000 Kalorien. Erst im Sommer 1944 wurde es knapp, und erst im April 1945 brach das System zusammen. In den von Deutschland besetzten Gebieten lagen die offiziellen Zuteilungen von Anfang an deutlich unter dem Niveau in Deutschland. [2413]

normalen Zeiten in den Abfall gekommen wären. Es gab während des Krieges buchstäblich nichts - weder im Konsumbereich noch in der Industrie, nicht einmal in der Rüstungsindustrie - das „Friedensqualität“ gehabt hätte.

2412 Deutschland im zweiten Weltkrieg, Ost-Berlin: Akademie-Verlag, 2. Bd., 1975

2413 In Westeuropa lag die offiziellen Zuteilungen pro Tag im Durchschnitt der Jahre 1941 bis 1944 in Norwegen bei 1.478, in Belgien bei 1.400 und in Frankreich bei 1.168 Kalorien, wobei die tatsächliche Versorgung durch private Zusatzversorgung aller Art oft (aber nicht immer und nicht für jedermann) deutlich höher liegen konnte. In Westeuropa haben die Bauern nirgends gehungert, nur in Osteuropa lag die offizielle und in der Regel auch die tatsächliche Versorgung von Anfang an deutlich unter dem Mindestbedarf.

1.10*

Der sonderbare Krieg

Am 1.9.1939 überfällt Deutschland Polen, am 3.9.1939 erklären England und Frankreich Deutschland den Krieg, am 9. 4.1940 überfällt Deutschland Dänemark und Norwegen, in Narvik kämpfen britische, französische, norwegische und polnische Truppen gegen die Wehrmacht – und an der deutsch-französischen Grenze passiert fast nichts bis die Wehrmacht am 10.5.1940 nach Frankreich, Luxemburg, Belgien und den Niederlanden einmarschiert.

Diese Anfangsphase des deutsch-französischen Krieges wird auf deutsch „**Sitzkrieg**“, auf englisch „**phony war**“ und auf französisch „**la drôle de guerre**“ genannt, meine Großmutter Emilie Fritze nannte sie einen „**sonderbaren Krieg**“.[2414] Ich bevorzuge die Formulierung meiner Großmutter, denn als „phony“ oder „drôle“ haben die Soldaten in den Grenzstellungen den Krieg nicht erlebt, aber sonderbar war es schon, was damals an der deutsch-französischen Grenze geschah.

Die Gründe für den sonderbaren Krieg sind bekannt. Etwas vereinfacht kann man sagen, dass Hitler und der deutsche Generalstab einen Zweifrontenkrieg vermeiden und sich erst von dem Polenfeldzug erholen wollten, bevor sie zum Angriff im Westen übergingen, während der französische Generalstab in unverständlicher Apathie auf den Beginn eines langen Abnutzungskrieges an der Maginotlinie wartete. Charles de Gaulle kommentierte bitter, Frankreich habe „die Rolle des Opfers gespielt, das ruhig wartet, bis es selber an die Reihe kommt“.

In der Luft gab es deshalb auf beiden Seiten nur „Grenzüberwachungsflüge“, bei denen auch das JG 53 mit Ed Berwanger im Einsatz war. Nur Aufklärer beider Seiten überquerten gelegentlich die Grenze, obwohl die Luftwaffe ihren eigenen Maschinen auch das bis zum 10.9.1939 strikt verboten hatte.

Auf dem Boden veranstaltete die französische Armee in den durch Evakuierung entvölkerten Grenzgebieten eine politische Demonstration, indem sie in das Vorfeld des Westwalls einrückte, jedoch deutlich vor den deutschen Stellungen stehen blieb. Grundlage dieser „Pseudo-Offensive“, wie Corvisier sie nennt, war eine **französisch-polnische Generalstabsvereinbarung**, „derzufolge nach Beginn des deutschen Angriffs auf Polen die französische Armee binnen zehn Tagen zum Angriff über die deutsche Westgrenze antreten sollte“. Der französische Generalstab hat aber die Umsetzung der Vereinbarung „zu keiner Zeit ernsthaft ins Auge gefasst“. (Hillgruber) Der letzte französische Oberbefehlshaber, General Maxime **Weygand**, stellte dazu nach dem Krieg fest: "Wir haben unsere Truppen einen oder zwei Kilometer vorgeschoben, damit wir sagen konnten, wir hätten uns bewegt." Praktisch sah das so aus, dass **französische Spähtrupps** durch den **Pfälzer Wald** und den **Warndt** schlichen oder in der **Parklandschaft des Bliesgaus** Patrouillen sechs Kilometer vorrückten, etwa

---

[2414] Emilie Fritze notierte am 18.9.1939 in ihrem Tagebuch: „Bis jetzt ist um Saarbrücken und sonst entlang des Westwalles ein sonderbarer Krieg. Täglich Vorpostengefechte, Luftkämpfe usw., im übrigen jedoch still.“

bis zur Linie Bübingen - Wittersheim - Brenschelbach. Größere Verluste gab es nicht, denn die Wehrmacht hatte Befehl, sich bei Feindberührung zurückzuziehen und möglichst wenig zu schießen, was auch kaum nötig war, denn „oft genügte ein Schuss unserer Artillerie, um den Angriff zum Stehen zu bringen", wie es in einem deutschen Tagesbericht heißt. Am gefährlichsten waren die Tretminen, weil die französische Infanterie nicht gelernt hatte, sie zu entschärfen.[2415]

Nach der Niederlage Polens zogen sich die Franzosen ab dem 16.10.1939 wieder zurück, ohne von der Wehrmacht verfolgt zu werden, und der OKW-Bericht konnte den bisherigen Kriegsverlauf im Westen am 19.10.1939 so zusammenfassen:

> „Am 9. September 1939 eröffneten die Franzosen die Feindseligkeiten und überschritten mit Spähtrupps an verschiedenen Stellen die deutsche Grenze. Seit dieser Zeit haben an der ganzen Westfront an keiner Stelle ernsthafte Kampfhandlungen stattgefunden. Von einer einzigen Ausnahme abgesehen, führten die Kämpfe auf beiden Seiten nur kleine Verbände, meist unter Kompaniestärke. Diesen von französischer Seite als großer Erfolg und wirksame Unterstützung der Polen hingestellten geringen Geländegewinn hat der Feind freiwillig wieder aufgegeben. Die Luftkriegsführung an der Westfront ging bisher über Aufklärungstätigkeit sowie Jagd- und Flakabwehr auf beiden Seiten nicht hinaus."

Danach ist im OKW-Bericht bis zum deutschen Angriff im Westen nur die Rede von mal „örtlicher", mal „geringer" Artillerie- und Spähtrupptätigkeit, meist wird aber gemeldet, im Westen habe es „keine nennenswerten Kampfhandlungen" gegeben. Bitter war der sonderbare Krieg für etwa **zwei Dutzend Dörfer und Dörfchen** südlich der erwähnten Linie von Bübingen nach Brenschelbach, die von den abziehenden französischen Patrouillen systematisch **niedergebrannt** wurden. Das lichterloh brennende Herbitzheim hat Ed Berwanger am 16.10.1939 gesehen.

Auch die Wehrmacht hat sich ein politisches Possenspiel geleistet, indem sie ohne Feindberührung kurz vor Weihnachten 1939 am **Spicherer Berg** bei Saarbrücken die deutsche Vorpostenlinie ein paar hundert Meter über die Grenze vorschob, damit Hitler die **erste Kriegsweihnacht** bei einer Bunkerbesatzung „in Feindesland" feiern konnte.[2416] Jeder der Männer bekam vom „Führer" persönlich „ein Päckchen mit Äpfeln, Apfelsinen, Gebäck und einem Paar Strümpfe". Neben dem Bunker wurde dann ein Schild angebracht mit dem Text:

Adolf-Hitler-Stellung
Hier weilte der Führer
am 24. Dezember 1939 um 17 Uhr

2415 Zuverlässige Angaben über die Verluste beider Seiten konnte ich nicht finden, gelegentlich ist von insgesamt etwa 600 bis 800 Toten die Rede, einsatzbedingte Unfälle eingeschlossen.

2416 Vgl. Doris Seck, „Saarländische Kriegsjahre II", 1980

1.11*

Das Einkommen der Familie Berwanger vor, in und nach dem Krieg

In normalen Zeiten hätte das Einkommen der Familie Berwanger aus dem Gehalt meines Vater bestanden, und seine Höhe wäre, wie bei allen Lehrern, im Amtsblatt nachzulesen gewesen. In den turbulenten Kriegs- und Nachkriegsjahre war das anders. Unsere Mutter hat uns Kindern gegenüber aus ihren Einkünften nie ein Geheimnis gemacht, aber weil alle Leute unserer Umgebung mehr oder weniger auf dem gleichen bescheidenen Niveau lebten, hielt ich unsere Situation für normal und interessierte mich deshalb nicht dafür. Erst bei der Durchsicht des Nachlasses fiel mir auf, das ich rückblickend nicht sagen kann, ob es unserer Mutter und uns wirtschaftlich gut oder schlecht ging. Ich habe deshalb versucht, nachträglich aus einigen Hinweisen im Nachlass und der allgemein zugänglichen Literatur ein halbwegs plausibles Bild über das Einkommen unserer Familie in diesen Jahren zu gewinnen. Hier ist das Ergebnis:

Als beamteter Lehrer verdiente Ed Berwanger **im Frieden** zuletzt vor Steuern 292 RM im Monat, von denen nur rund 6 RM als Lohn- und Bürgersteuer abgezogen wurden. Zusätzlich bekam er die bei Beamten üblichen Beihilfen (z. B. 120 RM bei der Geburt eines Kindes), eine Pauschale für Dienstaufwand von 10 RM monatlich und eine staatliche Kinderbeihilfe von 10 RM pro Kind und Monat. Das monatliche Familieneinkommen lag also bei 310 RM.[2417]

Mit Kriegsbeginn stieg das Einkommen aller Soldatenfamilien beträchtlich an. Die Nazis hatten die Lehre aus dem Ersten Weltkrieg gezogen, in dem der Staat „das Wohl der Soldatenfamilien in skandalöser Weise vernachlässigt und sie zu Almosenempfängern degradiert hatte“ - mit den bekannten negativen Folgen für die Kampfmoral der Soldaten und den Widerstandswillen an der „Heimatfront“. Für ihren eigenen Krieg hatten sie sich deshalb zur „sozialpolitischen Sicherung der inneren Front“ eine beinah opulente **Familienversorgung** ausgedacht, die deutlich über dem lag, was ihre Kriegsgegner sich leisteten.

Alle Soldatenfamilien bekamen einen steuerfreien „**Familienunterhalt**“, der ausdrücklich den „Besitzstand“ der Familien wahren sollte und deshalb bei Angestellten und Arbeitern rund 85 Prozent des letzten Nettoverdienstes ausmachte.[2418] Diese Verminderung des Familieneinkommens um 15 Prozent

---

2417 Die Regierungskommission des Saarlandes, die im Auftrag des Völkerbundes von 1920 bis 1935 das Saarland verwaltete, hatte die Lehrergehälter im Saarland wiederholt angehoben, weshalb Ed Berwanger mit einem Jahreseinkommen von rund 3.700 RM im oberen Drittel der nationalen Einkommenspyramide lag. Laut Götz Aly hatten 70 Prozent aller Einkommensbezieher ein Jahreseinkommen unter 2.500 RM.

Zum Vergleich: das durchschnittliche Monatseinkommen von Industriearbeitern betrug damals 140 RM und von Angestellten 231 RM.

Hinsichtlich der Kaufkraft finde ich die Angabe von Götz Aly plausibel, dass 1 RM (Stand 1939) etwa 10 Euro (Stand 2004) entspricht.

2418 Für Gewerbetreibende und Selbständige galt eine entsprechende Regelung in Bezug auf

wurde mehr als wettgemacht durch den Wehrsold und sonstige Wehrmachtszahlungen (z. B. Frontzulage, Fliegerzulage) sowie durch den Umstand, dass der Soldat zu Hause als Kostgänger ausfiel. (Weil der Familienunterhalt nicht an die Soldaten, sondern deren Ehefrauen ausgezahlt wurde, hatten die meisten Frauen erstmals das gesamte Haushaltsbudget unter Kontrolle und wirtschafteten meist deutlich besser als ihre Ehemänner.)

Die Kriegssteuer für Lohn- und Gehaltsempfänger, die durch die Kriegswirtschaftsverordnung vom 4.9.1939 eingeführt worden war, wurde erst ab einem Jahreseinkommen von etwa 2.500 RM fällig, und war bis zu einem Jahreseinkommen von 6.000 RM sehr gering. Ed Berwanger zahlte seit Kriegsbeginn eine monatliche Kriegssteuer von 2,08 RM, bekam aber während des Wehrdienstes weiterhin sein normales Gehalt, von dem ihm – ein Beamtenprivileg – nur 6 Prozent (statt 15 Prozent) abgezogen wurden.

Das Familieneinkommen von Ed Berwanger setzte sich demnach im Krieg zusammen aus seinem verminderte Monatsgehalt von netto 264 RM, dem Kindergeld (20 RM), sowie den Zahlungen der Wehrmacht an ihn persönlich. Als Fliegerleutnant bekam er einen Wehrsold von 72 RM, eine Fliegerzulage von wenigstens 30 RM und eine Frontzulage von 1 RM pro Tag, d.h. bei den Jagdfliegern weitere 30 RM im Monat. Das Familieneinkommen betrug also etwa 410 RM, d. h. etwa ein Drittel mehr als im Frieden, und lag noch deutlich höher, wenn man berücksichtigt, dass Ed Berwangers Verpflegung und Bekleidung von der Luftwaffe bestritten wurde. Unabhängig vom Krieg wirkte es sich auf das Budget der Familie Berwanger günstig aus, dass ihr von einem Ehestandsdarlehen über 1.000 RM bei der Geburt jedes Kindes 250 RM erlassen wurde.

Nachdem mein Vater vermisst gemeldet worden war, änderte sich die finanzielle Situation unserer Familie vorerst nicht gravierend. Meine Mutter erhielt „**Vermißtengebührnisse**“[2419], die etwa den zu erwartenden Versorgungsbezüge entsprachen, das heißt der Witwenrente aus dem Beamtenverhältnis meines Vaters. Sie war relativ gut, weil für die Witwenrenten gefallener Beamter eine Sonderregelung galt: Wenn mein Vater 1940 im Schuldienst (mit nur zehn Dienstjahren) verstorben wäre, hätte meine Mutter etwa 25 Prozent seines letzten Gehaltes als Witwenrente bekommen, bei kriegsgefallenen Beamten wurde die Witwenrente aber nach der Gehaltsendstufe berechnet, von der etwa 60 Prozent als **Witwenrente** gezahlt wurde. Dazu bekam jedes Kind weiterhin ein monatliches **Kindergeld** von 10 RM, und zusätzlich bekamen meine Brüder und ich eine **Kriegswaisenrente** von jeweils 10 RM und meine Mutter die **Kriegerwitwenrente**, allerdings nur die sogenannte „Grundrente“ von 30 RM, die unabhängig vom sonstigen Einkommen gezahlt wurde. (Die höhere „Ausgleichsrente“ wäre nur fällig gewesen, wenn sie kein anderes Einkommen gehabt hätte.)

---

das letzte versteuerte Einkommen, was dazu führte, dass sie massenhaft per Selbstanzeige bei dem Finanzamt erklärten, sie hätten vor dem Krieg deutlich mehr verdient als versteuert. Solche Selbstanzeigen waren für die Dauer des Krieges straffrei gestellt!

[2419] Vgl. Bescheid der Wehrmachts-Auskunftsstelle vom 15.4.1941.

Dieses Einkommen lag in der Nähe des letzten Lehrergehaltes meines Vaters und reichte angesichts der kontrollierten Preise und des geringen Warenangebots während des Krieges ohne weiteres aus, um den bisherigen Lebensstandard zu sichern. Knapp wurde es erst nach dem Krieg.

Im Mai 1945 war, neben allem anderen, auch die Rentenzahlung zusammengebrochen, und als im Saarland am 1. September 1945 die Zahlung der Versorgungsbezüge wieder aufgenommen wurde, gab es nur „Abschlagszahlungen", die 300 RM nicht übersteigen durften, während „Nachzahlungen für rückliegende Zeiten", d. h. für die Monate seit Kriegsende, „ausgeschlossen" waren.[2420]

Die endgültige Festsetzung der Rente hing von dem Spruch der Entnazifizierungskammer ab, die nicht nur den verstorbenen Beamten, sondern alle Familienmitglieder überprüfen musste.[2421] Unterlagen über dieses Verfahren habe ich im Nachlass nicht gefunden, aber jedenfalls scheint Elsbeth Berwanger im November 1947 (vgl. Brief vom 8.2.1948) einen endgültigen Rentenbescheid bekommen zu haben. Dass ihre Rente auf Grund des Entnazifizierungsbescheids um 20 Prozent gekürzt wurde, spielte keine große Rolle, da diese Kürzungen im Saarland schon am 21.11.1947 durch die französische Militärregierung wieder aufgehoben wurden.

Die Höhe ihrer Rente ergibt sich aus dem Gesetz vom 23.6.1948 über die „einheitliche Reglung und **Neufestsetzung der Versorgungsgebührnisse**". Wenn ich den im versorgungsrechtlichen Verwaltungschinesisch abgefassten Text richtig verstanden habe, bekam meine Mutter danach monatlich etwa 5.000 Franken **Witwenrente** und für ihre drei Söhne je 2.000 Franken **Waisenrente**, zusammen also 11.000 Franken. Wie viel das kaufkraftmäßig war, ist angesichts der im französischen Wirtschaftsraum wirbelnden Preis-Lohn-Renten-Spirale schwer zu sagen, ich konnte nur - mit dem schon gemachten Vorbehalt betr. Verwaltungschinesisch - an Hand des Gesetzes vom 29.7.1948 über die „vorläufige Regelung der Beamtenbesoldung" im Saarland feststellen, dass ein Volksschullehrer mittleren Dienstalters mit drei Kindern ein Monatseinkommen von etwa 25.000 Franken gehabt hätte.

Zusammen hätten unsere Renten bei sparsamer Haushaltsführung für den Lebensunterhalt der Familie wohl gereicht, aber meine Mutter hatte die kärglichen Lebensumstände ihrer Schwiegermutter Emma Berwanger (die ebenfalls die Witwe eines im Krieg gefallenen Lehrers war) vor Augen und wollte niemals auf die Hilfe anderer Leute angewiesen sein. Deshalb, und um ihren Söhnen unter allen Umständen eine angemessene Ausbildung ermöglichen zu

2420 Amtsblatt des Regierungspräsidiums Saar, 1945, S. 16: „Erlass über die vorläufige Regelung ... der Zahlung von Versorgungsbezügen an Hinterbliebene..." vom 18.9.1945.

2421 Dazu heißt es in den einschlägigen Durchführungsbestimmungen vom 2.6.1946: „Für die Festsetzung des Witwen- und Waisengeldes genügt es nicht, daß der verstorbene Beamte ... entnazifiziert ist, es müssen auch die Witwe und jede Waise entnazifiziert werden. ... Die Versorgungsberechtigten bringen die Entnazifizierung in Gang, indem sie sich bei den zuständigen Bürgermeisterämtern die vorgeschriebenen Fragebogen besorgen, ... sie peinlich genau ausfüllen und bei den Bürgermeisterämtern zur Weiterleitung an den Untersuchungsausschuß abgeben."

können[2422], hat sie ab November 1948 eine Schneiderlehre absolviert und danach eine **Damenschneiderwerkstatt** betrieben, bevor sie ab 1961 neben- und ab 1964 hauptberuflich als Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerin in den **Schuldienst** ging.

In den ersten Jahren war es knapp, aber ich hatte nie das Gefühl, dass es uns schlecht ging. Die Wohnungen wurden Zug um Zug größer, 1954 zogen wir zur Miete in ein altes, aber recht stattliches Haus in der Kaiserstraße 1[2423] mit einem riesigen Garten, in dem unsere Mutter nicht mehr zur Ernährung, sondern nur noch aus Liebhaberei Küchenkräuter und Salat anbaute. Ein Alters- und Zeitgenosse (Jahrgang 1930) beschreibt die wirtschaftlichen Verhältnisse seiner wie unserer Familie in den frühen 1950er Jahren ganz treffend: „Wir hatten keine Sorge um das tägliche Brot, es reichte auch zum Sonntagsbraten, aber wir lebten gezwungenermaßen sparsam und bescheiden ... Was man hatte, schien verhältnismäßig sicher, das Gesetz des Maßhaltens, des Einschränkens, des Verzichtens war aber immer gegenwärtig.“ (Das Zitat stammt aus Helmut Kohls „Erinnerungen“ von 2004.)

Das Geld für die Anschaffung eines Fahrrades oder unsere abenteuerlichen Fernreisen per Autostop, Fahrrad oder Motorrad haben meine Brüder und ich während der Schulzeit durch Ferienarbeit auf dem Bau oder in der Fabrik verdient. (Ich war in Frankreich und Spanien unterwegs, mein Bruder Gerhart kam bis Nordafrika und mein Bruder Gunter mit dem Motorrad bis in die Türkei und zum Nordkap.) Die Mutter hat uns so viel dazu gegeben, wie sie durch unsere Abwesenheit im Haushalt einsparen konnte.

Später, als alle Renten angehoben wurden und das Einkommen aus der Schneiderwerkstatt bzw. dem Schuldienst dazukam, ging es unserer Mutter wirtschaftlich recht gut, sie konnte sich 1971 eine Eigentumswohnung als Alterssitz leisten, Weltreisen nach China, Indien, Mexiko, Russland, Kenia und Oman etc machen, und ihren Söhnen während oder nach dem Studium einiges zukommen lassen.

[2422] Nota bene: Schulgeldfreiheit für höhere Schulen gab es nicht, oder allenfalls als „Sozialhilfe“, und die Kosten für ein künftiges Universitätsstudium konnte damals niemand abschätzen.

[2423] Das Haus in der Kaiserstr. 1 ist mittlerweile einem Neubauten gewichen, aber in der offiziellen Biographie von Erich Honecker findet sich ein hübsches Bild davon. (Erich Honecker: Aus meinem Leben. 1980). Dort gibt es ein ganzseitiges Foto mit der Unterschrift: „Demonstration des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands zum 17. Internationalen Jugendtag in St. Ingbert, Saargebiet, 6. September 1931“. Markiert sind im Vordergrund Erich Honecker und seine Schwester Gertrud, im Hintergrund steht unübersehbar unser späteres Haus in der Kaiserstraße.

1.12*

„Die Sache mit den Juden“

In unserer Familie sprach man von „der Sache mit den Juden“, wenn man die Verfolgung und Ermordung der Juden im Dritten Reich meinte. Wenn ich als Oberschüler die Erwachsenen gelegentlich darauf angesprochen habe, (aus pubertärer Aufmüpfigkeit, weil ich wusste, dass es ihnen unangenehm war), hörte ich, „die Sache mit den Juden“ sei „unglaublich“ gewesen, „verrückt“, „wahnsinnig“, „unverständlich“, aber Genaueres habe man nicht gewusst. Und im übrigen wolle man darüber nicht reden.

Über „die Sache mit den Juden“ nicht zu reden, scheint in der Familie schon immer üblich gewesen zu sein. Sie hat während der Nazizeit alle populären Informationen und Gerüchte aufgenommen und beiläufig oder ausdrücklich in den Briefen angesprochen, das Herzstück der nazistischen Wahnwelt, die „Judenfrage“, aber mit keinem Wort erwähnt. In den mehr als zweitausend Texten, die ich durchgesehen und abgeschrieben habe, fällt der Begriff „Jude“ nur ein einziges Mal - als der damals 16-jährige Hitlerjunge Kurt Fritze sich 1939 kraftmeierisch über das „Judengesindel“ in Polen auslässt - und drei andere Briefstellen beziehen sich indirekt auf Juden. (Ich komme darauf zurück.) Das ist nicht viel für den politischen und historischen Schlüsselbegriff der Nazizeit. Ich habe deshalb versucht, mit Hilfe der allgemein zugänglichen Literatur wenigstens herauszufinden, was man in meiner Familie von den Juden vor und nach 1933 gewusst haben kann und muss.

„Davon haben wir nichts gewusst“
„Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte“

Die Zwischentitel habe ich von Peter Longerich bzw. Bernward Dörner[2424] übernommen, die vor kurzem zwei vorzügliche Arbeiten vorgelegt haben, in denen sie beschreiben, was die Deutschen wann über den Massenmord an den Juden gewusst haben. Danach ist klar, ab wann und von wem man in meiner Familie gewusst haben muss, dass die physische Ausrottung der Juden offizielle Regierungspolitik war: Sie wusste es vom „Führer“ persönlich, der am 30.1.1939 im Reichstag für den Fall eines neuen Krieges „die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“ angekündigt hat. Sie haben diese Rede gehörte, weil sie, wie fast alle Deutschen, fast alle Hitler-Reden am Radio gehört haben.

Begriffe wie „Vernichtung“ und „Ausrottung“ hat damals, wie Longerich und Dörner zeigen, noch niemand für bare Münze genommen,[2425] erst im Verlauf

---

[2424] Peter Longerich: „Davon haben wir nichts gewusst“ Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945, 2006, und Bernward Dörner: Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte, 2007. Longerich war unter anderem „Senior Scholar in Residence“ am „Centre for Advanced Holocaust Studies at the US Holocaust Memorial Museum in Washington DC“ und ist zur Zeit Direktor des „Research Centre for the Holocaust and Twentieth-Century History“ an der Universität von London. Dörner arbeitet an dem Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin.

[2425] Dazu heißt es bei Longerich: „Die wiederholte Drohung der ‚Ausrottung’ erfolgte in einem propagandistischen Umfeld, das weitgehend durch konsequentes Schweigen des Regimes über sein weiteres Vorgehen in der ‚Judenfrage’ bestimmt war. ... In dem Jahr

des Krieges merkte die Öffentlichkeit, dass sie wortwörtlich gemeint waren. „Im Laufe des Jahres 1942“, so Longerich, „machten im Reichgebiet zunehmend Gerüchte über die Ermordung der Juden die Runde. Vor allem über Erschießungen wurde häufig spekuliert, und vielen war klar, dass die Deportierten dem Tod entgegensahen. Gemutmaßt wurde auch über den Massenmord mit Giftgas, konkrete Informationen über Vernichtungslager waren indes kaum im Umlauf.“ Je mehr man ahnte, um so größer wurde „das Bedürfnis, sich dem Wissen über das offensichtlich vor sich gehende Verbrechen zu entziehen und sich in ostentative Ahnungslosigkeit zu flüchten.“

Weil man das unfassbare „offene Geheimnis“ weder wahrhaben wollte, ergänzten „Nicht-Wissen-Wollen und Nicht-Begreifen-Können“ einander, und es scheint, „als habe die nach Kriegsende zur stereotypen Floskel gewordene Redewendung, man haben ‚davon’ nichts gewusst, ihre Wurzeln in dieser Flucht in die Unwissenheit.“ Oder, um Dörner zu zitieren, die Leute wussten „genug, um sich darüber im Klaren zu sein, dass sie nicht mehr wissen wollten.“

Das scheint mir im Großen und Ganzen eine plausible Beschreibung des einschlägigen Wissens und Unwissens auch meiner Familie über den Holocaust zu sein[2426], beantwortet aber nicht die Frage, wieviel die einzelnen Mitglieder meiner Familie von der „Sache mit den Juden“ gewusst haben, bevor sie nichts mehr davon wissen wollten. Und wie war es vor der Nazizeit? Die jüdische Gemeinde machte um 1933 einen so winzigen Bevölkerungsanteil aus - 0,76 Prozent in Deutschland, 0,56 Prozent im Saarland - dass man sich fragen kann, ob sie von meiner Familie überhaupt wahrgenommen worden waren. Diese Frage kann ich beantworten: die Juden gehörten zur Nachbarschaft.

Juden in St. Ingbert bis 1935

Als mein damals zwanzigjähriger Vater **Ed Berwanger** zu Ostern 1930 als Junglehrer nach St. Ingbert kam, gab es in der Stadt zwei Dutzend alteingesessene jüdische Familien.[2427] Die Beers lebten dort seit 1811, die Kahns spätestens seit 1846 und die Riesers, Lyons und Schmidts führten ihre Geschäfte auch schon in der zweiten oder dritten Generation. Reich waren sie nicht, aber es ging ihnen gut. Manche Kaufleute standen noch selbst hinter dem Ladentisch, andere machten nur noch die Honneurs, einige Söhne der Familien waren Lehrer oder Ärzte, andere hatten außerhalb St. Ingberts Karriere

---

[1942], in dem die systematische Deportation der Juden Europas in die Vernichtungslager begann und in dem der Holocaust mehr als de Hälfte der Opfer forderte, spielte die ‚Judenfrage’ in der deutschen Propaganda bemerkenswerterweise nur eine untergeordnete Rolle.“

2426 Der Begriff „Holocaust“ wurde in Deutschland erst durch die Fernsehserie „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiß“ allgemein üblich. Sie wurde im Januar 1979 vom WDR ausgestrahlt und gilt als „Meilenstein in der Mentalitätsgeschichte der Bundesrepublik“; weil sie „den Beginn der Bereitschaft auch eines Massenpublikums markiert, sich mit der NS-Vergangenheit überhaupt auseinander zusetzen.“

2427 Die meisten der folgenden Informationen über die Juden in St. Ingbert entnehme ich der Veröffentlichung „Juden in St., Ingbert“ von Christoph Nimsgern und Eva Zutter (1. Auflage 1987, 2. erweiterte Auflage 1990), die aus einer Projektarbeitsgruppe der St. Ingberter Gymnasien hervorgegangen ist.

gemacht und kamen nur noch zu Besuch.

Josef Beer gehörte 1867 zu den Gründern einer „Kreditgenossenschaft“, der späteren Volksbank, und wenigstens ein Beer oder Kahn saß bis 1935 immer im Vorstand. Ein Mitglied der Familie Victor war im Ehrenausschuss der deutschen Turnerschaft, ein anderes stürmte als Linksaußen im FC Victoria. Die wehrpflichtigen Männer waren im Krieg gewesen, zwei als Offiziere, zwei waren gefallen, einer hatte das Eiserne Kreuz Erster Klasse nach Hause gebracht. Ein Kahn saß zwanzig Jahre lang im Stadtrat, ein Loeb kandidierte für die Liberale Partei, Fotos zeigen die jüngeren Mitglieder der jüdischen Familien bei Faschingsfesten, auf Wanderungen des Pfälzerwaldvereins oder im „Radio-Bastel-Club“. Albert Weisgerber[2428] hat ein Portrait seines jüdischen Schulfreundes Dr. Alfred Haas gemalt, und eine heitere Szene mit Hermann Kahn im Biergarten der „Grünen Laterne“.

Damals (und noch in meiner Jugend) kannte in St. Ingbert jeder jeden, und in diesem Sinn muss auch mein Vater die meisten jüdischen Familien der Stadt kennen gelernt und die letzten fünf Jahre der mehr als hundertjährigen Geschichte des jüdischen St. Ingberts miterlebt haben. (Als meine Mutter **Elsbeth Berwanger** nach ihrer Heirat im August 1937 nach St. Ingbert gezogen ist, war die jüdische Welt im Städtchen schon lange untergegangen.)

Juden in Saarbrücken bis 1935

Die jüdische Gemeinde von Saarbrücken war mit etwa 2.000 Mitglieder im Jahr 1933 zu groß, als dass ich sie hier in aller Kürze charakterisieren könnte, ich will mich deshalb auf das wenige beschränken, was ich dazu von meiner Familie weiß. Meine Tante **Ruth Reißmann** erwähnt 1932 in einem übermütigen Schulmädchenbrief die jüdische Klassenkameradin Lieselotte Israel, und auch meine Tante **Martha Karner** hat sich auf Nachfrage an jüdische Mitschülerinnen erinnert. Als ich 2006 meine Tante **Gerta Peters** gefragt habe, ob sie in ihrer Jugend in Saarbrücken Juden gekannt habe, sagte sie, ohne Nachdenken zu müssen: „Natürlich, Heinzchen Ballin und Ellen Österreicher, die waren auch eines Tages plötzlich weg.“ Ellen Österreicher war eine Klassenkameradin, deren Familie nach Paris gegangen sei, Heinz Ballin der Sohn einer orthodoxen jüdischen Familie, den sie aus dem Ruderverein „Undine“ kannte.[2429] Und meine Großmutter **Emilie Fritze** erwähnte, (aber das hat mich damals noch wenig interessiert und ich erinnere mich nicht an Einzelheiten,) dass der jüdische Inhaber des Schuhgeschäfts, in dem die Familie immer eingekauft habe, sich „fast weinend“ von ihr verabschiedet habe, und auch von „zwei alten jüdischen Fräuleins“ war die Rede, die ihren Lebensunterhalt als Hausschneiderinnen verdienten und eines Tages „auch abgeholt“ wurden. Von anderen Kontakten meiner Familie zu jüdischen Saarländern habe ich nie gehört.

2428 Albert Weisgerber (1878 - 1915) ist ein in St. Ingbert geborener Maler des Frühexpressionismus, dessen Werke heute wieder in vielen deutschen Museen hängen. Als die Nazis ihn zum „entarteten Künstler“ erklärten und seine in öffentlichem Besitz befindlichen Werke verschleuderten, kaufte der damalige Bürgermeister von St. Ingbert, Dr. Norbert Schier, ein umfangreiches Konvolut, das heute den Grundstock der städtischen "Albert-Weisgerber-Stiftung" bildet.

2429 Zur „Undine“ vgl. Anmerkung zum 3.5.1932.

Die Vertreibung und Ermordung der saarländischen Juden

In Südwestdeutschland gab es bekanntlich jüdische Gemeinden bevor es christliche gab, im Saarland sind sie urkundlich nachweisbar seit 1358. Nach der Rückgliederung des Saarlandes an Deutschland (am 1.3.1935) wollten die Nazis dieser langen Geschichte ein Ende machen,[2430] die jüdischen Saarländer bekamen aber eine „Galgenfrist“, wie der Rabbiner von Saarbrücken es bitter nannte, denn im „Römischen Abkommen“ vom 3.12.1934 hatte die Reichsregierung (auf internationalen Druck) zusichern müssen, dass bis zum 29.2.1936 jedermann frei das Land verlassen und sein Vermögen abgabenfrei mitnehmen könne. Außerdem musste sie zusichern, dass bis zu diesem Zeitpunkt niemand „wegen Sprache, Rasse oder Religion“ benachteiligt würde. Damit waren alle rassistischen Gesetze und Verordnungen des Dritten Reiches im Saarland für ein Jahr suspendiert,[2431] aber das änderte nichts daran, dass, wie der Saarbrücker Rabbiner schon im Januar 1935 schrieb, alle Juden, „die heute noch an der Saar als Angestellte und Arbeiter von der Hand in den Mund leben, bald aller Erwerbsmöglichkeiten beraubt, rat- und hilflos auf der Straße stehen werden.“

Das Abkommen wurde nicht immer korrekt eingehalten. Schon 1935 wurde die „Rassentrennung“ in den Schulen eingeführt (und für alle jüdischen Kinder eine einzige Volksschule in Saarbrücken improvisiert), von Beamten wurde der Ariernachweis verlangt, und viele Vereine schlossen ihre jüdischen Mitglieder aus. An der Ausreise wurde aber niemand gehindert, und die Zahl der Juden sank von etwa 5.000 Anfang 1935 auf 3.117 im Juni 1935 und 557 im Mai 1939.

Aus St. Ingbert ist die Familie Otto Beer schon wenige Tage nach der Volksabstimmung nach Frankreich und weiter in die USA gezogen, die meisten anderen Familien folgten bis Mitte 1936, und im Jahr 1938 war die jüdische Welt von St. Ingbert so spurlos untergegangen, dass die Nazis am 11.11.1938 nicht einmal eine „Reichskristallnacht“ veranstalten konnten,[2432] denn die jüdische Gemeinde hatte ihre Synagoge und das zugehörige Wohnhaus rechtzeitig an die Stadt verkauft.[2433]

2430 Die Nazis haben auch das nicht geschafft. Schon 1946 wurde in Saarbrücken eine neue jüdische Gemeinde gegründet, vorerst als „französische Synagogengemeinde“ unter dem Schutz der französischen Militärregierung. Heute hat die Synagogengemeinde Saar, die für das ganze Saarland zuständig ist, rund 1.200 Mitglieder. (Stand: 2007)

2431 Bei dem „Römischen Abkommen“ und bei dem unten erwähnten Transport nach Gurs, folge ich überwiegend Hans-Walter Herrmann: Das Schicksal der Juden im Saarland 1920 bis 1945, in: Dokumentation zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Rheinland-Pfalz und im Saarland, Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, Nr. 17, 1974. Hans-Walter Herrmann war der Landesarchivar des Saarlandes, ich habe ihn kennen und schätzen gelernt, als er mir bei der Materialsuche für meine Dissertation geholfen hat.

2432 Nach dem Krieg wurde erzählt, dass St. Ingberter Soldaten aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft bevorzugt entlassen worden seien, weil die Amerikaner wussten, dass es 1938 in St. Ingbert kein Pogrom gegeben hatte.

2433 Aus einem Aktenvermerk wissen wir, dass ein Schlaumeier auf dem Bürgermeisteramt vorgeschlagen hat, den geforderten Preis von 16.000 RM angesichts der Situation der Verkäufer zu drücken, der Bürgermeister Norbert Schier aber entschieden hat, ihn zu

Der nächsten Schlag traf die Juden im Saarland in der Nacht vom 21. auf den am 22.10.1940. In zwei Vermerken des Auswärtigen Amtes heißt es dazu:

> Als auf Grund einer Vereinbarung mit der Regierung von Vichy alle Juden französischer Staatsangehörigkeit aus Elsass und Lothringen ins unbesetzte Gebiet Frankreichs abgeschoben wurden, wurde diese Bestimmung sinngemäß auch auf sämtliche Juden deutscher Staatangehörigkeit in den Gauen Saarpfalz und Baden[2434] angewendet. ... Nach bisher vorliegenden Meldungen sind die aus zwölf plombierten Eisenbahnzügen bestehenden Transporte nach mehrtägiger Fahrt im südfranzösischen Konzentrationslagern [Gurs] am Fuß der Pyrenäen eingetroffen. Da es dort an Lebensmitteln und an geeigneten Unterbringungsmöglichkeiten für die hauptsächlich aus alten Männer und Frauen bestehenden Verschickten fehlt, ist, soweit hier bekannt, von der französischen Regierung die Weiterleitung der Deportierten nach Madagaskar unmittelbar nach Öffnung der Seewege in Aussicht genommen worden.
> ...
> Die Staatspolizeileitstellen in Karlsruhe, Neustadt und Saarbrücken hatten den Befehl des Reichsführers SS, die Aktion im Geheimen vorzubereiten und durchzuführen. ... Die Aktion ist reibungslos und fast unbemerkt von der Öffentlichkeit verlaufen.

Nach Gurs verschleppt wurden 7.450 Personen, von denen nur noch 134 aus dem Saarland kamen, aus St. Ingbert betraf es nur Fritz Beer und seine Frau Elisabeth, geb. Kahn. Der Stadtchronist Jantzer notierte wehmütig: „Die letzte in unserer Stadt noch verbliebene Judenfamilie Fritz Beer und Frau mußten heute auf behördliche Anordnung St. Ingbert verlassen. Von heute ab sind keine Juden mehr in St. Ingbert und werden auch nie mehr solche hereinkommen. Der letzte Jude Fritz Beer war ein Nachkomme jenes Juden Beer, der vor 150 Jahren als erster nach St. Ingbert kam.“[2435]

---

zahlen. Die Synagoge wurde danach als städtische Luftschutzschule genutzt und diente nach dem Krieg schon am 8.6.1945 wieder jüdischen Soldaten der US-Armee als Synagoge. 1950 hat die Jüdische Kultusgemeinde Saar sie an die protestantische Gemeinde verkauft, die daraus ein Jugendheim gemacht hat, weshalb ich als Pfadfinder dort „Heimabende“ organisieren konnte. Mittlerweile beherbergt sie das „Amt für Religionsunterricht“.

Die Tora-Rollen sollen frühzeitig in eine andere Synagoge überführt worden sein, die Gesetzestafeln wurden nach dem Krieg im Garten des gegenüberliegenden protestantischen Pfarrhauses entdeckt. In St. Ingbert wurde vermutet, dass Pfarrer Georg Maus, der zu der „Bekennenden Kirche“ gehört hatte und wiederholt von der Gestapo belästigt worden war, sie dort versteckt hatte.

2434 Der Gau Saarpfalz umfasste etwa das heutige Saarland und den Süden von Rheinland-Pfalz, der Gau Baden den badischen Teil von Baden-Württemberg.

2435 Ob in St. Ingbert mittlerweile wieder Mitglieder der Synagogengemeinde Saar leben, weiß ich nicht. Allgemein bekannt ist aber, dass einige emigrierte Familien nach dem Krieg wieder Kontakt zu alten Bekannten aufgenommen haben und wiederholt zu Besuch gekommen sind. Zuletzt habe ich in der Saarbrücker Zeitung vom 16.4.2009 einen Bericht gefunden über einen Besuch der Kinder und Kindeskinder von Otto Beer. Die insgesamt sechzehn Mitglieder der Familie Beer wurden vor Ort betreut von den Familien Lang und Vigneron, deren Eltern und Großeltern im Hause Beer gearbeitet hatten. Die Senioren der Reisegruppe, die Geschwister John (früher Hans), 80, Martin, 82, und Hilde Beer, 84, kenne ich von einem fröhlichen Kinderfoto, mit dem sie sich 1935 von ihrer Kinderschwester verabschiedet haben. Es trägt auf der Rückseite den Text: „So scheiden

In Gurs und benachbarten Lagern sind rund 2.000 Abgeschobene an Typhus, Ruhr, Erschöpfung und Hunger gestorben, rund 1.000 konnten fliehen oder emigrieren, rund 4.000 wurden in die Gaskammern von Auschwitz transportiert, darunter auch Elisabeth Beer. Insgesamt wurden ungefähr 500 saarländische Juden in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern ermordet, die meisten nachdem sie in Frankreich den Nazis in die Hände gefallen waren oder die Vichy-Regierung sie ausgeliefert hatte.

Meine Mutter, ich und der „Gelbe Stern“

Ich habe meine Mutter einmal gefragt, ob sie je einen Juden mit dem „Gelben Stern“ auf der Jacke gesehen habe. Als sie sagte, sie hätte nie einen gesehen, habe ich ihr das nicht geglaubt. Mittlerweile weiß ich, dass sie Recht hatte. Im Osten gab es den „Gelben Stern“ (oder ähnliche Kennzeichen) seit 1939, in Deutschland wurde er aber erst am 19.9.1941 eingeführt, und damals gab es dort, wo wir gewohnt haben - im Saarland, in Baden und in Lothringen - schon lange keine Juden mehr.

Juden in Bad Kreuznach

Über Bad Kreuznach und die Kreuznacher Familie meines Vaters konnte ich in dieser Hinsicht noch weniger finden als über meine saarländische Familie. Die etwa 700 Juden, die es vor 1933 in Bad Kreuznach (27.000 Einw.) gab, lebten, wie es sich in einem Kurstädtchen gehört, „auf gehobenem sozialen Niveau, waren in den Gesang- und Sportvereinen, im Stadtrat, es gab jüdische Ärzte und Anwälte, sogar einen jüdischen Schularzt. Andere betrieben Textil-, Schuh- und Möbelgeschäfte, waren tätig im Wein und Getreidehandel“.[2436] Als die SA im April 1933 einige Tage lang den Boykott aller jüdischen Geschäfte und Arzt-praxen organisierte, verließen zwar viele jüdischen Familien die Stadt und das Land, aber gut die Hälfte blieb, auf bessere Zeiten hoffend, und es ging für eine Weile auch wieder gesittet zu, unter anderem, weil die neuen Herren ihre jüdischen Ärzte schätzten und sich die elegante Atmosphäre der Kurstadt nicht durch den SA-Pöbel verderben lassen wollten.

Dann kam die „Reichskristallnacht“ vom 11.11.1938, in der sich auf Goebbels Anordnung die „spontane Empörung des Volkes über die Hetze des internationalen Judentums“ Bahn brach.[2437] In Bad Kreuznach wurde sie von dem Kreisleiter Schmitt organisiert, der Schlägertrupps von 20 bis 30 Mann in die Stadt

---

wir mit Sang und Klang! Leb wohl: Lisel, Martin, Hilde, Hans.“

2436 Zu Kreuznach folge ich im wesentlichen Edgar Mais: Die Verfolgung der Juden in den Landkreisen Bad Kreuznach und Birkenfeld 1933-1945. Eine Dokumentation, 1988. (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach Band 24)

2437 Insgesamt wurde in der „Reichskristallnacht“ rund 7.500 Geschäfte und Wohnungen sowie 1.400 Synagogen zerstört, 400 Juden umgebracht und 30.000 in Konzentrationslager verschleppt. Außerdem mussten die jüdischen Gemeinden auf eigene Kosten alle „Schäden im Straßenbild“ beseitigen und eine „Sühne“ von 1,12 Milliarde Reichsmark zahlen.

und drei Rollkommandos durch den Landkreis schickte.[2438]

In einer nicht vollständigen Liste werden für Bad Kreuznach 22 Überfälle auf Wohnungen, Geschäfte und eine Synagoge genannt, von denen zwei Drittel nicht weit von der Wohnung meiner Oma **Emma Berwanger** lagen. Im Vorderhaus der Roßstraße 29 - meine Oma wohnte im Hinterhaus - wurde die Familie Aron überfallen, Frau Aron zusammengeschlagen, und ihre Wohnung sowie das Büro der Firma Jakob Levy zerstört. Gleich um die Ecke (Gymnasialstraße 11) lag die Wohnung des Rabbiners Dr. Jacobs, dem man den Bart abschnitt, die Wohnung demolierte und die Scheiben einwarf, in der weiteren Nachbarschaft gab es die Antiquitätenhandlung Bienes (Kreuzstraße), die Wohnung des Kaufmanns Josef Michels (Mannheimer Straße) und das Schuhlager der Firma Frankfurter (Kornmarkt). Die alte Synagoge in der Fährgasse, und die überfallenen Häuser in der Mühlen- , Bleich- und Viktoriastraße liegen neben dem Kornmarkt. Meine Oma kannte zweifellos alle erwähnten Nachbarn persönlich und die meisten anderen Betroffenen wenigsten vom Sehen und Hörensagen, aber in keinem Brief wird die Sache erwähnt, so wenig wie in den Briefen anderer Verwandter, die ähnliches an ihren Wohnorten erlebt haben.

Es gibt noch zwei (oben vollständig abgedruckte) Brief von meiner Oma Berwanger bzw. ihrer Tochter, meiner Tante Else Berwanger, die in diesem Zusammenhang erwähnenswert sind. Makaber ist die Mitteilung von **Else Berwanger** vom 8.8.1944, die Baufirma Rittmann, bei der sie seit Jahren in Frankreich gearbeitet hatte, wolle sie „nach Auschwitz bei Kattowitz schicken, wo wir seit Jahren eine Baustelle haben[2439] ... Wir sollten uns hier [in Bad Kreuznach] ein paar Tage ausruhen und letzten Montag fahren. Die Koffer waren gepackt, die Fahrkarten gekauft, da kommt Sonntag der Anruf, ... daß Frl. Steiner und ich einer neuen Baustelle in Freiburg im Breisgau zugeteilt werden sollen. Der Tag der Abreise würde uns telegraphisch mitgeteilt, und zwar spätestens am Mittwoch. Nun haben wir schon Freitag und hören und sehen noch nichts. So komme ich also doch noch zu einem unfreiwilligen Urlaub.“

Die beiläufige Erwähnung des Schreckensortes und der Tonfall des Briefes, der sich zwar über die Terminverschiebungen empört, Auschwitz aber nicht anders behandelt als Freiburg, sagt mir, dass Else Berwanger nicht wusste, was Auschwitz bedeutete. Das wäre nicht ungewöhnlich, denn die Ortsnamen der Vernichtungslager waren in der Öffentlichkeit kaum bekannt“.[2440]

Meine Oma **Emma Berwanger** schreibt am 1.3.1940: „Unser Haus ist jetzt end-

---

[2438] Ernst Schmitt war von 1933 bis 1945 hauptamtlicher NSDAP-Kreisleiter und nach dem Krieg bis zum Juni 1948 interniert. 1951/53 wurde er wegen seiner Rolle in der „Reichskristallnacht“ zu einem Jahr und 6 Monaten Gefängnis verurteilt, die durch die Internierung als verbüßt galten.

[2439] Über die Baufirma Rittmann habe ich in den Anmerkungen zum 8.9.1944 das wenige mitgeteilt, was ich herausfinden konnte.

[2440] Die regimekritische Journalistin Ursula von Kardorff, die über gute Auslandsquellen verfügte und Kontakte zu Leute aus dem Widerstand hatte, erfuhr im Dezember 1944 erstmals von einem Vernichtungslager mit Gaskammern und notierte dazu: „Das Lager soll in einem Ort namens Auschwitz liegen.“

lich verkauft, Schuhfrank hat es gekauft für 56.000 Mark.[2441] M. wandern im Mai aus.“ Mit „unserem Haus“ ist das Haus in der Roßstraße gemeint, in dem sie zur Miete wohnte, die Familie M. waren die Hausbesitzer, die wahrscheinlich im Vorderhaus, Roßstraße 29, gelebt haben. „Das waren Juden“, hat sie einmal erzählt, lange bevor ich verstand, was das bedeutet, „die armen Leute. Sie hatten Verwandte in Amerika.“ (Verwandte in Amerika fand ich interessant, deshalb kann ich mich an die Bemerkung erinnern.) Dass meine Oma den Familiennamen mit „M.“ abkürzt, könnte andeuten, dass sie das für eine heikle Information hält, kann aber auch nur ihre übliche Manier sein, als bekannt vorausgesetzte Namen abzukürzen. (Sie nennt bisweilen die befreundete Familie Becherer „die Familie B.“ und ihren Pirmasenser Neffen Fritz „den Fritz aus P.“ etc.)

Dass eine jüdische Familie noch im Frühjahr 1940 nach Amerika auswandern konnte, wäre möglich, von den rund 270.000 Juden, die legal das Land verlassen konnten bevor Ausreisen im Oktober 1941 verboten wurden, sind 1940 rund 15.000 und sogar 1941 noch rund 8.000 ausgewandert. Ob das auch für die Familie M. zutrifft, kann ich nicht sagen, und habe nur den kleinen Trost, dass in der (unvollständigen) Namensliste der ermordenden Juden aus Bad Kreuznach keine Familie vorkommt, die in das „Suchbild M.“ passen würde. Vielleicht haben sie es wirklich nach Amerika geschafft.

Schließlich sind in diesem Zusammenhang ein halbes Dutzend einfacher Zinnteller zu erwähnen, von denen heute einer bei mir und die anderen bei meinem Bruder Gunter stehen. Zwei haben einen Durchmesser von etwa 36 cm, die anderen von etwa 22 cm, alle zeigen Gebrauchsspuren, die meisten tragen auf dem Boden das Meisterzeichen des Zinngießers Finck und den Stempel „London“,[2442] auf zweien ist die Jahreszahl 1877 eingraviert. Sie stammen von meiner Oma Berwanger und sollen Abschiedsgeschenke einer befreundeten jüdischen Nachbarsfamilie gewesen sein, die „zu Verwandten ins Ausland gezogen“ ist. So hat meine Oma es erzählt, weiteres habe ich nie gehört.

Die Männer der Familie im Osten

Der systematische Massenmord an den Juden fand im Osten statt, außerhalb der deutschen Grenzen von 1938, und das sich allmählich verdichtende populäre Wissen über den Massenmord - das „öffentliche Geheimnis“ - kam auch aus dem Osten, gelegentlich in Feldpostbriefen, meistens aber in den Berichten der Männer, die im Osten eingesetzt waren und im Urlaub oder als Verwundete nach Hause kamen.

Deshalb will ich zum Schluss ein Blick auf die Männer meiner engeren Familie

[2441] Zur Größe des Hauses und zum Kaufpreis vgl. Anmerkung zum 1.3.1940.

[2442] Das Meisterzeichen zeigt eine Justitia mit Waage und Schwert und die Umschrift „I. B. FINCK - Engl. Blockzinn“. Die Teller stammten demnach von dem Zinngießer Johann Baptist Finck d. Ä., der seit 1853 in Mainz nachgewiesen ist, die Justitia ist das Qualitätszeichen für bleifreies Feinzinn aus England, der „London“-Stempel bestätigt die Herkunft des Rohmaterials. Nach den Maßstäben meiner Oma Emma Berwanger waren das wertvolle Geschenke, heute kosten Teller von J. B. Finck im Fachhandel zwischen 50 und 120 Euro.

werfen, die der Krieg in den Osten verschlagen hat. **Albert Fritze** (Jun.) war als Zahlmeister seit Kriegsbeginn etwa zwei Jahre lang in Polen und die untereinander gut vernetzten „Schreibstubensoldaten“ der Wehrmacht wussten eigentlich immer alles. **Werner Reißmann** war im November 1939 kurz in Zgierz bei Lodz, und 1943 acht Monate lang im Rahmen seiner Generalstabsausbildung an der Ostfront, überwiegend im Raum Smolesnk-Orel. In Zgierz muss er die „wilde“ Judenverfolgung erlebt und nach seiner Rückkehr auch in der Familie erwähnt haben[2443], während der acht Monate im Osten beschreibt er in seinem Tagebuch zwar „Partisanenbekämpfungen“ und die Zwangsevakuierung der russischen Zivilbevölkerung, von Juden ist aber nicht die Rede, was auch daran liegen mag, dass die „Einsatzgruppen“, (d. h. die mobilen Mordkommandos der SS,) ihr massenmörderisches Geschäft in diesem Frontabschnitt schon Anfang 1942 im wesentlichen erledigt hatten.[2444] Sehr viel kürzer (und ohne Zugang zum „Flurfunk“ der Schreibstuben und Generalstäbe) waren die anderen Militärs der Familie im Osten: Der Soldat **Kurt Fritze** fuhr ab Ende August 1942 durch Russland nach Stalingrad, aus dem er Ende Dezember 1942 mit schweren Erfrierungen ausgeflogen wurde, der Gefreite **Carl Karner** war von April bis Juli 1942 irgendwo „in Russland“ unterwegs, bevor er wieder in die deutsche Etappe versetzt wurde, und der Unteroffizier **Heinz Peters** war im Juni / Juli 1941 ein paar Wochen im Generalgouvernement bei Debica und Mielec stationiert, etwa 120 km östlich von Krakau.

„Für die deutsche Kriegsgesellschaft im Osten“, schreibt Tobias Jersak, „wurde der Holocaust zu einem offenen Geheimnis.“[2445] Zur „Kriegsgesellschaft“ zählt er die zehn Millionen Soldaten, die im Lauf der Jahre im Osten eingesetzt waren, und weitere Millionen aus dem Wehrmachtsgefolge. Es ist kaum vorstellbar, dass nicht jeder Einzelne als Augenzeuge oder vom Hörensagen den tagtäglichen Horror der Ausplünderung, Zwangsarbeit, Ghettos, Massenerschießungen und systematischen Transporte ohne Wiederkehr gekannt haben soll, aber es scheint möglich gewesen zu sein. Helmut Schmidt, der 1941/42 rund ein Jahr lang als Flak-Offizier an der Ostfront war, berichtet: „Ich habe gewußt, daß Hitler Deutschland ins Elend führen würde. Aber ich habe ihn nicht für einen Verbrecher gehalten. Ich habe von dem Genozid an den Juden nichts gewußt. ... Mein Vater und auch meine Schwiegereltern, die Juden versteckten - nur für eine Nacht, ein paar Tage später kam jemand anderes für eine Nacht - wir alle haben davon nichts gewußt.“ Ich habe keinen Grund anzunehmen, dass Helmut Schmidt nicht die Wahrheit sagt.[2446]

[2443] Zu Zgierz und dem Schicksal der dortigen Juden während dieser Zeit vgl. meine Anmerkungen zum 11.11.1939. Kurt Fritze beruft sich in dem oben erwähnten Brief vom 6.12.1939 auf einen Bericht seines Schwagers Werner Reißmann über Polen, wenn er „von dem Judengesindel“ schreibt und erwähnt, Werner sei „recht froh, wieder bei seiner Kompanie zu sein.“ Ich bin mir aber nicht sicher, ob der 16-jährige Kurt Fritze den Bericht seines Schwagers verbatim wiedergegeben hat, und ob er begriffen hat, warum Werner Reißmann froh gewesen sein könnte, nicht mehr in Zgierz sein zu müssen.

[2444] Vor dem Krieg lebten allein in der Stadt Smolensk 15.000 und im Verwaltungsbezirk Orel 33.000 Juden, von denen nur die wenigen überlebten, die rechtzeitig nach Russland oder in die Wälder fliehen konnten. (Nach Yitzhak Arad)

[2445] Tobias Jersak: Entscheidungen zu Mord und Lüge. Die deutsche Kriegsgesellschaft und der Holocaust, in: DRZW Bd. 9/1.

[2446] Helmut Schmidt hat sich dazu wiederholt geäußert, ich zitiere hier aus einem Interview

Fazit

Ich weiß, dass Juden vor der Nazizeit zur näheren oder ferneren Nachbarschaft meiner Familie gehört haben, und ich muß annehmen, dass sie im Krieg, wie die meisten Deutschen, irgendwann „genug gewußt haben, um sich darüber im Klaren zu sein, dass sie nicht mehr wissen wollten“, ich konnte aber nicht herausfinden, wer wann und was über „die Sache mit den Juden“ gewusst hat, und auf Vermutungen will ich mich nicht einlassen.

mit der Frankfurt Allgemeinen Zeitung vom 9.4.2005. Helmut Schmidts Vater war das uneheliche Kind eines „Nicht-Ariers“, dessen Name nach damaliger Rechtslage offiziell „unbekannt“ war, weshalb ihm und seiner Familie die Verfolgung erspart blieb.

1.13*

Die Familie Maltzahn, 1194 - 2005

(Vgl. u. a. Einträge vom 12.3.1940, 27.8.1940 und 18.8.1947)

Günther Freiherr von Maltzahn (1910-1953) war im Jagdgeschwader 53 ab Juni 1937 Staffelkapitän der 6. Staffel, ab Juli 1938 Kommandeur der II. Gruppe und damit der direkte Vorgesetzte meines Vaters Ed Berwanger. Meine Mutter Elsbeth Berwanger hat ihn und seine Frau Adelheid im Januar 1940 kennen gelernt, als das JG 53 in Körbersee Skiurlaub machte. Nach dem Krieg haben meine Mutter und Frau von Maltzahn korrespondiert und meine Mutter hat die Maltzahns in der Nähe von Kreuznach gelegentlich besucht, zusammen mit mir oder einem meiner Brüder. Ich will ihre Familiengeschichte kurz erzählen, weil sie auch einen Blick auf die Politikgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts erlaubt.

Die Maltzahns – erstmals erwähnt in einer Urkunde von 1194 - sind im Rahmen der deutschen Ostkolonisation von Lüneburg in das heutigen Mecklenburg-Vorpommern gekommen und fast 900 Jahre dort ansässig geblieben. Wenn man die einschlägigen Handbücher durchblättert, findet man Maltzahns oder Maltzans in preußischem, kursächsischem, bayerischem, dänischem und schwedischem Dienst, als Offiziere, Vögte, Stadtherren, Oberhofmarschälle, Landräte, Regierungspräsidenten, Minister und Botschafter, auch ein Raubritter und ein Bischof kommen vor, aber die meisten männlichen Mitglieder der Familie scheinen die junkerliche Einheitslaufbahn eingeschlagen zu haben: die Jugend verbrachten sie bei einem der einheimischen Kavallerieregimenter, danach widmeten sie sich der Verwaltung der Familiengüter.[2447] Allein im heutigen Mecklenburg-Vorpommern besaß die Familie bei Beginn des 20. Jahrhunderts rund 50.000 Hektar Land, (oder zwei Prozent des heutigen Bundeslandes), die heute ganz ungefähr einem Marktwert von 200 Millionen Euro hätten.[2448]

Nach dem Ersten Weltkrieg, in dem die Welt (nicht der Besitz) des ostelbischen Adels endgültig untergegangen war, blieb die Familie Maltzahn im großen und ganzen im Mainstream ihres Milieus. Gute Republikaner oder gar Demokraten waren sie nicht. Dass Adolf Georg Otto Maltzan (1877-1927) als Staatssekretär im Auswärtigen Amt im Ruf stand, ein loyaler Diener der Republik zu sein, machte ihn zum Außenseiter, denn der ostelbische Landadel war nicht nur monarchistisch gesinnt, sondern schon vor 1933, gemessen an seinem Bevölkerungsanteil, deutlich überproportional in der NSDAP vertreten. Auch von den Maltzahns waren wenigstens acht schon vor 1933 in der NSDAP, höhere Weihen in der NS-Hierarchie scheinen sie aber nicht angestrebt oder erreicht zu haben.

2447 Es gibt in der Familie auch ein paar mehr oder weniger dilettierende Literaturhistoriker und Forschungsreisende, von denen wenigstens Heinrich von Maltzan (1826-1874) es zu bescheidenem Nachruhm gebracht hat, weil er als einer der ersten Europäer nach Mekka kam und darüber ein immer noch zitiertes Buch schrieb. („Wallfahrt nach Mekka“ 1860)

2448 Nach einer Aufstellung des Landwirtschaftsministeriums von Mecklenburg-Vorpommern hat ein Hektar landwirtschaftlicher Fläche nach dem Stand von 2005 einen durchschnittlichen Wert von etwa 4.200 €.

Nur Maria Gräfin Maltzan (1909-1997) wollte sich mit den Nazis nicht abfinden. In der schlesischen Herrschaft Militsch geboren, studierte sie gegen den Willen ihrer Familie in München Naturwissenschaften und die Schwabinger Boheme, hatte Kontakt zu kommunistischen und jüdischen Widerstandsgruppen, ging 1936 nach Berlin, verteilte illegale Flugblätter, versteckte Verfolgte, fälschte in Zusammenarbeit mit der Schwedischen Gemeinde von Berlin Personalpapiere, half bei der Rettung von rund sechzig Naziverfolgten und überstand mit Geschick und Courage mehrere Gestapoverhöre. Ihre Erinnerungen „Schlage die Trommel und fürchte dich nicht“ wurde 1986 ein Bestseller, 1987 ist sie in Yad Vaschem unter die „Gerechten unter den Völkern“ aufgenommen worden.

Günther Freiherr von Maltzahn, der spätere Chef von Ed Berwanger, wurde 1910 in Wodarg (Pommern) geboren und trat mit 21 Jahren in die Reichswehr ein, natürlich bei den Reitern im benachbarten Pasewalk, wo die Maltzahns seit Generation dienten. Später sollte er das väterliche Gut Krönnevitz (heute ein Ortsteil von Preetz im Kreis Nordvorpommern) übernehmen. 1935 wurde er zur Luftwaffe versetzt, bei Kriegsbeginn war er Hauptmann und Kommandeur der II. Gruppe des JG 53, dessen Kommodore er vom 9.10.1940 bis zum 4.10.1943 war. Über sein weiteres Schicksal und das seiner Familie im Krieg und bei Kriegsende berichtet seine Frau am 18.8.1947 in einem Brief an Elsbeth Berwanger, den ich oben wiedergegeben habe.

Nach dem Krieg lebte die Familie auf einem ärmlichen Bauernhof in einem Örtchen namens Abentheuer in der Nähe von Kreuznach. Als meine Mutter und ich sie einmal besuchten, bekamen wir von der Stallmagd die Auskunft: „Der Herr Baron sind mit der Kuh zum Stier gegangen“. Offensichtlich war das Personal von den mecklenburgischen Besitzungen in die Pfalz nachgezogen, denn ein Pfälzer Bauernmädchen hätte vom Herrn von Maltzahn sicher nicht mit Titel und im Plural gesprochen.

Schon 1952 war Günther von Maltzahn wieder in seinem erlernten Beruf, das „Amt Blank“ hatte ihn mit der Planung der künftigen deutschen Luftwaffe beauftragte.[2449] Ein Zeitungsausschnitt im Nachlass zeigt Maltzahn in Zivil, umgeben von kleinen Schautafeln mit den Eckdaten der neuen Luftwaffe: „Nur Düsenflugzeuge - 1.400 Flugzeuge – 20 Geschwader – 86.000 Mann – 30 % Unteroffiziere - 10 % Offiziere“.[2450] In der gleichen Mappe finden sich zwei

---

2449 Das „Amt Blank“ war 1950 auf Bitten der Westalliierten als Aufbauorganisation der späteren Bundeswehr eingerichtet worden. Sein Leiter war der Bundestagsabgeordneten Theodor Blank als "Bevollmächtigter des Bundeskanzlers für die mit der Vermehrung der alliierten Truppen zusammenhängenden Fragen". Blank war ein christlicher Gewerkschafter aus der Widerstandsbewegung, der im Juni 1955 auch der erster Verteidigungsminister wurde.

2450 Der Begleittext des Fotos lautet: „Mit Freiwilligen allein schaffe ich es nicht! Günther Freiherr von Maltzahn, ehemals Jagdflieger mit Eichenlaub und Kommodore des ‚Pik-As-Geschwaders’, ist verantwortlich für die personelle Aufstellung des deutschen Luftwaffenkontingents. Er demonstriert auf unserem Bild Mannschaftsstärke und Zahl der Flugzeuge, die Westdeutschland nach dem EVG-Vertrag stellen muß. 60 Prozent von den verlangten 86.000 Mann können durch die vorhandenen und noch einlaufenden Meldungen von Freiwilligen gedeckt, die restlichen 40 Prozent müssen durch Wehrpflichtige ausgefüllt werden.“ Tatsächlich hat der EVG-Vertrag eine „taktische Luftwaffe“ nur 85.000 Mann und 1.350 Flugzeuge vorgesehen.

Traueranzeigen, die eine unterzeichnet von Theodor Blank, die andere von fünf ehemaligen Luftwaffenoffizieren (Heuser, Cramer, Trautloft, Steinhoff und Neumann), die alle bei dem Aufbau der Bundesluftwaffe eine Rolle spielten sollten. Günther von Maltzahn war am 24.6.1953 gestorben, wahrscheinlich an den Spätfolgen einer Malaria, die er sich in Italien zugezogen hatte.

Soweit die Großfamilie Maltzahn in Mecklenburg und Vorpommern das Kriegsende überlebt hatte, wurde sie von der sowjetischen Besatzungsmacht entschädigungslos enteignet und es ist anzunehmen, dass sie die damalige SBZ so schnell wie möglich verlassen hat. Die lange Geschichte der Maltzahns in Mecklenburg-Vorpommern ist damit aber nicht zu Ende, denn nach dem Untergang der DDR haben wenigstens zwei der Maltzahn-Familien alte Familiensitze, die nach der DDR-Zeit eher Ruinen als Häuser waren, von der Treuhand gekauft und zumindest in einem Fall auch größere landwirtschaftliche Flächen der ehemaligen Familiengüter dazu gepachtet.[2451]

Mein Bruder Gerhart behauptet, unsere Familie hätte diese zweite Karriere Maltzahns interessiert zur Kenntnis genommen. Ich kann mich daran nicht erinnern, aber Gerhart hat sich immer mehr für die Fliegerei interessiert als ich.

2451 Helmuth Freiherr von Maltzahn hat die Schlossruine Ulrichshusen (Landkreis Müritz) zum Hotel ausgebaut und zum zentralen Festspielort der Musikfestspiele Mecklenburg-Vorpommern gemacht, Hans Albrecht Freiherr von Maltzahn hat das Gutshaus in Pinnow gekauften und die ehemaligen Familiengüter Pinnow und Duckow (Landkreis Demmin) gepachtet. Im Gutshaus von Krönnevitz – laut Prospekt „Anfang des 19. Jahrhunderts im Stil des Klassizismus erbaut“ - kann man sich heute eine „Ferienwohnung Schloss Krönnevitz“ mieten.

1.14*

Das Kräfteverhältnis im Frankreichfeldzug

(Vgl. u. a. den Eintrag in der Kriegschronik von Ed Berwanger am 17.5.1940)

Ich will in aller Kürze referieren, was in der Militärgeschichtsschreibung über den Frankreichfeldzug, die Kräfteverhältnisse zwischen den Armeen und die Ursachen des deutschen „Blitzsieges" als herrschende Meinung gelten darf, und kann das Ergebnis schon hier in einem Zitat vorwegnehmen: „Der französische Oberbefehlshaber General Gamelin nannte gegenüber Winston Churchill drei Gründe für die Niederlage seiner Armee: ‚Unterlegenheit an Zahl, Unterlegenheit an Ausrüstung, Unterlegenheit an Taktik.' Wie wir heute wissen, war nur der dritte Grund zutreffend. Es lag an der Taktik, mit der die Truppen eingesetzt wurden." Das Zitat stammt von Karl-Heinz Frieser, von dem ich auch die meisten der folgenden Angaben übernehme.

Zahlenmäßig sah es für die Wehrmacht bei Beginn des Frankreichfeldzuges ganz und gar nicht gut aus.

Deutschland hatte im Mai 1940 ungefähr 5,4 Millionen Mann unter Waffen, von denen rund drei Millionen für den Frankreichfeldzug bereitgestellt werden konnten. Frankreich hatte rund 5,5 Millionen Mann unter Waffen,[2452] von denen gut 2,2 Millionen Mann an der Nordostfront stationiert waren, wo der deutsche Angriff erwartet wurde. Dazu kamen rund 500.000 Mann des Britischen Expeditionskorps und rund eine Million Mann der belgischen und niederländischen Armeen. Wenn man die 400.000 Mann in der Maginot-Linie und weitere französische Truppen an der italienischen Grenze einrechnet, warteten über vier Millionen alliierte Verteidiger auf drei Millionen deutsche Angreifer, obwohl eine militärische Faustregel besagt, dass der Angreifer dem Verteidiger im Verhältnis von 3 : 1 überlegen sein sollte.

Bei der Ausrüstung will ich mich auf die drei wichtigsten Waffengattungen beschränken: Artillerie, Panzer und Flugzeuge.

Bei der **Artillerie** hatten die Franzosen im Mai 1940 rund 10.700 Geschütze an der Nordostfront, die Briten 1.280 und die Belgier zusammen mit den Niederländer noch einmal 2.000, insgesamt also gut 14.000, gegen 7.378 der Wehrmacht. Die französischen Geschütze waren, wie immer seit Napoleon, vorzüglich, die der anderen Alliierten den deutschen jedenfalls nicht deutlich unterlegen.

Bei der in diesem Feldzug entscheidenden **Panzerwaffe** hatten die Deutschen 2.439 Panzer, (davon 334 schwach gepanzerte tschechische Beutepanzer), die Franzosen alleine an der Nordostfront 3.254. Die Briten brachten 640 Panzer mit und auch die Belgier hatten 270 moderne Panzer. (Die 40 veraltete Panzer der Niederlande spielten keine Rolle.) Es traten also rund 2.400 deutsche gegen rund 4.200 alliierte Panzer an.

[2452] Die 5,5 Millionen Mann schließen die überwiegend in Nordafrika stationierte Kolonialarmeen ein.

Die deutschen Panzer hatten den unschätzbaren Vorteil, dass sie mit modernen Funkgeräten ausgestattet waren und einheitlich geführt werden konnten, während die französischen so wenige und störanfällige Geräte hatten, dass die Panzerkommandanten meistens die Luke öffnen und sich durch Zuruf verständigen mussten. Außerdem waren die meisten französischen Panzer nur als „rollende Artillerie" zur Infanterieunterstützung konzipiert und deshalb langsam und nur mit kleinen Tanks für kurze Reichweiten ausgerüstet. Davon abgesehen waren die deutschen Panzer eine technologische Generation hinter den alliierten zurück. Zwei Drittel der deutschen Panzer waren „nicht für den Kampf gegen feindliche Panzer verwendbar", während der französischen Char B und der britische Matilda-Panzer von keiner deutschen Panzer- oder Panzerabwehrkanone durchschlagen werden konnte. In einem berühmten Husarenstückchen hat Capitaine Pierre Billotte in seinem Char B in den Ardennen ganz alleine eine deutsche Panzerkolonne angegriffen und aus nächster Nähe 13 Panzer und zwei Panzerabwehrkanonen zusammengeschossen. Er kam ungeschoren davon, denn sein Panzer hatte zwar 140 Treffer erhalten, aber nicht ein einziger hatte die Panzerung durchschlagen. Die Panzerkanone des Char B war die „weltweite beste dieser Art", während die deutschen Soldaten ihre eigenen Panzerabwehrkanonen als „Panzeranklopfgeräte" verspotteten.

Die deutsche Panzerarmee hatte das Glück, dass der französische Generalstab es den eigenen Panzern nie erlaubte, in geschlossener Formation gegen die deutschen anzutreten. Drei in Reserve liegende schwere Panzerdivisionen Frankreichs wurden nie an die Front geschickt, während die deutschen beinah nach Belieben durch die französische Infanterie und quer durch deren Versorgungslinien hinter der Front vorstoßen konnten.

Die Zahl der **Flugzeuge**, die im Verlauf der Kämpfe zum Einsatz kam, ist nicht abschließend zu klären. Einig sind sich die Fachleute nur, dass die deutsche Luftwaffe in Frankreich etwa drei Viertel ihres Potentials eingesetzt hat, die französische und die britische aber kaum mehr als etwa ein Viertel. Die Engländer haben (richtigerweise, wie sich bald zeigen sollte) eine erhebliche Reserve für die Verteidigung der Insel zurückbehalten, und der französische Generalstab hatte sich verkalkuliert. Er rechnete mit einem langen Abnutzungskrieg, wollte im „Eröffnungsgeplänkel" nicht alles auf eine Karte setzen und hat deshalb den größten Teil seiner Maschinen nicht einmal aus den Depots oder von den nordafrikanischen Flugplätzen geholt.

Zahlenmäßig einigermaßen gesichert ist, dass Mitte Mai 1940 an der Front und im frontnahen Hinterland 3.578 deutsche und 4.469 alliierte Kampfflugzeuge zum Einsatz kamen, darunter 1.279 deutsche Jäger des Typs Bf 109 und 2.700 alliierte Jäger unterschiedlicher Hersteller.[2453] Die **Bf 109** war den älteren französischen Modellen deutlich überlegen, aber bei den modernen französischen wie britischen Jägern fiel der technische Vorsprung kaum noch ins Gewicht und die britische Supermarine **Spitfire MK. I** war gleichwertig. Bei den Bombern hatten die Alliierten wahrscheinlich damals schon einen knappen technologischen Vorsprung. Die berühmten Sturzkampfbomber **Ju 87**, allgemein als **Stuka** bekannt, sind ein gutes Beispiel. Im Spanischen Bürgerkrieg, in Polen

[2453] Die rund 200 veralteten Maschinen der belgischen und niederländischen Luftwaffe spielten in diesem Zusammenhang keine Rolle.

und im Frankreichfeldzug waren sie durch die Präzision ihrer Bombenabwürfe und den Zirkuseffekt der „Jericho-Trompete“[2454] noch sehr erfolgreich, aber in der Luftschlacht um England hatten sie ihren Schrecken schon verloren. Sie waren so langsam und unbeweglich, und wurden deshalb in so großer Zahl von den Engländern abgeschossen, dass sie schon am 19.8.1940 von der Front abgezogen werden mussten.[2455]

Die technische und zahlenmäßige Überlegenheit der deutschen Luftwaffe, an die auch Ed Berwanger geglaubt hat, war Propaganda und Selbstbetrug. „Nirgends ist vor dem Krieg und im Krieg so mit Zahlen geblufft worden wie in der deutschen Luftwaffe“, stellte der General der Flieger a. D. Wilhelm Speidel in einer Nachkriegsdenkschrift fest, und Frister meint, hier sei „auf fatale Weise Görings Prahlsucht und propagandistisches Kalkül“ zusammengekommen.[2456]

Abgesehen von der selbstverschuldeten zahlenmäßigen Unterlegenheit, lag die Schwäche der alliierten Luftwaffen ausschließlich in der überholten **Einsatz-taktik**, dem miserablen **Luftwarnsystem** und der obsoleten **Nachrichten-technik**. Ähnliches gilt für die ganze französische Armee. Versagt haben nicht die französischen Soldaten und Frontoffiziere, die klug und tapfer gekämpft haben, wenn sie dazu eine Chance hatten, versagt hat die politische Führung, die sich hinter der Maginot-Linie einmauern wollte; sträflich versagt hat der französische Generalstab, der zwischen den Weltkriegen jede Modernisierung, besonders in der Panzertaktik und der Nachrichtentechnik, abgelehnt hatte.

Über die politische Führung zwischen den beiden Weltkriegen schrieb de Gaulle 1946 in seiner pointierten Art: „Les gouvernements avaient voulu concilier les partisans d’Hitler et ses adversaires, les partisans des blindés et leurs adversaires. Alors, on a mis un demi-soldat dans un demi-char, pour livrer un demi-combat.“ Hinsichtlich der Nachrichtentechnik genügt es zu sagen, dass es im Hauptquartier von Vincennes weder Funkgeräte noch Fernschreiber gab.[2457] Da auch das Telefonnetz ständig zusammenbrach, wurden Befehle meistens durch Motorradkuriere überbracht und brauchten in der Regel 48 Stunden bis zur Front, wie am Ende des Ersten Weltkrieges.

Bei der französischen Luftwaffe war es nicht besser. Sie fühlte sich, wie im

---

[2454] Die „Jericho-Trompete“ war eine kleine Propellersirene am linken Radbein, die beim Sturzflug durch den Fahrtwind angetrieben wurde und einen schrillen, kreischenden Ton erzeugte. Marc Bloch, der Stuka-Angriffe auf dem Boden erlebte, nennt den Ton „grauenhaft“, und „dazu angetan, den Menschen erstarren zu lassen und in Panik zu versetzen.“

[2455] Sie wurden später wieder als „Kanonenvögel“ und „Panzerknacker“ an der Ostfront eingesetzt, aber das waren andere Modelle in einem anderen Krieg.

[2456] Wie oben schon gesagt, haben die OKW-Berichte nach meiner Zählung während des Frankreichfeldzuges den Verlust von 2.287 alliierten und 543 deutschen Flugzeugen gemeldet, während die tatsächlichen Verluste auf alliierter Seite bei 1900 und auf deutscher bei 1.560 gelegen haben dürften.

[2457] Es ist unglaublich, aber wahr: das letzte französische Hauptquartier (in Briare, 150 km südlich von Paris) verfügte nur über ein einziges Telefon, das täglich von 12.00 bis 14.00 Uhr außer Betrieb war, weil „das Fräulein vom Amt“ im nahegelegenen Städtchen Mittagspause machte.

Ersten Weltkrieg, nur für die Artilleriebeobachtung und die Bekämpfung der feindlichen Luftwaffe zuständig, nicht aber für die operative Unterstützung der eigenen und die Bekämpfung der feindlichen Bodentruppen, während die Luftwaffe genau darin ihre Hauptaufgabe sah, als fliegende Artillerie sozusagen. Es ist kein Wunder, dass die alliierten Luftwaffen trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit im Verlauf des Frankreichfeldzuges nur von marginaler Bedeutung waren.

Marc Bloch beschrieb schon 1940 in „Étrange défaite" den Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Strategie wie folgt: „Unsere militärischen Führer [wollten] im Jahr 1940 tatsächlich den Krieg von 1915-1918 wiederholen. Die Deutschen aber führten den Krieg von 1940. ... Die Deutschen haben einen Krieg geführt im Zeichen der Geschwindigkeit. Wir waren unfähig oder nicht willens, den Rhythmus der deutschen Kriegsführung überhaupt zu begreifen. ... Wie immer man die tieferen Ursachen dieser Katastrophe beurteilen möchte, die unmittelbare Ursache war die Unfähigkeit unserer militärischen Führung."[2458]

[2458] Marc Blochs „Étrange défaite" ist eine vernichtende Kritik der französischen Militärführung von einem Autor, der dabei war und beurteilen konnte, was er sah. Er war im Ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918 als Freiwilliger an der Front, anfangs als Sergeant, am Ende als mehrfach dekorierter Hauptmann. Zwischen den Kriegen war er einer der wichtigsten französischen Historiker, u. a. als Mitbegründer der stilbildenden „École des Annales". 1939 meldete er sich erneut freiwillig und war zuständig für die Treibstoffversorgung der im Pas de Calais eingesetzten 1. Armee. 1943 schloss er sich der Résistance an, wurde gefangengenommen und am 16.6.1944 von der Gestapo ermordet.

1.15*

Besatzungsgeld und andere Formen der Ausplünderung

Der Geldschein, den Ed Berwanger in seinem Brief vom 19.5.1940 nach Hause geschickt hat, ist im Nachlass nicht mehr vorhanden. Es handelt sich offensichtlich um das kurz zuvor in Frankreich eingeführte „**Besatzungsgeld**“[2459], das neben der jeweiligen lokalen Währung in allen Besatzungsgebieten, (nicht aber in Deutschland,) gültig war, und von den Zentralbanken der besetzten Länder zum amtlichen Wechselkurs umgetauscht werden musste. Dieser **Zwangsumtausch** stellte sicher, dass die lokalen Händler und Dienstleister in ihrer nationalen Währung bezahlt wurden und deshalb ein Interesse an weiteren Geschäften mit deutschen Dienststellen und Soldaten hatten. Belastet wurden „nur“ die Zentralbanken, die für das Besatzungsgeld keine Reichsmark, sondern Gutschriften auf **Verrechnungskonten** erhielten, die praktisch wertlos waren.

In Frankreich betrug der amtliche **Wechselkurs** 20 Francs zu einer Reichsmark und war damit zugunsten der Reichsmark überhöht[2460] , was nicht nur der deutschen Volks- und Kriegswirtschaft nützte, sondern auch jedem einzelnen deutschen Besatzungssoldaten.

Anfangs versuchte die deutsche Regierung, den Gewinn aus dem überhöhten Wechselkurs weitgehend für die Staatskasse zu reservieren, während die Soldaten nur bei Einkäufen etwa in der Höhe ihres Soldes davon profitieren sollten. Diese Einschränkung brach sofort zusammen. Soldaten, die sich offiziell monatlich 50 RM, später 100 RM per Feldpost überweisen lassen durften, konnten sich inoffiziell jede beliebige RM-Summe besorgen, wenn sie das Geld nach dem Urlaub einfach bar über die Grenze brachten oder von einem Kameraden mitbringen ließen, denn die Zollbehörde verzichtete, „um die Soldaten nicht zu verärgern“, fast von Anfang an auf jede **Devisenkontrolle**. Nicht nur die Wehrmacht und die deutschen Regierungsstellen, sondern auch die einzelnen deutschen Soldaten kauften die Länder Europas buchstäblich leer: „Schuhe aus Nordafrika, aus Frankreich Samt und Seide, Likör und Kaffee, Tabak aus Griechenland, Honig und Speck aus Russland, Heringe en masse aus Norwegen“, wie Götz Aly beispielhaft aufzählt, oder, wie der damals in Frankreich stationiert Soldat **Heinrich Böll** seinen Lieben zu Hause ankündigte: Kosmetik,

---

2459 Der Umlauf von Reichsmark war in allen besetzten Gebieten grundsätzlich verboten, die Soldaten bekamen ihr Geld zum Kurs 1:1 in „Besatzungsmark“ umgetauscht. Die amtlich „Reichskreditkassenschein“ genannten Geldscheine gab es im Wert von 0,5, 1, 2, 5, 20 und 50 Reichsmark, dazu Münzen im Wert von 5 und 10 Reichspfennigen. Sie werden heute zu sehr bescheidenen Preisen im Internet angeboten.

Die Verwendung von Besatzungsgeld ist allgemein üblich – auch die Alliierten verwendeten nach dem Krieg in Deutschland Besatzungsgeld – um die eigenen Truppen mit Barmitteln zu versorgen, um die fiskalische Trennung der Volkswirtschaften und Staatshaushalte aufrechtzuerhalten sowie zur Kontrolle der Wechselkurse und Geldflüsse.

2460 Der angemessene Wechselkurs ist bis heute in der französischen Literatur umstritten, genannt werden Kurse von 10 bis 18 Francs für eine Mark. Die Verordnung vom 20.6.1940, die den Wechselkurs auf 1:20 festlegte, verbot zugleich jede Lohn- und Preiserhöhung und stabilisierte damit das Ungleichgewicht der Währungen.

Zwiebeln, eine Nagelschere, Butter, Schreibpapier, Kaffee, Eier und Seife.

Zollrechtlich gesehen waren und blieben alle besetzten Länder Ausland und die deutschen Soldaten durften Waren unverzollt nur in den üblichen Freigrenzen des persönlichen Bedarfs heimschicken oder bei Urlaubsreisen mitbringen. Zollrechtlich ändert sich das bis Kriegsende nicht, aber seit September 1940 wurden einfach die Kontrollen abgeschafft und seither gingen monatlich 3,1 Millionen Feldpostpäckchen allein aus Frankreich nach Deutschland. Für Urlauber oder Soldaten auf Dienstreise galt Görings „**Schlepp-Erlass**", nach dem der Soldat über die Grenze mitnehmen durfte, was er in Rucksäcken, Koffern, Umhängetaschen, Kartons und sonstigen Behältnissen mit sich schleppen konnte. (Bei Götz Aly gibt es Fotos von Soldaten, die wie Packesel beladen sind.)

Ed Berwanger, der von Wirtschaft nicht viel verstanden zu haben scheint, kann sich in seinen Briefen nicht genug wundern, wie billig alles in Frankreich ist, und schreibt am 25.6.1940 erfreut nach Hause, „die Staffel würde demnächst mal [von Dinan] nach Paris fliegen können zum Einkaufen". (Dazu scheint es nicht mehr gekommen zu sein, der Krieg hat ihnen die Einkaufstour vermasselt.)

Die planmäßige Ausplünderung der französischen Volkswirtschaft durch die deutsche Besatzungsmacht gehört zu den Themen, die angesichts der deutsch-französischen Freundschaft im gemeinsamen Euro-Land allmählich in Vergessenheit geraten sind, zumal auch während des Krieges nicht allgemein bekannt war, dass Frankreich für Deutschland „einen größeren ökonomischen Nutzen erbrachte als die ‚Kornkammer' Ukraine und die anderen ‚Lebensquellen', die sich die Nationalsozialisten im Osten erhofft hatten."

Allein die Erstattung der **Besatzungskosten** in Höhe von täglich 20 Millionen Reichsmark bzw. 400 Millionen Francs lag wenigstens zehn Mal höher als die tatsächlichen Besatzungskosten.[2461] Dazu kam der Zwangsexport von Waren aller Art zu Preisen und Zahlungsbedingungen, die faktisch von den deutschen Abnehmern diktiert wurden.[2462] „Der Beitrag Frankreichs [zu den deutschen Kriegskosten] betrug 1943/44 nicht weniger als ein Drittel des französischen Sozialprodukts von 1938, und wenn man die Gebietsverluste durch den Krieg

---

[2461] Das Verlangen nach der Erstattung von Besatzungskosten in angemessener Höhe war und ist nicht völkerrechtswidrig, auch die Alliierten ließen sich nach dem Krieg von der BRD Besatzungskosten erstatten. Völkerrechtswidrig war nur die unangemessene Höhe der Frankreich auferlegten Zahlungen, weshalb die Vertreter der Vichy-Regierung wiederholt nicht gegen die Besatzungskosten an sich, sondern nur gegen deren Höhe protestierten. Der Betrag wurde im Mai 1941 auf 300 Millionen gesenkt und im November 1942 auf 500 Millionen erhöht.

[2462] Wenn die deutschen „Einkäufer" und ihre französischen Geschäftspartner heimlich zusammenarbeiteten, konnte die Ausplünderung auch ihre komischen Seiten haben. So fand Heinz Bömers, im Zivilberuf ein angesehener Weinhändler und im Krieg einer der deutschen „Beauftragten für den Weinimport aus Frankreich", (von den Franzosen alsbald „Weinführer" genannt), der von Göring eigens bestellte Château Mouton-Rothschild sei „zu gut für solche Typen" und ließ ein paar Flaschen „vin ordinaire" mit Mouton-Etiketten bekleben. Beanstandungen gab es nicht. (Näheres in dem hübschen Büchlein von Don und Petie Kladstrup: „La Guerre et le Vin: Comment les vignerons français ont sauvé leurs trésors des nazis." 2002)

und die nach Deutschland ‚exportierten' französischen Arbeiter einrechnet, muß der an Deutschland abgegebene Teil des tatsächlichen Sozialprodukts von 1943/44 noch sehr viel größer gewesen sein. Dabei sind noch nicht einmal der Verbrauch der Besatzungstruppen in den besetzten Ländern, die fortlaufende Überführung offiziellen und inoffiziellen Beuteguts, wie z. B. der geplünderte jüdische Besitz ... in dieser Berechnung miteinbezogen, ebenso wenig wie der Beitrag der in Deutschland beschäftigen Zwangsarbeiter."

„Zusammenfassend ist es völlig unmöglich, **den realen Wert** des landwirtschaftlichen Produkts, der Rohstoffe oder der Arbeitskraft einzuschätzen, der von der Bevölkerung der eroberten Länder geplündert und der deutschen Kriegswirtschaft zugeführt wurde. Es kann jedoch kein Zweifel daran bestehen, daß nur die systematische Ausplünderung .... es ermöglichte, fast bis zum Ende des Krieges in Deutschland ... einen Lebensstandard zu bewahren, der nur geringfügig unter dem der Jahre der Vollbeschäftigung lag." [2463]

Wie weit die Beute der systematischen Ausplünderungen damals in bleibende Werte umgesetzt werden konnte, den Krieg überstanden und zu dem späteren Wirtschaftswunder beigetragen hat, lässt sich nicht einmal annähernd schätzen.

[2463] Vgl. Götz Aly, 2005; Avrahm: Barkai, 1988; sowie H. Aubin, und W. Zorn: Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Stuttgart 1976

1.16*

Die „Luftschlacht um England“ und die „Operation Seelöwe“

Als England nach dem deutschen Sieg über Frankreich nicht auf Hitlers „Friedensangebot“ eingehen wollte, ließ er im Juli 1940 eine Invasion der britischen Inseln, die „**Operation Seelöwe**“, mehr improvisieren als planen. Weder das Oberkommando der Marine noch das des Heeres hielten eine Invasion mit den vorhandenen Mitteln für möglich, hatten eine derartige Operation auch niemals durchgespielt, nur Göring - militärisch ein Dilettant, der es im Ersten Weltkrieg bis zum Hauptmann gebracht hatte und alle anderen militärischen Ränge bis hin zum Reichsmarschall nur seiner führenden Rolle in der NSDAP verdankte - versprach großmäulig, „seine Luftwaffe“ würde der Wehrmacht den Weg nach London freibomben. Dazu sollte sie zur Eröffnung nichts weniger als die Luftherrschaft über Südengland gewinnen, die Flugplätze der Royal Air Force außer Gefecht setzen und die englischen Flugzeugindustrie zerstören. Marine und Heer glaubten nie an die Durchführbarkeit einer Invasion und taten zur praktischen Vorbereitung ihres Operationsauftrages nur so viel, dass man ihnen nicht demonstrative Untätigkeit vorwerfen konnte. Im Ergebnis war die „**Luftschlacht um England**“[2464] bestenfalls ein Remis, für den Herausforderer also eine Niederlage, und die „Operation Seelöwe“ nur „a blueprint for disaster“, wie es in der englischen Literatur heißt.

Beide gehören zu den gut untersuchten Episoden des Zweiten Weltkrieges, deshalb hier in aller Kürze nur so viel: Theoretisch war eine Invasion über den Kanal möglich, wie die Alliierten im Juni 1944 praktisch beweisen sollten, aber nicht mit einer so kurzen Vorbereitungszeit, nicht mit einer Marine, die der britischen 1:10 unterlegen war, nicht mit einer Wehrmacht, die niemals auch nur annähernd genug seetüchtige Boote[2465] für die ersten Angriffswelle von 100.000 Mann hatte, nicht mit einer Marine ohne Landungsboote, die erst einen Hafen hätte erobern müssen, um Panzer und Nachschub ausladen zu können, nicht gegen eine feindliche Luftwaffe, die mit ihrer Küstenradarkette 100 Kilometer weit nach Frankreich hineinsehen konnte und mit einem vorzüglichen Jägerleitsystem ihre Kräfte jederzeit punktgenau einsetzen konnte, nicht mit deutschen Jagdflugzeugen, die bei Erreichen der englischen Küste nur noch Sprit für 30 Minuten hatten, und nicht mit einer Feindaufklärung, deren Inkompetenz dafür sorgte, dass die Luftwaffe „das beste Luftverteidigungssystem der Welt angriff ohne überhaupt zu wissen, wie es funktioniert.“[2466] (Corum) Da

---

[2464] Die Luftschlacht um England wird in der deutschen Literatur im allgemeinen auf die Zeit vom 13. August 1940 („Adlertag“) bis zum Mai 1941 datiert, (d. h. vom Beginn der deutschen Großeinsätze bis zum Abzug der letzten deutschen Bombergeschwader in Richtung Osten,) während die englische Literatur sie von dem Beginn der „Kanalkämpfe“ am 10.7.1940 bis zum Ende der deutschen Tagesangriffe auf London Ende Oktober 1940 datiert. Die härtesten Luftkämpfe und die größten Verluste gab es von August bis September 1940.

[2465] Die Wehrmacht experimentierte sogar mit Lastkähnen aus Beton und den berühmten „Peniches” (39 m lang, 5 m breit, fast ohne Tiefgang), auf denen Touristen über die französischen Kanälen schippern. Sie wurden, zusammen mit Hunderten von anderen Transportschiffen und -kähnen, von der RAF in ihren Einsatzhäfen an der Kanalküste versenkt, bevor sie ihre Seetüchtigkeit beweisen mussten.

[2466] Es gab, wie immer bei den Nazis, auch in der Feindaufklärung mehrere konkurrierende

spielt es auch keine Rolle, dass die Luftwaffe am Anfang der Luftschlacht um England über 1.100 und die RAF nur über 800 Jäger verfügte, zumal die monatliche Jägerproduktion in England mit 440 Maschinen gut doppelt so hoch war wie die deutsche.

Es gab kritische Momente für die britische Luftabwehr, aber selbst wenn die deutsche Luftwaffe die Luftherrschaft über Südengland gewonnen hätte, hätte sie nie eine Chance gehabt, die englischen Bodentruppen in einer ausreichend breiten und tiefen Landungszone auszuschalten, und die Marine hätte gegen die Royal Navy niemals die Nachschubwege über den Kanal sichern können. 1974 hat die Royal Military Academy Sandhurst in einem „**war game**“ die „Operation Seelöwe“ nachgespielt unter der Annahme, dass die Luftwaffe tatsächlich die Luftherrschaft gewonnen hätte. Deutsche Offiziere, die 1940 dabei gewesen waren, haben mitgespielt. Das Ergebnis: mit viel Glück und bei ruhiger See wären bestenfalls ein paar Zehntausend deutsche Infanteristen und Fallschirmjäger ohne schwere Waffen oder Nachschub über den Kanal gekommen, um dann binnen weniger Tage aufgerieben zu werden.

Am Ende der „Luftschlacht um England“ hatte die Royal Air Force 1.700 Flugzeuge und 1.041 Mann verloren, die Luftwaffe 1.888 Flugzeuge und 2.689 Mann. Der deutsche Angriff war zusammengebrochen, die britische Luftverteidigung nicht. Am 17. September 1940 musste Hitler die Invasion „bis auf weiteres“ verschieben, und **die Wehrmacht hatte ihre erste Niederlage im Zweiten Weltkrieg erlebt**.

Organisationen, von denen einige zu relativ realistischen Einschätzungen der englischen Luftverteidigung bekommen waren. Das Ohr von Göring und Hitler hatte aber der Chef des Nachrichtendienstes im Generalstab der Luftwaffe, Joseph „Beppo“ Schmidt, der dafür bekannt war, dass er die Berichte seiner Untergebenen so lange umschrieb, bis sie den optimistischen Erwartungen seiner Chefs entsprachen. Die englische Feindaufklärung konnte die Stärke der Luftwaffe und die Leistungsfähigkeit der deutschen Flugzeugindustrie auch nicht zutreffend aufklären, hatte aber das Glück die feindliche Stärke zu über- statt zu unterschätzen.

1.17*

Selzeck und die Germanisierung Ostfrankreichs

Es ist allgemein bekannt, dass die akademische „Ostforschung“ schon lange vor 1933 versucht hat, den deutschen Anspruch auf „historische“ und „völkische“ Grenzen weit nach Osteuropa vorzuschieben, und nach 1933 den Nazis eifrig bei der „Erweiterung des deutschen Lebensraums im Osten“ zugearbeitet hat, aber bis vor wenigen Jahren wussten nur Spezialisten, dass es auch eine „**Westforschung**“ gegeben hat, für die entsprechendes gilt.[2467] Hochangesehene Lehrstuhlinhaber, (und nicht nur "wildgewordene Studienräte oder Außenseiter", wie später gerne behauptet wurde), „bewiesen“, dass die „legitime Reichsgrenzen" im Westen mit den Grenzen des Westfälischen Friedens (1648) oder gar des Fränkischen Teilungsvertrages von Verdun (843) identisch sind. Die Nazis konnten sich auf diese akademischen Vorarbeiten berufen, als sie 1940 den Plan entwickelten, die heutige Region **Nord-Pas-de-Calais** Belgien zuzuschlagen (das selbst nur noch ein deutsches „Nebenland“ sein sollte), und die heutigen Regionen **Alsace**, **Lorraine** und **Franche-Comté** zum deutschen Reichsgau Burgund mit der Hauptstadt Nanzig (Nancy) zusammenzulegen.

Im Vorgriff auf diese „Neuordnung Europas“ wurde ab Juni 1940 eine militärisch kontrollierte „**Verwaltungsgrenze**“ eingeführt, die zumindest Elsass und Lothringen (etwa in den Grenzen von 1918) sowie die Departements Nord und Pas de Calais de facto bereits von Frankreich abtrennte. Die nördlichen Gebiete wurden der deutschen Militärverwaltung in Belgien unterstellt, während das Elsass an den Gau Baden, Lothringen an den Gau Westmark und Luxemburg an den Gau Moselland angegliedert wurden. Alle drei Gaue wurden in „**Reichsgaue**“ umgewandelt, was für Fachleute deutlich genug war, denn „Reichsgau“ war die offizielle Bezeichnung für Gebiete, die sofort oder später annektiert wurden oder werden sollten.[2468] Da eine Annexion dem Waffenstillstandsvertrag widersprochen hätte und um der kollaborationswilligen Vichy-Regierung innenpolitische Peinlichkeiten zu ersparen, wurde die geplante Annexion Ostfrankreichs in der Öffentlichkeit kaum erwähnt, intern machte man daraus aber keinen Hehl. Im Protokoll einer „Besprechung über Westfragen“ vom 25.9.1940, die im Beisein von Hitler und Bürckel stattfand, wurde festgehalten: „Elsaß und Lothringen sollen, obwohl die staatsrechtliche Einverleibung noch nicht stattgefunden hat, so behandelt werden, als ob sie bereits stattgefunden hätte. Die militärischen Stellen sollen Elsaß und Lothringen nicht als besetztes Gebiet,

---

2467 Ost- wie Westforschung erfreuten sich seit 1920 der organisatorischen und finanziellen Unterstützung durch zahlreiche halbstaatliche Institute und regionale Körperschaften, seit spätestens 1931 gab es auch unmittelbare Zuwendungen von dem Auswärtigen Amt, dem Reichsinnen- und dem Reichslandwirtschaftsministerium. Zusammenfassende Darstellungen dazu erschienen anlässlich des 42. Deutschen Historikertages 1998 in Frankfurt/Main

2468 Andere Beispiele sind die Reichsgaue Sudetenland, Danzig-Westpreußen und Wartheland sowie die sieben Reichsgaue, in die Österreich aufgeteilt worden war. Ein „Reichsgau“ stand im wesentlichen außerhalb der normalen Staatsverwaltung. Er wurde „geführt“ vom Gauleiter, der als „Chef der Zivilverwaltung“ und „Reichsstatthalter“ Hitler direkt unterstellt war.

sondern als Heimatgebiet behandeln.“[2469]

Als ersten Schritt zur „Germanisierung“ der neuen Reichsgebiete wurde das Tragen von **Baskenmütze** und der öffentliche Gebrauch der **französischen Sprache** verboten, außerdem wurden alle **Vor- und Familiennamen** eingedeutscht[2470], und alle **Orte**, die im Verlauf der langen Grenzlandgeschichte jemals einen deutschen Namen geführt hatten, bekamen ihn zurück. Für Orte, die noch nie einen deutschen Namen gehabt hatten, wurde einer erfunden, weshalb aus dem lothringischen Örtchen „Coin-sur-Seille“, das von 1885 bis 1918 „Coin an der Seille“ genannt worden war, ab 1941 das deutsche „Selzeck“ wurde.[2471]

Den bei Kriegsausbruch geflohenen Elsässer und Lothringer wurde, soweit sie als „nicht-eindeutschbar“ galten, die Rückkehr über die „Verwaltungsgrenze“ verboten, und im November 1940 wurden wenigstens 100.000 weitere Elsässer und Lothringer in das unbesetzte Frankreich abgeschoben, um ihre Höfe für „volksdeutsche“ Bauern aus der **Bukowina** (Buchenland) sowie aus der **Pfalz** und dem **Saarland** freizumachen.[2472] Insgesamt wurden dabei 328 lothringische Ortschaften ganz oder teilweise entvölkert, und bis auf weiteres mehr schlecht als recht durch den Reichsarbeitsdienst bewirtschaftet. Auch aus Selzeck wurden die meisten Einwohner bis Anfang November 1940 ohne Vorwarnung und fast ohne Gepäck ins unbesetzte Frankreich abgeschoben, aber insgesamt funktionierte die „Germanisierung“ in Lothringen so wenig wie in Polen. Von den 1.000 Erbhöfen, die für deutsche Neusiedler gebaut werden sollten, wurde in ganz Lothringen nur drei (!) fertiggestellt, und von den 6.000 - 7.000 Buchenland-Deutschen, die in Lothringen Höfe erhalten sollten, wurden allenfalls 140 Familien im Kreis Metz-Land angesiedelt, ein halbes Dutzend

---

2469 Obwohl die „Verwaltungsgrenze“ wegen Personalmangels seit Dezember 1941, außer auf den „Grenzbahnhöfen“, nicht mehr sehr streng überwacht wurde, konnte meine Tante Else Berwanger noch im Juli 1944 nicht ohne „Heimaturlaubsschein“ von Nancy in den „deutschen“ Landkreis Metz fahren. (Vgl. Brief vom 28.7.1944)

2470 Das war ein altes Spiel an der deutsch-französischen Grenze. Als das Gebiet rund um den pfälzischen Donnersberg von 1801 bis 1814 als „Département du Mont-Tonnerre“ zu Frankreich gehörte, wurde mein am 1.1.1803 geborener Ururgroßvater Johannes Schillo in das Einwohnerregister seiner Heimatgemeinde Nanzweiler als Jean Schilo eingetragen, geboren am 10. Nivôse im 11. Jahr der französischen Republik.

2471 Dass die Deutschen nicht wussten, dass „Coin“ in diesem Fall nicht „Ecke“ bedeutete, sondern von „Coing“, d. h. Quitte, kommt, kann man ihnen nicht vorwerfen, die meisten Franzosen wissen es auch nicht. Coing wiederum kommt von dem lateinischen „Cydonia“, weshalb die Einwohner von Coin-sur-Seille bis heute Cydogniens genannt werden.

2472 In Osteuropa lebten bis 1940 viele deutsche Volksgruppen, die überwiegend im 18. und 19. Jahrhundert als bäuerliche Siedler angeworben worden waren, und mehr oder weniger die deutsche Sprache und ihre angestammte Lebensart beibehalten hatten. (Nur die Ansiedlung der Deutschen im Baltikum ging teilweise bis in das Mittelalter zurück.) Die Nazis betrachteten sie als „rassisch wertvolle Volkstumssplitter“, die nach dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 „heim in’s Reich“ geholt werden sollten. Die größten Gruppen der „volksdeutschen Rücksiedler“ kamen aus dem Baltikum (etwa 130.000 Personen), der Bukowina (95.000 Personen) und dem benachbarten Bessarabien (93.000 Personen). Bei den wenigen Bauern aus der Pfalz und dem Saarland, die ab 1940 nach Lothringen umgesiedelt wurden, handelt es sich fast ausschließlich um „Westwallbauern“, deren Höfe durch Bunker und sonstige Bauten des Westwalls zerstört worden waren.

davon in Selzeck[2473]. Die meisten anderen lebten bis Kriegsende in dem Auffanglager Elzange bei Thionville. Dass die von den deutschen Wirtschaftsämtern erhoffte und dringend benötigte landwirtschaftliche Produktion Lothringens darüber zusammenbrach, versteht sich von selbst.

Das Hauptinstrument der Germanisierung (amtlich: „geistige Rückgewinnung") sollte die **Schulpolitik** sein, sie bewirkte aber, wie üblich, eher das Gegenteil. (Sogar in Österreich entstand ein ausgeprägtes österreichisches Nationalbewusstsein bekanntlich erst nach 1938, dank der Erfahrungen mit den Nazis.) Die französischen Lehrer wurden umgehend nach Frankreich abgeschoben und die lothringischen zur politischen und sprachlichen „Fortbildung" in das „Altreich" geschickt, während einige hundert Lehrer aus der Pfalz und dem Saarland in die Reichsgaue abgeordnet wurden. 1941 stammten fast zwei Drittel aller **Volksschullehrer** in Lothringen aus dem „Altreich", aber auch das war kein großer Erfolg, weil viele Schulverwaltungen die Gelegenheit nutzten, um alte, kranke, unfähige und sogar politisch unzuverlässige Kollegen abzuschieben, weshalb die dortige Gauleitung sich bald beschwerte, die Lehrerkollegien in Lothringen würden allmählich zu „Siechenheimen". Nachdem die jüngeren Lehrer nach und nach eingezogen worden waren, machten die Deutschen Mitte 1944 nur noch etwa ein Drittel des lothringischen, mittlerweile überwiegend weiblichen Lehrkörpers aus. Dass einige abgeordnete Lehrer - wie wir aus lokalhistorischen Aufzeichnungen wissen - in Lothringen trotzdem in guter Erinnerung geblieben sind und bald nach dem Krieg wieder freundschaftlich mit ehemaligen Schülern und französischen Kollegen verkehrten, beweist nur, dass anständige Leute auch unter schwierigen Bedingungen anständig bleiben konnten.

[2473] Näheres zu den Buchenland-Deutschen in Selzeck bei dem Bericht von Gretel Winkler, August - Oktober 1944.

1.18*

Werner Reißmann, die Gazala-Schlacht und das Ritterkreuz

(Vgl. Eintrag vom 1.6.1942)

Die Gazala-Schlacht

Die „Erstürmung des englischen befestigten Werkes Got EL Ualeb“ ist Werner Reißmanns einzige Fronteinsatz, den ich einigermaßen rekonstruieren kann[2474], und ich will deshalb kurz berichten, was ich gefunden habe.

Hauptmann Reißmann war Chef des **III. Bataillons des 104. Schützenregiments** in der 15. Panzerdivision des Deutschen Afrikakorps, das zur „Panzerarmee Afrika“ gehörte, wie die deutschen Streitkräfte in Nordafrika seit Anfang 1942 offiziell genannt wurden. Ein Bataillon hat eine Soll-Stärke von etwa 500 Mann, die Ist-Stärke war damals aber zweifellos deutlich geringer.

Die Panzerarmee Afrika lag seit Ende Januar 1942 vor der **Gazala-Stellung**, einem weit ausgreifenden britischen Sperriegel vor **Tobruk**. Er begann an dem Küstenort Gazala, etwa 50 km westlich von Tobruk, und zog sich nach Süden über gut 70 km Luftlinie bis zur Oase Bir Hacheim. Von der Küste bis etwa halbwegs Bir Hacheim war das Gelände durch felsige Bruchstufen relativ schwer zu passieren und leicht zu verteidigen, die restliche Strecke führte durch eine offene Sandwüste, und wurde durch ein neuartiges Stellungssystem gedeckt. Es waren „**Festungen ohne Mauern**“, die aus mehrere Quadratkilometer großen, von dichten Minen- und Stacheldrahtgürteln umgebenen „**Boxen**“ bestanden. Aus ihnen konnte schwere Artillerie in allen Richtungen feuern, während der Innenraum (samt der beträchtlichen Vorräte an Wasser, Verpflegung und Munition) durch einige befestigte Punkte und mobile Verbände (Panzer und Panzerabwehrkanonen) geschützt wurde. Im Vorfeld patrouillierten weitere Panzer, die Räume zwischen den Boxen wurden durch Panzerbrigaden gedeckt. Das Versorgungszentrum der gesamten Anlage war die Hafenstadt Tobruk, die ihrerseits von einem weitläufigen Verteidigungsgürtel umgeben war. Später, vor El Alamein, hat dieses System sich sehr gut bewährt.

Im Frühjahr 1942 bereiteten sich beide Seiten auf die nächste Offensive vor, aber Rommel konnte nicht warten, weil er wusste, dass die britische Armee auf Dauer mehr Mannschaften und schwere Waffen nachziehen konnten als er. Als der deutsche Angriff begann, war die Mannschaftsstärke an der Gazala-Front mit rund 90.000 Mann auf deutscher und rund 100.000 Mann auf britischer Seite etwa ausgewogen. Rommel hatte aber nur 340 deutsche und 225 leichte, im Gefecht fast wertlose italienische Panzer zur Verfügung, denen 849 britische gegenüberstanden, die im Durchschnitt deutlich besser bewaffnet und gepanzert waren. Nur bei der Luftwaffe waren die Achsenmächte, letztmals in diesem Feldzug, mit 400 einsatzfähigen Flugzeugen den 190 britischen überlegen.

Rommel hatte, wie Friedrich von Mellenthin, einer von Rommels damaligen

[2474] Die Afrikafeldzug (in der englischen Literatur die „Western Desert Campaign“) ist gut untersucht und beschrieben. Ich folge im wesentlichen Boog u.a. in DRZW Bd. 6/2, Auflage 1992.

Stabsoffizieren, leicht süffisant schreibt, einen „kühnen und relativ einfachen Angriffsplan“. Man könnte auch sagen, Rommel setzte wieder einmal alles auf eine Karte. Am 26.5.1942 sollte in Küstennähe ein frontaler Angriff auf die Gazala-Stellung den Gegner täuschen und an der falschen Stelle binden, während Rommel an der Spitze der Panzerarmee in der gleichen Nacht durch die Wüste die britische Stellung im Süden weiträumig umgehen, sie von hinten aufrollen und am vierten (!) Angriffstag bereits „im Handstreich“ Tobruk nehmen wollte. Der Plan hat funktioniert, aber nicht in vier Tagen, sondern in vier Wochen, und nur, weil die britischen Kommandeure nach übereinstimmender Meinung aller damaligen und späteren Kommentatoren und Historiker in der Gazala-Schlacht den Tiefpunkt ihrer Kriegskunst erreicht hatten - „**the nadir of British generalship**“. Und weil Werner Reißmann in einem entscheidenden Moment das seine zu dem Gelingen von Rommels Plan beigetragen hat.

In der ersten Nacht schien die deutsche Offensive noch „wie nach dem Lehrbuch“ abzulaufen. Als die deutschen Truppen in ihre Bereitschaftsstellungen vorrückten, hat ein Sandsturm (mit Sichtweiten von teilweise nur zehn Metern) sie vor dem Gegner verborgen, als sie ihren Vormarsch antraten war die Nacht aber mondhell, und 10.000 Fahrzeuge konnten auf einer Marschbreite von fast 50 Kilometern mit einer Geschwindigkeit von 10 km/h ohne Feindberührung bis zum nächsten Morgen um 7.00 Uhr vorwärts rollen und, wie sie glaubten, hinter der Gazala-Stellung nach Norden einschwenken. Aber dann kamen die britischen Panzer und Artillerieeinschläge von allen Seiten, denn Rommel hatte die Tiefe der britischen Stellungen unterschätzt und war nicht hinter, sondern zwischen ihnen gelandet.

Das II. Bataillon des 104. Schützenregiment hatte schon am ersten Tag so hohe Verluste, dass es aufgelöst werden musste, und um 18 Uhr bekam die 15. Panzerdivision den Befehl „**Eingraben. Rundumverteidigung**.“ Am nächsten und übernächsten Tag war es nicht besser. Die Munition wurde knapp, weil die Versorgungseinheiten abgeschnitten oder dem Feind in die Hände gefallen waren, neuer Nachschub kam nicht durch, das Afrikakorps hatte ein Drittel seiner Panzer verloren, seine Artillerie hatte noch 20 Schuss pro Batterie (d. h. insgesamt 20 Schuss für drei bis vier Geschütze), während „die Masse der feindlichen Panzerverbände sich der Vernichtung entziehen“ konnten, wie das deutsche Kriegstagebuch vermerkt. „**Rommels Stoßarmee saß in der Falle, sie war rings von Feinden umgeben, ihre Truppen waren zersplittert, die Versorgung ungesichert**“. Die Wasserration bei dem Afrikakorps betrug eine halbe Tasse pro Tag und Mann, Siegfried Westphal, damals Rommels 1. Generalstabsoffizier, hielt die Offensive für gescheitert und sie wäre es auch gewesen, wenn die britischen Kommandeure nicht alles falsch gemacht hätten - zu früh, zu spät oder nie, an der falschen Stelle, in der falschen Richtung.

Das gab dem Afrikakorps die Chance, bei **Sidi Muftan** eine Igelstellung zu bilden, in die man durch eine Minengasse Versorgungstransporte hätte nachziehen können, wenn man nicht zu spät gemerkt hätte, dass sich innerhalb der deutschen Igelstellung die stark befestigte **Box Got el Ualeb** befand, die von der 150th Brigade der 50th (Northumbrian) Infantry Division, gehalten wurde. Nachdem ein Frontalangriff der 15. Panzerdivision gegen die Box am 30. 5.

blutig gescheitert war, „konnte sie erst am 1. Juni durch einen konzentrischen Angriff des Afrikakorps von Norden und Nordosten, der Division Trieste von Süden und Südwesten und der 90. leichten Afrikadivision von Südosten unter zähem Ankämpfen und mit Hilfe von Stukaangriffen genommen und ausgeräumt werden.“

Dabei hat sich Werner Reißmann das Ritterkreuz verdient. Über seinen persönlichen Beitrag zur Eroberung der Box habe ich in der Literatur nichts gefunden, allerdings gibt es im Nachlass meiner Mutter (Mappe 43) einen Bericht der Saarbrücker Zeitung vom 17. August 1942, der seinen Einsatz schildert. Ich gebe ihn wieder, soweit Werner Reißmann betroffen ist:

Neue Ritterkreuzträger bei Marschall Rommel
Mit elf Panzern einen Kessel aufgerollt / Der Held von Sidi Muftan

dnb, 17. August 1942 (PK.)[2475]

Das deutsche Afrikakorps hat in diesen Tagen drei neue Ritterkreuzträger erhalten, von denen der eine, Kompaniechef in einem Panzerregiment, Hauptmann **Riepold**, die Verleihung nicht mehr erlebte. Beim Durchbruch zur Via Balbia, ostwärts Tobruk, fand er [am 26.5.1942] bei der Durchschleusung seiner Panzer durch die Minengasse, die er, immer seinen Männern das Beispiel höchsten Mutes gebend, selbst vornahm, durch Explosion einer Mine den Heldentod. ... Der gleichen Abteilung des brandenburgischen Panzerregiments gehört auch Oberleutnant **Rocholl** an.[2476]
...
Als „**Held von Sidi Muftan**“ wird Hauptmann Werner **Reißmann**, 1915 in Neustadt bei Koburg geboren, in die Geschichte der Afrikakämpfe eingehen. Schon im Westfeldzug durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet, hat Hauptmann Reißmann, der am Vortage des Falles von Tobruk bereits mit einer Handvoll Schützen Bardia nahm und nach dem befestigten Capuzzo vorstieß[2477], am 1. Juni, eine besondere kämpferische Glanzleistung vollbracht.

Der Angriff galt bei diesen langwierigen Kämpfen um die Gazala-Stellung dem durch Minen und Draht stark gesicherten, stellungsartig ausgebauten und ausgezeichnet getarnten Stützpunkt **Sidi Muftan**. Der Angriff wurde unternommen, obwohl das Verhältnis personell und materiell mindestens 1:4 zugunsten der Engländer, die auch noch zahlreiche Panzerwagen einsetzen konnten, war. In vorderste Linie stürmend, hat er zunächst mit wenigen Schützen den Einbruch gegen

2475 Das Deutsche Nachrichtenbüro (dnb) war als die zentrale Nachrichtenagentur des Dritten Reiches dem Propagandaministerium unterstellt, die Propagandakompanien (PK) waren Wehrmachtsberichterstatter, die fachlich ebenfalls zum Propagandaministerium gehörten.

2476 Rolf Rocholl ist im August 1943 in Russland gefallen.

2477 Das dnb hat hier einige Daten verwechselt. Der Hafenort Bardia und das daneben liegende Fort Capuzzo an der libysch-ägyptischen Grenze wurden erst nach dem Fall von Tobruk (20./21.6.1942) von dem Afrikakorps erobert, unter anderem von Kräften des Schützenregiments 104.

stärksten Widerstand erzwungen. **Er änderte dann aus eigenem Entschluß die Angriffsrichtung**, da er in einem in der rechten Flanke liegenden Werk **den Schlüsselpunkt der ganzen Stellung** erkannte.

Trotz Trommelfeuer der gegnerischen Artillerie stürmte Hauptmann Reißmann auch dieses Werk und stellte nach einem schnellen Durchbruch durch die gesamte Stellung die Verbindung mit einer aus anderen Richtungen eindringenden Kampfgruppe und damit die völlige Besetzung des Stützpunktes sicher.

Sieben schwere Geschütze, zwölft Pak, sechs Selbstfahrlafetten, drei Flak, 15 Maschinengewehrträger, 67 Maschinengewehre, 28 Granatwerfer und elf Panzerwagen, darunter fünf der gefürchteten Mark II [römisch Zwei] wurden neben über tausend Gefangenen, unter denen sich ein Brigadegeneral befand, allein an dieser Stelle gezählt.

Die Wegnahme des Stützpunktes Sidi Muftan aber wurde **entscheidend für die Weiterführung der Schlacht um die Gazala-Stellung**, die wenige Tage darauf in unsere Hand kam. Die Härte der Kämpfe und die Größe der Erfolge spiegelt sich noch einmal auch in der Verleihung dieser Ritterkreuze an drei Offiziere einer Division, die seit dem ersten Tag der neuen Kämpfe in beispielloser Tapferkeit und glänzender Führung durch General v. Bismarck Größtes geleistet hat.

Wenn man von dem PK-Stil absieht, ist die Darstellung plausible und deckt sich mit dem, was wir über die Sache wissen.[2478] Werner Reißmanns Entscheidung, „aus eigenem Entschluss“ die Angriffsrichtung zu ändern, war der wichtigste Grund für die Verleihung des Ritterkreuzes, die einen „selbständigen Führungsentschluß im Sinne der Auftragstaktik“ voraussetzt. Auch die Bedeutung der Aktion wird in dem Bericht nicht übertrieben, denn Fritz Bayerlein, der dabei war und später Rommels Generalstabschef wurde, hat nach dem Krieg einem britischen Gesprächspartner erklärt, „**wenn wir am 1. Juni nicht die Box von Got el Ualeb genommen hätten, hätte das Afrikakorps in die Gefangenschaft gehen müssen**.“[2479]

2478 Er stimmt, soweit ich das beurteilen kann, auch mit Werner Reißmanns dienstlichem Gefechtsbericht überein, der vollständig abgedruckt ist in der Zeitschrift des „Verbandes Deutsches Afrika-Korps e.V“ („Die Oase“, Dezember 1967). Der Gefechtsbhericht ist allerdings sehr lang, sehr technisch und für den militärischen Laien fast unverständlich. Ich entnehme ihm deshalb nur die Angabe, dass Werner Reißmanns Sturmtrupp 230 Mann zählte, von denen 13 gefallen sind und 35 verwundet wurden. (Ein Exemplar des Berichts liegt bei Ivo Reißmann im Nachlass seines Vaters.)

2479 Werner Reißmanns Nachruhm hat, um auch das noch zu erwähnen, seltsame Blüten getrieben. Ich habe im Jahr 2006 im Internet das (mittlerweile wieder verschwundene) Angebot einer neuseeländischen Firma gefunden, die neben Kriegsspielzeug auch digitale „Kriegsspiele“ herstellt. Eines davon heißt „The Defence of 150th Brigade Box, 1 June 1942“ und zur Beschreibung der Ausgangslage heißt es unter anderem: „He [Rommel] decided to launch an all-out attack on the British defences with III. Battalion, 104th Schutzen Regiment. 11th Company would lead the assault, under the command of Hauptmann Werner Reissmann.“ Es gibt übrigens auch ein Internet-„Jagdgeschwader 53 (Pik As)“ - im wirklichen JG 53 ist mein Vater Ed Berwanger geflogen - in dem virtuelle Jagdflieger an ihren Computern elektronische Luftschlachten schlagen. Ich hatte aber keine Lust, mich damit näher zu beschäftigen.

Es dauerte noch zehn Tage, bis Rommels Panzerarmee sich mühsam aus dem „Wurstkessel“ bei Sidi Muftan freikämpfen und nach Tobruk vorrücken konnte. Welche Rolle Werner Reißmann dabei, bei der folgenden Einnahme von Tobruk und schließlich dem Vormarsch bis El Alamein spielte, kann ich nicht sagen, und will nur noch anmerken, dass das der letzte deutsche Sieg in Afrika war. Nach dem Fall von Tobruk, das in der englischen Öffentlichkeit zu einer Art „Verdun von Afrika“ stilisiert worden war, nahmen **Churchill** und **Roosevelt** den Nebenkriegsschauplatz Nordafrika endlich ernst - spät, aber nicht zu spät. Die britischen Befehlshaber wurden ausgetauscht, **Montgomery** übernahm das Kommando über die 8. britische Armee, das Commonwealth schickte **Truppen**, die Amerikaner lieferten **Panzer** und **Flugzeuge**, und die Wehrmacht, die ihre Menschen- und Materialverluste aus der Gazala-Schlacht nie ersetzten konnte, hatte den afrikanischen Teil ihres Krieges schon lange verloren bevor sie im November 1942 bei El Alamein endgültig geschlagen wurde.

Das Ritterkreuz

Als Ritterkreuzträger des Verleihungsjahrgangs 1942 war Werner Reißmann geradezu prominent. Der Rundfunk meldete die Verleihung, alle Zeitungen berichteten darüber, die Illustrierten brachten sein Foto, und der Bürgermeister von Neustadt gab einen Empfang für den ersten Ritterkreuzträger des Städtchens.[2480]

Nach den Verleihungsbestimmungen wurde das Ritterkreuz ausschließlich für besondere **Tapferkeit** vor dem Feind oder für hervorragende Verdienste in der Truppenführung verliehen, wobei als generelle Voraussetzung „ein **selbständiger Führungsentschluß im Sinne der Auftragstaktik**“ vorliegen musste. Wenn man von Göring und ein paar „Helden“ der Goebbels-Propaganda absieht, wurde es selten und im allgemeinen ohne Berücksichtigung politischen oder sonstigen Wohlverhaltens verliehen. Bis zum Sommer 1942 sind etwa 1.700 Ritterkreuze verliehen worden, erst als 1943 an allen Fronten die Niederlagen und Rückzüge begannen und „Tapferkeitstaten“ als Ersatz für fehlende Waffen immer wichtiger wurden, wurde das Ritterkreuz leicht inflationär[2481], aber insgesamt gab es für die rund 18 Millionen deutschen Soldaten während des ganzen Krieges doch nur etwa 7.300 Ritterkreuze.[2482] Es blieb bis zuletzt ein seltener und hoch angesehener Orden.

[2480] Es gab mit Walter Elflein (1914-2000) wenigsten noch einen zweiten Ritterkreuzträger aus Neustadt b. C. Er erhielt das Ritterkreuz im Oktober 1943 und bekam im Dezember 1943 sogar noch das Eichenlaub dazu. Walter Elflein und Werner Reißmann waren befreundet und haben sich im Krieg an der russischen Front und danach im Kriegsgefangenenlager Neustadt b. C. getroffen.

[2481] In den letzten Kriegsmonaten wurden an jedem Tag rund zehn Stück verliehen, und am 7.3.1945 befahl Hitler, „daß jeder Soldat, der mit der Panzerfaust oder mit behelfsmäßigen Nahkampfmitteln sechs feindliche Panzer vernichtet, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes erhält.“.

[2482] Die genaue Zahl ist umstritten, weil es in den letzten Kriegstagen und danach (!) zahlreiche Verleihungen gab, die Fachleute für rechtsunwirksam halten. Wir können das auf sich beruhen lassen, weil die Verleihung an Werner Reißmann unstrittig ist.

Das Ritterkreuz war auch ein **glamouröser Orden**. Es war deutlich größer als das Eiserne Kreuz, wurde am schwarz-weiß-rotem Bande am Hals getragen, und die Inhaber durften, entgegen den üblichen Vorschriften, den Mantelkragen offen lassen, damit die Auszeichnung jederzeit sichtbar war. Sein Träger mussten auch von höherrangigen Soldaten gegrüßt werden, und über einen angemessenen Ort, an dem nach dem Endsieg die marmornen Portraitbüsten aller Ritterkreuzträger aufgestellt werden könnten, hat man in Berlin auch schon nachgedacht.

Schließlich war das Ritterkreuz auch ein potentiell sehr **rentabler Orden**: „Nach späteren Hinweisen und zeitgenössischen Aussagen sollten alle Inhaber des Ritterkreuzes eine ‚Dotation des Reiches' erhalten", eventuell bei der geplanten „Vergabe von Rittergütern und Siedlerstellen im eroberten Osten"[2483], und eine generelle Steuerbefreiung für die Zeit nach dem Endsieg war auch vorgesehen.

Als der Oberst i. G. der Bundeswehr Werner Reißmann 1963 im Alter von nur 48 Jahren gestorben ist und in Kirkel mit einem militärischen Ehrengeleit beigesetzt wurde, trug Major Tank auf dem Ordenskissen auch das Ritterkreuz dem Sarg voraus.[2484] Ein Musikzug der Bundeswehr spielte dazu getragene Weisen, und als alles vorbei war, marschierte er mit einem fröhlichen Militärmarsch im schnellen Schritt zum Tor hinaus. Das sei bei Soldatenbegräbnissen üblich, erklärte mir meine Tante Ruth, „denn das Leben geht weiter".

2483 Ueberschär / Vogel: Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten, 1999.

2484 Seit dem Ordensgesetzt von 1957 durfte das Ritterkreuz, wie alle andere Kriegsauszeichnungen, wieder öffentlich und auch zur Bundeswehruniform getragen werden, allerdings in einer „Sonderanfertigung", bei der das Hakenkreuz durch Eichenlaub ersetzt worden war. Kuriosum am Rande: weil etwa 730 Ritterkreuträger in der Bundeswehr Dienst taten, gab es in der kleinen Bundeswehr prozentual deutlich mehr Ritterkreuzträger als in der riesigen Wehrmacht!

1.19*

Werner Reißmanns fünf Kriege

Es wird nicht viele Soldaten geben, die im Zweiten Weltkrieg an so vielen Fronten gekämpft haben wie Werner Reißmann - im Frankreichfeldzug 1940, in Afrika 1941/42, an der Ostfront 1943, in der Normandie 1944 und in den Endkämpfen bis zur bedingungslosen Kapitulation. Die Einsätze waren nach Ort und Umständen so grundverschieden, dass ich sie als fünf verschiedenen Kriege beschreiben will, um zu verstehen, wie er den Krieg erlebt hat.

Der Krieg in Frankreich

Werner Reißmanns Krieg in Frankreich war der Traum jedes jungen Leutnants: kurz, hart und siegreich. Und einen anständigen Orden gab es auch.

Den Frankreichfeldzug hat er mit dem Infanterie-Regiment 104 im Verband der 33. Infanterie-Division mitgemacht, nicht in der ersten Welle, aber am 18.5.1940 ist er schon in Belgien, am 28.5.1940 an der Somme, und am Morgen des 5.6.1940 schreibt er seiner Frau stolz, an diesem Tag erwarte er seinen ersten Kampf. Am 15.6.1940 berichtet er rückblickend von „schweren Kampftagen beim Durchbruch durch die Schutzstellung etwa 40 km nordwestlich von Paris“, bei dem sein Regiment „an der Spitze der mittleren Durchbruchs- und Verfolgungsarmee marschiert sei“, seine Kompanie immer vorneweg. Östlich von Paris hat sie mit Floßsäcken die Marne überquert und wurde „über die Seine vorausgeworfen“ in eine Brückenkopfstellung. Seinem Schwager Ed Berwanger und seiner Schwägerin Elsbeth schreibt er: „Orleans habe ich [am 16.6.1940] mit meiner Kompanie innerhalb der Vorausabteilung genommen. Bei Baron bin ich als erster in der Armee durchgebrochen. Hier habe ich mir mein EK I [Eiserne Kreuz 1. Klasse] verdient.“ Damit war der Krieg für Werner Reißmann nach elf Tagen in der Hauptkampflinie schon vorbei. Er hatte, in seinen Worten, „ein Sau-Glück“ gehabt und ist „wie durch ein Wunder unversehrt geblieben“. (Briefe vom 4.8. und 15.9.1940)

Er bekommt drei Wochen Urlaub, und seine Schwägerin Elsbeth Berwanger berichtet am 25.7.1940 „Werner glaubt, daß der Krieg Ende August abgeschlossen ist ... für ihn ist der Krieg nun schon so gut wie beendet.“ Es kam anders, wie wir wissen.

Der Krieg in Afrika

Werner Reißmanns Krieg in Nordafrika war viel länger, viel härter und nicht siegreich. Aber es war noch einmal ein Krieg wie aus dem Bilderbuch, in dem beide Seiten zeigen konnten, was sie bei (zeitweise) ausgeglichenem Stärkeverhältnis über die Taktik des modernen Bewegungskrieges gelernt hatten.

Werner Reißmann war rund 19 Monate lang in Afrika, vom April 1941 bis zum November 1942, und er spricht zu Recht von „19 Monate Fronteinsatz“, denn dort gab es keine Etappe, keine Erholung, nie genug Nachschub an Waffen, Wasser und Verpflegung, und bald auch keinen Schutz mehr gegen die britische Luftwaffe. Die Front war allgegenwärtig und Werner Reißmann war fast

immer in der vordersten Linie, auch bei der zweiten Schlacht um El Alamein (23.10.-3.11.1942) bei der das Afrikakorps als kampffähige Truppe vernichtet wurde. Nur der lange Rückzug nach Tunesien und die dortigen Kämpfe gegen die mittlerweile in Marokko und Algerien gelandeten Alliierten blieben ihm erspart,[2485] weil er etwa Mitte November 1942 im Lazarettschiff Nordafrika verlassen hatte.

In den Memoiren der britischen wie der deutschen Afrikakämpfer gilt der Krieg in Nordafrika bis heute als "ritterlicher Krieg"[2486], sozusagen als sportliches Kräftemessen, in dem der exzentrische Montgomery den draufgängerischen Rommel am Ende ausgetrickst und besiegt hat. Als ich mich einmal – was selten vorkam – mit meinem Onkel Werner Reißmann über seinen Afrikaeinsatz unterhalten habe, hat er auch von dem „ritterlichen Krieg“ in der „menschenleeren Wüste“ gesprochen. Damals erschien mir das plausibel.

Das „Rückgrat“ des afrikanischen Kriegsschauplatzes war eine rund 1.800 Kilometer lange Küstenstraße am Mittelmeer, die Litoranea Libica, von der ägyptischen zur tunesischen Grenze. Nur dort gab es Wasser und Nachschub für beide Armeen, die mit ihrem Tross wohl eine Million Mann zählten und in dem kargen Land mit weniger als einer Million Einwohner auch ohne Krieg eine unerträgliche Belastung gewesen wären. Nur dort gab es nennenswerte Bevölkerungszentren und die Armeen wichen in die Wüste nur aus, wenn sie – eine Standardtaktik beider Seiten - eine quer über die Strasse gelegte Riegelstellung umgehen wollten.

Als der Afrikafeldzug am Mai 1943 zu Ende war, blieben in Libyen die Ruinen der bescheidene Infrastruktur zurück, die sich während der italienischen Kolonialverwaltung immerhin entwickelt hatte. Die Litoreana war unbrauchbar, die Hafenanlagen gesprengt, Städte und Dörfer zerschossen, Bewässerungssysteme versandet, Obstgärten abgeholzt, Weinberge überwuchert, die Herden abgeschlachtet. Zurückgeblieben sind rund zwölf Millionen Landminen. Noch heute gelten 580.000 Quadratkilometer in Libyen als minengefährdet, ein Drittel des Staatsgebiets, überwiegend in dem landwirtschaftlich relativ günstigen Küstengebiet. Nach dem Krieg sollen mehr als 125.000 Nutztiere und zehntausend Zivilisten durch Minen umgekommen sein. Über die im Krieg umgekommenen Zivilisten gibt es keine zuverlässigen Angaben, sicher ist nur, dass die meisten und schwersten Gefechte in dem relativ dicht besiedelten Küstenstreifen stattfanden und praktisch alle Küstenstädtchen wiederholt mit schwerer

---

2485 Die Überlebenden von El Alamein haben es geschafft, sich bis Ende Januar 1943 in die 2.400 Kilometer entfernte Stellung bei Mareth in Tunesien zurückzuziehen, aber mittlerweile waren die Alliierten (mit insgesamt 107.000 Mann und allem Kriegsgerät, das eine moderne Armee braucht) in Nordafrkia gelandet (Operation Torch) und die Kapitulation der abgekämpften deutschen Afrika-Armee war nur noch eine Frage der Zeit. Werner Reißmanns Panzergrenadier-Regiment 104 ist im März 1943 auf der Halbinsel Bône bei Tunis untergegangen.

2486 Der „Verband Deutsches Afrika-Korps e.V.“ stellt seinem Internet-Auftritt noch im Jahr 2005 die Parole voran „Ritterlich im Krieg, wachsam für den Frieden“. Etwa 30.000 der rund 300.000 Soldaten des Afrika-Korps traten nach dem Krieg dem Traditionsverband bei.

Artillerie und Bomben belegt wurden.

Und das alles, weil Rommel auf einem Nebenkriegschauplatz seinen Privatkrieg vom Zaun gebrochen hatte, ohne jedes erkennbare strategische Ziel, dessen einziger Erfolg, wenn man es so nennen will, darin bestand, dass er Panzer und Flugzeuge von der Ostfront abzog.

Der Krieg im Osten

Werner Reißmann war im Oktober 1942 zur Generalstabsausbildung nach Deutschland abkommandiert worden, die er im März 1943 (nach einem Lazarettaufenthalt) begonnen hat. Im Frieden hätte das ein zwei- bis dreijähriges Studium an der Kriegsakademie bedeutet, im Krieg begann sie mit einem „Praktikum“ von acht Monaten bei verschiedenen Stäben an der Front, dem eine drei bis vier Monate dauernde theoretische Ausbildung folgte.[2487] Er kam zuerst zur 6. Infanterie-Division und war im Juli / August 1943 mit der Heeresgruppe Mitte bei der „Operation Zitadelle“, d. h. der Schlacht im Kursker Bogen, in der Angriffsspitze dabei. Später hat er, zwar nur als Urlaubsvertretung, aber zur höchsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, die Stelle des Ersten Generalstabsoffizieres des 20. Armeekorps übernommen, das damals, wie wir gesehen haben, kaum noch Regimentsstärke hatte.

Das war eine Art von Krieg, die er noch nicht kannte. Gemessen an Kursk, der „größten Landschlacht des Zweiten Weltkrieges“, waren Rommels Schlachten nur Scharmützel gewesen. Professionell muss Kursk für ihn faszinierend gewesen sein, sowohl von der Größenordnung wie von der Qualität der Generalstabsarbeit, die an der Ostfront mehr und mehr das einzige war, in dem die deutsche Wehrmacht der Roten Armee noch überlegen war. Aber das half auch nichts mehr, als die Schlacht am 5.7.1943 begann. Einzelheiten der Schlacht sind bis heute umstritten, unbestritten ist nur, dass die Wehrmacht alle Reserven zusammengezogen hatte um noch einmal die operative Initiative zu gewinnen, und dass die russischen Verluste an Soldaten und schweren Waffen fünf bis zehn Mal so hoch waren wie die deutschen. Unbestritten ist aber auch, dass die Rote Armee trotzdem schon während des deutschen Angriffs südlich und nördlich von Kursk Gegenoffensiven starten konnte, denen die Deutschen kaum etwas entgegenzusetzen hatten, denn „auf dem Schlachtfeld manifestierte sich phasenverschoben, daß das Deutsch Reich die Produktionsschlacht verloren hatte.“ (Pars pro toto: Die deutsche Rüstungsindustrie produzierte während des Krieges insgesamt 25.000 Kampfpanzer, die alliierte weit über 200.000.) Als der deutsche Angriff stecken blieb und nach acht Tagen abgebrochen werden musste, hatte die Wehrmacht im Osten die Initiative, die technische Überlegenheit und den Krieg endgültig verloren.[2488] Die hektischen Rückzugsgefechte bis zum Dnepr hat Werner Reißmann vier Monate lang

---

2487 Zu Einzelheiten der Generalstabsausbildung vgl. Anmerkung zum 7.3.1943.

2488 „Erst mit dem Scheitern der ‚Operation Zitadelle‘ ... war die Niederlage im Osten, prognostisch seit der Wende vor Moskau (Dezember 1941) absehbar und in der Prognose durch Stalingrad (Januar 1943) neuerlich bestätigt, endgültig und unwiderruflich. Von nun an befand sich die Wehrmacht auf dem Rückzug“ (Bernd Ulrich)

mitgemacht, dann war sein „Generalstabspraktikum“ zu Ende, und Mitte November war er wieder in Deutschland, zum theoretischen Teil der Ausbildung.

Die Heeresgruppe Mitte wurde in der sowjetischen Sommeroffensive („Bagration“) von 1944 überrannt und zertrümmert, von 38 Divisionen sind 28 untergegangen, 540.000 Mann sind gefallen oder in Gefangenschaft geraten, Werner Reißmanns 6. Infanterie-Division wurde im Kessel von Bobruisk vernichtet und am 18. Juli 1944 offiziell von der Bestandsliste der Wehrmacht gestrichen. Die Kommandierung zur Generalstabsausbildung hatte ihm das Leben gerettet.

Der Krieg in der Normandie

Während der Schlacht um Kursk noch lief, waren am 10.7.1943 im fernen Sizilien die Westalliierten gelandet. Das war der Anfang des Zweifrontenkrieges, den Deutschland seit 1939/40 gefürchtet hatte, obwohl es damals „nur“ gegen Polen und Frankreich gegangen wäre. Diesmal ging es gegen Russland und Amerika samt seinen Verbündeten aus der ganzen Welt. Als die Alliierten am 6.6.1944 in der Normandie landeten, hatte Werner Reißmann seinen Lehrgang schon beendet und wird als Generalstabsoffizier bei der Panzergruppe West eingesetzt. Ende Juni 1944 liegt er hinter Caen und muss erleben, dass eine deutsche Gegenoffensiven im Bomben- und Granatenhagel der Allierten zusammenbricht, bevor sie richtig angelaufen ist. Als Pattons 6. US-Armee am 1.8.1944 bei Avranches aus dem Landungsbrückenkopf ausbricht und die deutschen Stellungen weiträumig zu umfassen droht, beginnt die „eher regellose Flucht in Richtung auf die Reichsgrenzen“. (DRZW, Bd. 7)

Das deutsche Verteidigungskonzept für den Fall einer Invasion hatte vorgesehen, den Gegner mit allen Mitteln direkt an der Küste zu bekämpfen und ins Meer zurückzuwerfen. Das war zwar, wie wir heute wissen, angesichts der Kräfteverhältnisse nicht realistisch, aber immerhin ein strategisches Ziel, das ein Generalstabsoffizier taktisch hätte umsetzen können, wenn er denn die Mittel dazu gehabt hätte. Aber seit Pattons Durchbruch war es mit einer deutschen Strategie endgültig vorbei, und es begann die Zeit der taktischen Flickschusterei. Kleine örtliche Erfolge hatte die Wehrmacht nur noch mit Manövern, die so abwegig waren, dass die Alliierten damit vernünftigerweise nicht rechnen konnten, zum Beispiel bei der Ardennen-Offensive. Die Alliierten mussten erst lernen „einzukalkulieren, daß es im deutschen Lager kaum mehr um Logik und vernünftiges Handeln ging“, und auch die Wehrmachtsführung - von Hitler ganz abgesehen - keine „halbwegs plausiblen strategischen Ziele mehr formulieren“ konnte. (DRZW Bd. 7). Dann begann das Chaos der Endkämpfe.

Die Endkämpfe

Der Beginn der „Endkämpfe“ wird in der Literatur unterschiedlich datiert, aber im allgemeinen wird er auf den Herbst 1944 gelegt, dem Zeitpunkt also, als die Wehrmacht die Fähigkeit zum eigenständigen Agieren endgültig verloren hatte und nur noch reagieren konnte. Seither konnten Hitler und seine Generäle auch unter optimistischsten Annahmen nichts anderes mehr erreichen als eine Verlängerung des Krieges und die weitere Zerstörung Deutschlands. Darin waren

sie erfolgreich: Etwa die Hälfte aller deutschen Soldaten, die im Krieg umgekommen sind, sind während der Endkämpfe gestorben, etwa die Hälfte aller Bomben, die auf Deutschland gefallen sind, sind während der Endkämpfe gefallen.

Werner Reißmann war er in seinen „fünf Kriegen“ Augenzeuge des allmählichen Abgleitens der Wehrmacht von der strategischen und taktischen Perfektion des Frankreichfeldzugs über Rommels taktische Husarenstückchen in Afrika, das Ende der deutschen Offensivstrategie vor Kursk und das Ende der deutschen Defensivstrategie in der Normandie bis hin zum langsam verflackernden Widerstand immer kleiner Trupps abgekämpfter Soldaten zwischen den Ruinen deutscher Dörfer und Städte.

Fazit

Werner Reißmann ist als Leutnant in den Krieg gezogen und als hochdekorierter Major im Generalstab zurückgekehrt. Er hat nicht nur die Niederlage, sondern den moralischen und professionellen Niedergang einer auf ihre Korrektheit, Perfektion und Effizienz stolzen Wehrmacht miterleben müssen. Er war ein kluger Mann und muss gewusst haben, dass die deutsche Armee und ihre Offiziere durch eigene Schuld und Feigheit - nicht vor dem Feind, wohl aber vor dem „Führer“ und seinen Spießgesellen - den Respekt verloren hatten, den man ihnen in der Öffentlichkeit entgegenbrachte, als er in der Wehrmacht eingetreten war. Das hat ihn, glaube ich, am tiefsten verbittert.

1.20*

La Bataille de la Seille

Am 6.6.1944 landeten die Alliierten in der Normandie, am 25.8.1944 erreichten sie Paris, dann begann der **Lothringen-Feldzug**[2489], der auch das **Schlösschen Selzeck** (Coin-sur-Seille) vernichtete, das die Familie Berwanger knapp drei Wochen zuvor fluchtartige verlassen hatte.

Pattons 3. US-Armee stieß nach der Eroberung von Paris in Richtung Metz vor, erreichte am 1.9.1944 bereits Verdun, musste dann aber Halt machen um Nachschub nachzuziehen. Die Wehrmacht setzte sich derweil in den immer noch relativ starken Verteidigungswerken in und um Metz fest. Als die US-Armee wenige Tage später bei einem Frontalangriff auf Metz stecken blieb, versuchte sie, Stadt und Festung im Norden und Süden zu umgehen. Der südliche Umgehungsangriff ist als die „**Bataille de la Seille**“ in die Militärgeschichte eingegangen.

Die 20. Division der 3. US-Armee überschritt bei Arnaville die Mosel mit dem Auftrag, rund 12 km weit nach Osten **quer durch das Seille-Tal** bis Verny vorzustoßen, dort das **Fort Aisne** zu nehmen und etwa auf der heutigen Verbindungsstraße D 913 in nördlicher Richtung nach Metz weiterzurollen. Das war keine brillante Idee, denn die Seille ist dort zwar nur ein Wiesenflüsschen, kaum knietief und allenfalls zehn Meter breit, aber ihr Tal ist so sumpfig, dass es bis heute nur von ein paar aufgeschütteten Landwirtschaftswegen gekreuzt wird.

Der amerikanische Angriff blieb aber schon vorher stecken, denn vor der Seille liegt zwischen Arnaville und Verny ein flacher, offener Höhenzug, auf dessen Kamm das Sträßchen D 5 von Cheminot über Sillegny, Coin-sur-Seille und Pournoy-la-Chétive nach Metz führt. Dort hatte die Wehrmacht mit dem Zentrum Selzeck eine **Verteidigungslinie** aufgebaut, die durch die Geschütze von Fort Aisne unterstützt werden konnte.

Die **erste „Bataille de la Seille“** vom 16. bis zum 25.9.1944 war nach den Maßstäben dieses Krieges eine Mini-Schlacht. Die deutsche Verteidigungslinie von Sillegny bis Pournoy-la-Chétive war kaum mehr als fünf Kilometer breit und der amerikanische Aufmarschraum von Arnaville bis zur D 5 nicht mehr als acht Kilometer tief. Aber mehr als 1.000 US-Soldaten sind dabei gefallen, über die deutschen Verluste habe ich keine Angaben gefunden.

Die US-Truppen nehmen am 18.9.1944 Sillegny und müssen einen Tag später einem deutschen Gegenangriff weichen. Pournoy-la-Chétive nehmen sie am 20.9.1944 und verteidigen die Trümmer vier Tage lang im „Häuserkampf“. Sillegny und Pournoy-la-Chétive, die in Sichtweite neben Selzeck liegen, wurden dabei durch deutsche und amerikanische Artillerie zu 95 bzw. 100 Prozent

---

[2489] Die Invasionskämpfe von der Normandie bis zur Erreichung der deutschen Grenze im Frühjahr 1945 werden in der Militärgeschichtsschreibung meist in zwei Feldzüge aufgeteilt, den Normandie-Feldzug, der im wesentlichen mit Eroberung von Paris endete, und den folgenden Feldzug in Lothringen, der weniger bekannt ist, aber länger dauerte und blutiger war als der in der Normandie.

zerstört.

Der OKW-Bericht meldet am 23.9.1944 lakonisch, „südlich Metz“ gäbe es „örtliche Kampftätigkeit“, aber „alle Angriffe scheitern an dem hartnäckigen Widerstand der eigenen Truppen.“ Nach einem Augenzeugenbericht[2490] ging am 15.10.1944 die Hauptkampflinie immer noch durch Selzeck, eine aus SS, Flak und Luftwaffe-Feldtruppen zusammengewürfelte Einheit lag im Selzecker Schlösschen, der Turm war zerschossen, in der Lindenallee stand kein Baum mehr, auf dem Kartoffelfeld war ein Soldatenfriedhof und das Dorf lag täglich mehrmals unter Beschuss, obwohl die US-Armee ihre Angriffsspitze schon bis zur Mosel zurückgenommen hatte.

Als sie Ende Oktober 1944 wiederkam, brachte sie für die **zweite „Bataille de la Seille“** genug schweres Geschütz und Luftunterstützung mit, um die deutschen Verteidigungsstellungen ohne weitere Umstände zu pulverisieren.

Der OKW-Bericht vom 11.11.1944 meldete: „An der lothringischen Grenze versucht der Feind mit zwei starken Angriffskeilen Metz von Norden und Süden zu umfassen und aus unserer Front herauszubrechen. Der Schwerpunkt der Kämpfe liegt hierbei zwischen Seille und dem Rhein-Marne-Kanal.“ Dass die Amerikaner zu diesem Zeitpunkt bereits das sumpfige Tal der Seille südlich umgangen hatten, konnte man nach dieser Meldung nur durch einen Blick auf die Landkarte feststellen. Die OKW-Meldung vom 15.11.1944, die Wehrmacht stünde „beiderseits der Seille in heftigen Abwehrkämpfen“, verschleiert in ähnlicher Weise die Tatsache, dass spätestens jetzt auch die Verteidigungsstellung bei Selzeck durchbrochen war. Am 23.11.1944 ist Metz endlich gefallen.

Die "Bataille de la Seille" blieb unserer Familie erspart, aber ich erinnere mich sehr gut, dass wir, vermutlich in den letzten Augusttagen, nachts am Horizont rotes Artilleriefeuer vor nachtschwarzem Himmel mehr gesehen als gehört haben. Ich erinnere mich daran, dass sich in der Allee im Schlosspark tagsüber deutsche Wehrmachtseinheiten vor den alliierten Flugzeugen versteckt hielten und am nächsten Morgen verschwunden waren. Ich werde nie vergessen, wie sonnenverbrannt, hager und abgerissen die jungen Soldaten ausgesehen haben, die ohne Tritt am Schlosstor vorbei zur Front marschiert sind. Wir haben ihnen zugewinkt, manche haben gelacht und zurückgewinkt.

[2490] Vgl. Bericht von Grete Winkler, August - Oktober 1944, Nachtrag.

1.21*

Neustadt im April 1945 : Bomben und Kettenhunde

(Zum Eintrag vom 11.4.1945)

Bomben

Wir haben Glück gehabt, als wir am 11.4.1945 in Neustadt bei Coburg ausgebombt wurden. In unserer Nachbarschaft haben die Bomben mehrere Häuser zerstört und 17 Menschen umgebracht, während aus unserer Familie niemand zu Schaden gekommen ist. Nur das Notquartier der Familie Berwanger ist ausgebrannt, und von unseren Habseligkeiten konnte noch mehr gerettet werden, als man zu hoffen gewagt hatte.

Neustadt war nicht die einzige Stadt, die in den letzten Kriegstagen kurz vor dem Einmarsch amerikanischer Truppen bombardiert wurde, und immer wurde später behauptet, der Angriff sei militärisch ganz sinnlos gewesen. Ich erinnere mich gut, dass auch in unserer Familie von der „unnötigen Bombardierung“ der schutzlosen Stadt die Rede war. Die Amerikaner haben das aus guten Gründen anders gesehen.

Nehmen wir die Männer des **63. Armored Infantry Battalion** (A.I.B), die ersten US-Soldaten, die ich in Neustadt gesehen habe, als sie, vom Schützenplatz kommend, an Reißmanns Wohnzimmerfenster vorbei in die Innenstadt zogen. Sie gehörten, wie ich mittlerweile festgestellt habe, zur 11. Armored Division, die seit ihrer Landung am 17.12.1944 in Cherbourg Pattons 3. US-Armee unterstellt war.[2491]

Die Invasionskämpfe waren dem 63. A.I.B. erspart geblieben, aber schon Ende Dezember 1944 war es in Bastogne gegen die deutsche Ardennenoffensive dabei und Anfang Februar 1945 musste es sich südlich von Aachen durch die letzten Sperrstellungen des Westwalls kämpfen. Von dort rollte es durch die Hohe Eifel nach Andernach, dann südlich über die Mosel und die Nahe nach Worms, wo es am 28.3.1945 über den Rhein setzte. Jenseits des Rheins traf es auf mehr oder weniger hartnäckige Widerstandsnester unter anderem bei Hanau, bei der Überquerung des Mains, bei Fulda, in der Rhön, bei Meiningen, bei Suhl, im Thüringer Wald, bei Hildburghausen und im Lautertal bei Neustadt. In Neustadt drehte es nach Süden ab und rollte nach Österreich, wo es nach gut 2.000 Kilometern in der Nähe von Linz das Kriegsende erlebte.[2492]

Das war kein militärischer Spaziergang durch ein Land, das nur auf das Ende des Mordens wartete. Die Kämpfe im Osten waren härter, aber gekämpft und gestorben wurde auch im Westen, in einem immer sinnloseren Widerstand von

---

2491 Im September 1944 war die 3. US-Armee nach Selzeck gekommen, im März 1945 nach St. Ingbert, in beiden Fällen war die Familie Berwanger ihr gerade noch rechtzeitig entkommen, jetzt hatte sie uns eingeholt!

2492 Eine kurze „History of the 63rd Armored Infantry Battalion, Dec. ’44 to VE Day ’45“ findet sich im Internet.

Wehrmachts- und Volkssturmeinheiten, die in den letzten Kriegstagen noch Hunderte von bis dahin unversehrten Städten und Dörfern zu Schlachtfeldern machten. Der „Verteidigung“ von Lauterbach und Coburg, beide in der unmittelbaren Nachbarschaft von Neustadt, sollen als Beispiel genügen.

Das Örtchen **Lauterbach** vermerkt in seiner Dorfchronik: „Die letzten Kriegstage bedeuteten für die Orte im Lautergrund nochmals Zerstörung. Am 6. April 1945 befand sich die Haupteinsatzlinie des deutschen Heeres [auf der Linie] von Oeslau über Oberlauter nach Creidlitz. Am 10. April erfolgte der amerikanische Angriff. Oberlauter konnte schnell besetzt werden, in Unterlauter waren jedoch noch Soldaten stationiert, die den Ort verbarrikadiert hatten und ihn u. a. am **Galgenberg** verteidigten. Schließlich sahen sich die Amerikaner gezwungen, mit Fliegern einzugreifen. Zielpunkt war der Kirchturm, der mit Spreng- und Brandbomben bombardiert wurde. Nach der Besetzung Unterlauters waren eine brennende Kirche, ein zerstörtes Schulhaus, sowie einige Tote und Schwerverletzte zu beklagen.“ **Coburg** erreichte das 63. A.I.B. einen Tag nach der Einnahme von Neustadt und fand dort tausend Panzergrenadiere und sonstige Einheiten, die sich in einer Verteidigungsstellung eingeigelt hatten, weshalb die altehrwürdige, bis dahin unbeschädigte Feste Coburg mit Bomben und schwerer Artillerie belegt wurde.[2493]

Wenn die Deutschen verrückt genug waren, im April 1945 noch das 600-Seelen-Kaff Unterlauter am Galgenberg verteidigen zu wollen, konnte die US-Army ihnen wohl zutrauen, auch Neustadt nicht kampflos aufgeben zu wollen.[2494] Als ihr Vorauskommando obendrein beobachten konnte, dass die auf dem Kirchturm schon gehißte **weiße Fahne** durch die **Hakenkreuzfahne** ersetzt wurde,[2495] schickte sie die Bomber los, bevor sie über Haarbrücken nach Neustadt rollte.[2496]

Das war vernünftig und ist die amerikanische Art der Kriegsführung bis heute. Ralph Peters, ein bekannter amerikanischer Militärschriftsteller, hat den ”**American way of war**” anlässlich des zweiten Irakkrieges 2003 in einem Satz zusammengefasste: „Wann immer möglich, verbrauchen wir Munition, nicht Solda-

---

2493 Der OKW-Bericht meldet am 12.4.1945: „In Eisfeld, Rodach und in der Feste Coburg behaupten sich unsere Grenadiere gegen starke Angriffe.“ Die Stadtchronik von Rodach (damals 3.000 Einw.) verzeichnet für diese Tage „Beschießung der Stadt durch amerikanische Artillerie“, die von Eisfeld (damals 5.000 Einw.) „Teile der Innenstadt werden durch Granaten zerstört, die US Streitkräfte marschieren ein.“

2494 Es gibt zahllose Beispiele dafür, dass die US-Armee praktisch jede Stadt und jedes Dorf zur Kapitulation aufforderte, um sich damit den letzten Feuerschlag zu ersparen. Zwei Beispiele im Nachlass sind Kreuznach und St. Ingbert. Zu Kreuznach vgl. Anmerkung zum Brief vom 20.2.1945, zu St. Ingbert den Anhang Nr. 1.22: „St. Ingbert im Jahr 1945.“

2495 Dass dieser Flaggenwechsel in Neustadt das Werk eine angetrunkenen Volkssturmführers und „alten Kämpfers“ war, konnten die Amerikaner wirklich nicht wissen. Vgl. Eintrag vom 12.5.1945.

2496 Die „Combat Chronology of the US Army Air Forces 1941-1945“ verzeichnet, dass die 9th Air Force am 10. und 11. 4.1945 in der „Coburg-Rottenbach area“ Einsätze zur taktischen Unterstützung der Bodentruppen geflogen sind.

ten.“[2497] General **Patton** hat in seiner martialischen Art gesagt, es sei nicht sein Job, dafür zu sorgen, dass seine Boys für ihr Vaterland sterben, sondern dafür, dass die armen Teufel auf der anderen Seite für ihr Vaterland sterben. Und Arthur T. **Harris**, damals Chef der britischen Bomberflotten, hielt den Kritikern der Bomberangriffe ungerührt entgegen, alle Städte Deutschlands seien nicht die Knochen eines britischen Grenadiers wert.

Als Soldat hätte ich mich bei Patton und Harris besser aufgehoben gefühlt als bei deutschen Generälen, die bis zum Ende allergehorsamst Hitlers selbstmörderische Halte- und Gegenangriffsbefehle an ihre Soldaten weitergeleitet haben. Ein amerikanischer General, der im Ruf stand, seine Männer sinnlos zu verheizen, konnte von der Front weg nach Washington vor eine parlamentarische Untersuchungskommission zitiert und gefeuert werden, wenn die Abgeordneten seine Art der Truppenführung missbilligten. Rücksichtlichlose Truppenführer gab es in allen Armeen, aber nur die Deutschen haben noch in den letzten Kriegsmonaten Tausende von kriegsmüden Soldaten und Zivilisten erschossen oder aufgehängt, und nur der deutschen Generalität kann ein Standardwerk über den Zweiten Weltkrieg nachsagen, sie sei bereit gewesen, „den sinnlosen Kampf bis zum Ende zu organisieren [und] die eigenen Soldaten und die Bevölkerung einem blutigen Gemetzel auszuliefern.“[2498]

Ich glaube, die Soldaten des 63. A.I.B. hatten gute Gründe, den Bombenangriff auf Neustadt b. Coburg nicht als sinnlos zu empfinden. Sie haben in den viereinhalb Monaten von Cherburg bis Linz von etwa 1.000 Mann rund 460 durch Tod und schwere Verwundung verloren, weitere 400 wurden verletzt.

Kettenhunde und andere Mordbanden

Auch für die in und um Neustadt zurückgebliebenen Soldaten der Wehrmacht war es ein Glück, dass die Amerikaner Neustadt bombardiert und die Kettenhunde vertrieben haben.

Die Wehrmacht hatte immer schon (wie heute die Bundeswehr) eine eigene Militärpolizei, die **Feldjäger**, die wegen der metallnen Plaketten, die sie an glänzenden Ketten um den Hals trugen, allgemein als **Kettenhunde** bekannt waren. Sie waren schon unter normalen Umständen gefürchtet, in den letzten Kriegsmonaten waren sie eine Mörderbande und der Schrecken aller deutschen Soldaten. Am meisten gefürchtet waren die **Feldjäger-Kommandos**, eine 1943 eingerichtete Sonderformation der Wehrmacht und der Waffen-SS, die unmittelbar dem Oberkommando der Wehrmacht unterstellt war und fast unein-

---

[2497] Der in diesem Zusammenhang interessierende Teil des Textes von Ralph Peters (New York Post, 24.3. 2003) lautet im Original: „Cameramen might wish our troops would charge wildly into the enemy machines guns, but that's not the American way of war. When faced with a dangerous situation - if the mission allows us the time - we break contact to a distance that allows us to call down a storm of mortar fire, field artillery and airstrikes on the enemy. Whenever possible, we spend shells, not bodies. ... That is a sign of professionalism and common sense, not of fear.“

[2498] Rolf-Dieter Müller: Der Zweite Weltkrieg 1939-1945, in: Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte“, Bd. 10, 2001

geschränkte Befugnisse gegenüber jedermann hatte, einschließlich befehlshabender Offiziere. Bis 1944 waren sie vor allem im Osten eingesetzt, während der Endkämpfe waren sie in ganz Deutschland unterwegs, nie im Kampf gegen den Feind, immer nur gegen die eigenen Leute. Das in den letzten Kriegsmonaten für Westdeutschland zuständige Feldjägerkommando III war noch im März 1945 mit 275 vollmotorisierten Kommandos von jeweils 50 bis 100 Mann von Ungarn an den Rhein verlegt worden, um „das Versprengtenunwesen mit radikalsten Mitteln in kürzester Zeit auszurotten".

Ich habe die Kettenhunde auf dem Marktplatz von Neustadt gesehen. Sie fielen mir auf, weil sie nicht so müde und abgerissen waren wie die anderen Soldaten, sondern gut bewaffnet, motorisiert, uniformiert, ernährt und selbstbewusst. Meine Mutter bekam es mit der Angst zu tun und hat mich schnell weggezogen.

Das blutige Schreckensregime der Durchhaltebefehle, Standgerichte und Feldjägerkommandos während der Endkämpfe 1944/45 ist im Rückblick so unglaublich, dass ich zumindest andeuten will, wie und mit welchem Ergebnis die Mord- und Lynchjustiz der letzten Kriegsmonate von Amts wegen organisiert wurde.

Durch Verordnung vom 15.2.1945 wurden neue **Standgerichte** eingerichtet, in denen ein NSDAP-Funktionär, ein Wehrmachts- und eine SS-Offizier jedermann, auch Zivilisten, aburteilen konnten, der „die deutsche Kampfkraft oder Kampfentschlossenheit gefährdete". [2499] Das Oberkommando der Wehrmacht wollte dahinter nicht zurückstehen und nahm Anfang März 1945 die Familien seiner eigenen Soldaten in **Geiselhaft**, indem sie ihnen jede Versorgung verweigerte, wenn ihre Männer in Gefangenschaft gerieten ohne „nachweisbar bis zum Äußersten gekämpft" zu haben. Als den Amerikanern am 7.3.1945 durch Zufall die Brücke von Remagen unbeschädigt in die Hände gefallen war, wurden fünf Offiziere von einem Standgericht zum Tode verurteilt, vier wurden hingerichtet, bei dem fünften, der mittlerweile in Gefangenschaft geraten war, rächte man sich wenigstens an seiner Familie.[2500]

Durch „Führer-Erlass" vom 9.3.1945 wurden **Fliegende Standgerichte** gebildet, die ohne Verhandlung jeden Soldaten und Zivilisten wegen „fehlender Kampfbereitschaft" auf der Stelle erschießen oder aufhängen konnten. In Coburg und Umgebung war das **Fliegende Standgericht des Majors Erwin Helm** tätig, der seine Opfer gerne vor angetretenen Wehrmachts- und HJ-Einheiten erdrosseln ließ. Himmlers „**Flaggen-Befehl**" vom 3.4.1945 verzichtet ganz auf Standgerichte: „Aus einem Haus, aus dem eine weiße Fahne erscheint, sind alle männlichen Personen zu erschießen." Und am 12.4.1945, einen Tag nachdem Neustadt b. Coburg nicht kapituliert hatte und deshalb bombardiert worden war, übermittelte das Oberkommando der Wehrmacht allergehorsamst den „Führerbefehl", dass jeder Soldat, der „die Aufforderung

[2499] Die Verordnung war dem Reichsjustizministerium so wichtig, und die Nachrichtenverbindungen innerhalb Deutschlands waren schon so desolat, dass die Verordnung „mit ihrer Verkündung im Rundfunk" in Kraft trat.

[2500] Die Sippenhaftung sei „wirksam geworden", ließ der OB West, Generalfeldmarschall Kesselring, am 21.3.1945 durch Armeebefehl bekanntgeben.

zur Übergabe an den Feind nicht mit Kampf bis zur letzten Patrone beantwortet“, vor ein Kriegsgericht kommt.[2501] Himmler befahl am gleichen Tag: „Keine deutsche Stadt wird zur offenen Stadt erklärt. Jedes Dorf und jede Stadt werden mit allen Mitteln verteidigt und gehalten. Wer kapituliert, verliert Ehre und Leben.“

Nicht nur die SS, auch die Wehrmacht hat den Befehl so ausgeführt, wie sie es in Russland gelernt und jahrelang praktiziert hatte. Dort waren nach dem „**Kriegsgerichtsbarkeitsbefehl**“ vom 13.5.1941 „bis auf weiteres“ Straftaten feindlicher Zivilisten nicht durch Gerichte, sondern durch die Wehrmacht selbst zu ahnden. „Partisanen“ wurden „im Kampf oder auf der Flucht erledigt“, „partisanenverdächtige Orte“ durch Niederbrennen, Geiselerschießungen u. ä. bestraft. Das galt jetzt auch für Deserteure und kriegsmüde Zivilisten in Deutschland, die „Erziehung zur Mitleidlosigkeit“ (vgl. Anmerkung zum 28.5.1943) trug schreckliche Früchte. Es gibt keine halbwegs plausiblen Angaben über die Zahl der standgerichtlichen und sonstigen Mordtaten während der letzten Kriegstage. Augenzeugen haben an vielen Orten Dutzende von Toten gesehen, in der Literatur ist von „Zehntausenden“ die Rede.[2502]

Wie es Himmlers „Festungen“ erging, kann man unter anderem bei Julius Posener und Ursula von Kardorff[2503] nachlesen:

Julius **Posener**, ein Berliner Emigrant, der 1945 mit der britischen Armee nach Deutschland zurückgekommen war, schreibt, in den letzten zwanzig Tagen des Krieges seien mehr Kleinstädte und Dörfer zerstört worden als während des ganzen vorhergehenden Krieges, und fährt fort: „Ich kenne den Fall von Bocholt [damals 35.000 Einw.], nahe der holländischen Grenze. **Bocholt** hatte, trotz seiner Textilindustrie, kaum Fliegerbesuch während des Krieges gehabt; dafür war es dann die erste Stadt, die nach Montys [Montgomerys] Gleitfliegerlandung auf dem rechten Rheinufer zur Kapitulation aufgefordert wurde. Der kommandierende Oberst hatte etwa noch 200 Mann, aber als preußischer Offizier lehnte er die Kapitulation ab, und nachdem er sich mit seiner Truppe in Sicherheit gebracht hatte ... ging der versprochene Bombenangriff nieder. Er dauert zwölf Minuten, und Bocholt hatte aufgehört zu existieren. Auf diese Weise wurden auch [die benachbarten Städte] **Coesfeld** und **Dülmen** [damals 13.000 bzw. 10.000 Einw.] vernichtet.“

Ursula von **Kardorff** erlebte das Kriegsende in dem schwäbischen Dorf Jettingen (damals 1.500 Einwohner) und notierte am 24. 4.1945 in ihrem Tagebuch: „Am Waldrand, gegenüber von Wetzels Haus, geht eine deutsche Kompanie in

---

2501 Einige Soldaten bracht der Befehl „bis zur letzten Patrone“ auf die Idee, möglichst schnell ihre letzte Munition zu verballern, damit sie dann ungeschoren in die Gefangenschaft gehen konnten. Es war eine verrückte Zeit.

2502 Die Mordkommandos der Wehrmacht und SS konnten allerdings nicht immer ungestraft ihrem Handwerk nachgehen. Wenn sie auf hartgesottene Einheiten mit Ostfronterfahrung trafen, konnte es ihnen passieren, dass sie mit vorgehaltener Waffe vertrieben oder einfach umlegt wurden.

2503 Die Titel finden sich in der Bibliographie.

Stellung. Mit Artillerie-Granatwerfern. Was das Dorf so sehr gefürchtet hat, ist eingetroffen. ... Von drei Seiten knallt es. ... Zwanzig Meter vor uns wird die winzige Brücke zur Sprengung vorbereitet, Panzerfäuste stehen an einen Baum gelehnt.“ Und einen Tag später: „Um uns herum Artillerieeinschläge, Granatwerfer. Eine Staffel Jabos [Jagdbomber] kreiste über der ‚Festung Jettingen’, in Wetzels Wald gegenüber Artillerieeinschläge.“ Über die letzten Stunden der „Festung Jettingen“ schreibt Kardorff: „Sie [die Amerikaner] sind schon am Bahnhof, auf der Kirche weht die weiße Fahne. ...Pfarrer, Bürgermeister, Gendarm und Ortsgruppenleiter wurden von der SS verhaftet und abgeführt. Die SS ist jetzt der schlimmste Feind, bedrohlicher als die Amerikaner. ... Wie unfasslich sind die Deutschen, dass sie sich in letzter Minute noch gegenseitig umbringen, eigenhändig ihr Land zerstören.“

Zumindest das blieb uns in Neustadt bei Coburg erspart, dank des 63. Armored Infantry Battalion und der 9th US Army Air Force. Thanks a lot!

1.22*

St. Ingbert im Jahr 1945

Wie sah die Stadt aus, in die Elsbeth Berwanger mit ihrem Bruder Kurt Fritze und ihren Söhnen Mitte Juli 1945 zurückkam?

St. Ingbert, ein Städtchen mit damals wie heute rund 20.000 Einwohnern[2504], war in den Kriegsjahren heruntergekommen und schäbig geworden, aber kaum zerstört. Ungefähr 1.200 Männer waren gefallen oder auf Dauer vermisst, aber der Bombenkrieg hatte die Stadt weitgehend verschont, und die Verteidigung „bis zur letzten Patrone“ blieb ihr erspart, um Haaresbreite. Um einen Eindruck von den letzten vier Wochen des Krieges in St. Ingbert zu vermitteln, will ich einige Passagen aus dem schon vielfach zitierten „Kriegstagebuch“ des Stadtchronisten Adolf Jantzer wiedergeben:

> 20.2.1945 : Schweres Trommelfeuer von der nahen **Front** her die ganze Nacht hindurch, so nahe, daß wir die Einschläge der Granate in unsere Stadt erwarten mußten.
>
> 25.2.1945: Die ganze Nacht rücken Truppen durch die Stadt in Richtung Saarbrücken. Wegen der ständigen **Luftgefahr** können sich die Truppen nur noch in der Nacht bewegen, während des Tages liegen sie dann in Ruhe in den Ortschaften. ... Am heutigen Sonntag nahm ein **Sprengkommando** die ersten Vorbereitungen zur Sprengung der Eisenbahnbrücke hier vor, die für den Fall vorgesehen ist, daß der Feind hier durch will.
>
> 1.3.1945: Ein Tag wie schon so viele, Flieger und immer wieder Flieger. Die Menschen brechen bald zusammen, sie kommen überhaupt nicht mehr zur Ruhe und einer frägt den anderen, wie lange dieses Hundeleben noch weitergehen soll. Seit Monaten **keinerlei Abwehr** mehr. Deutsche **Jäger** sind uns kaum noch in der Erinnerung, solange haben wir schon keine mehr über uns gehört. **Flak** gibt es auch schon lange nicht mehr.
>
> 5.3.1945: Von gestern Abend 23 Uhr bis heute früh 6 Uhr schoß die amerikanische **Artillerie** ganz unerwartet wieder in regelmäßigen Abständen in die Stadt herein.
>
> 7.3.1945: Heute Nacht kamen wieder feindliche Artilleriegeschosse bis an unseren Stadtrand heran. ... Die St. Ingberter schlafen wieder unterirdisch. Unsere Schulhäuser sind alle belegt von Militär und russischen Gefangenen, etwa 300, die vor der Stadt bei Schanzarbeiten beschäftigt werden.
>
> 11.3.1945: **Bomben** auf St. Ingbert, Gartenstraße, Rote Flur und Siedlung bei der

---

[2504] St. Ingbert wurde urkundlich erstmals 888 erwähnt, (356 Jahre vor Berlin, wie ich in Berlin gerne beiläufig bemerke,) das Stadtbild stammt aber im wesentlichen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, als die heute verschwundenen Bergwerke, Stahlwerke und Glashütten das Leben der Stadt und ihrer Bewohner prägten. Mittlerweile ist aus der selbstbewußten Industriestadt meiner Jugend ein verschlafener Vorort von Saarbrücken geworden.

Grube, überall Häuserschäden. Dieser Angriff forderte 5 Menschenleben, viele Wohnhäuser wurden zerstört. Der Angriff kam so plötzlich, daß Vollalarm nicht mehr rechtzeitig gegeben werden konnte.

14.3.1945: Heute ist es dem Feind gelungen, die **Munitionslager** im Walde oberhalb Rohrbach zu bombardieren. Unser Stadt zittert unter den **Explosionen** und dann sahen wir die mächtigen Rauchpilze am Himmel aufsteigen. Im Laufe des Nachmittags ein Angriff nach dem anderen. ... Den ganzen Tag **Tiefflieger**. Auf den Verkehrsstraßen kommen täglich Menschen um, Zivilisten und Soldaten, Fahrzeuge werden unbrauchbar geschossen. [Insgesamt sind in St. Ingbert ungefähr 50 Menschen durch Bomben und Artillerie umgekommen, die meisten in den letzten Kriegstagen.]

15.3.1945: Bald nach Mitternacht setzte hüben und drüben an den nahen Fronten starkes **Artilleriefeuer** ein ... Eine Granate schlug im Maschinenraum der Brauerei Becker in den Ammoniakbehälter ein. Bald roch es in der ganzen Stadt nach Ammoniak. Man glaubte an Phosphorgranaten. ... Am frühen Morgen setzten dann auch die **Tiefflieger** wieder ein ... Bald nach Mittag legte die **Artillerie** wieder Granaten in unsere Stadt. Wir haben keinen elektrischen Strom mehr ... in manchen Stadtteilen fehlt es auch an Wasser. ... Eben, wo wir diese Zeilen niederschreiben, schlug eine Granate ins Dach der Josefkirche ein.

17.3.1945: Die Stadt ist **menschenleer**, nur wenige Personen in den Hauptverkehrsstraßen. Auch keine Soldaten mehr ... Wir sind uns selbst überlassen.

18.3.1945: Die Amerikaner schießen heute wieder ständig in die Stadt. ... **Gauleiter Stöhr** sagte uns heute über den Drahtfunk, der Führer habe, als er kürzlich bei ihm war, eine überzeugende Zuversicht ausgestrahlt und würde sicher nicht dulden, daß die deutsche Lebenskraft so hart beansprucht werde, wenn er nicht felsenfest vom deutschen Triumph überzeugt wäre. Das Volk denkt anders darüber.

19.3.1945: In der letzten Nacht wurde in den Stollen und Bunkern durchgesagt, daß sich heute Vormittag die letzten wehrfähigen Männer der Stadt im Alter von 16 bis 55 Jahren zu stellen haben.

20.3.1945: Die Amerikaner stehen vor den Toren unserer Stadt. Der Landrat und die Kreisleitung der Partei haben in der letzten Nacht heimlich still und leise die Stadt verlassen. ... Die Führung ist fahnenflüchtig geworden. ... Der sture Militarismus hat heute Nacht **alle Eisenbahnüberführungen in unsere Stadtbereich sprengen lassen** ... Es gab Fanatiker in der Partei, die wollten die **Kohlengruben in die Luft sprengen**. Glücklicherweise kamen sie nicht mehr dazu, ihren irrsinnigen Plan auszuführen ... Um 14.130 Uhr kamen die ersten amerikanischen Truppen durch die Ensheimer Str. in die Stadt. ... **Es fiel kein einziger Schuß**.

Und es fiel keine einzige Bombe mehr. Das hätte auch anders kommen können, denn von Captain Beyer, dem späteren amerikanische Stadtkommandant, wissen wir, dass die Bomber schon startklar waren, die jeden Widerstand, zusammengebombt hätten, wenn Wehrmacht oder Volkssturm Hitlers „Haltebefehl“ befolgt und die „Festung St. Ingbert“ verteidigt hätten.

Wie es zu dem kampflosen Einmarsch der Amerikaner kam, kann man bei Manfred Schmelzer nachlesen, der die beiden Retter der Stadt - Philipp Schwalbach und Jakob Dörr - 1970 noch interviewen konnte und das Ergebnis seiner Recherchen am 20.3.1970 in der Saarbrücker Zeitung publiziert hat.[2505]

Angesichts der anrückenden amerikanischen Armee befahl die NSDAP-Kreisleitung[2506] am 19.3.1945 dem „Inspekteur" des St. Ingberter Volkssturms, Major **Philipp Schwalbach**, im Zivilberuf Lehrer in St. Ingbert, die vorbereiteten Panzersperren schließen zu lassen und Verteidigungsstellung zu beziehen. Nachdem die Parteibonzen, wie wir von Jantzen wissen, danach sofort „fahnenflüchtig" wurden und auch die letzten Wehrmachtseinheiten abzogen, ließ Schwalbach die Panzersperren umgehend wieder öffnen, sammelte die Waffen ein und gab seinen letzten Befehl: „Leute geht nach Hause, der Krieg ist für Euch zu Ende."

Dass St. Ingbert damit unverteidigt war, erfuhren die von Ensheim her anrückenden Amerikaner[2507] von **Jakob Dörr**, der ihnen bis „zum Kreuz"[2508] entgegen gezogen war. Er hatte von 1927 bis 1939 als Bergmann in den USA gearbeitet, war auch amerikanischer Staatsbürger geworden, und hatte das Pech gehabt, 1939 bei einem Besuch in der Heimat vom Kriegsausbruch überrascht zu werden. Das anfängliche Misstrauen der Amerikaner gegenüber dem unerwartet auftauchenden Landsmann legte sich erst, als ein amerikanischer Offizier und Jakob Dörr gemeinsame Bekannte in Amerika entdeckten. Dörr führte die Amerikaner über die einzige den deutschen Sprengkommandos entgangene Brücke am Hahnacker in die Stadt, und diente ihnen in den nächsten Wochen als Dolmetscher.

Amerikaner und St. Ingberter lebten, so Jantzer, „schiedlich-friedlich miteinander", es wurden zwar „etwa zwanzig Persönlichkeiten, die sich in der politischen Führung betätigt hatten, festgenommen und abgeführt", aber Janzter fand, es

---

2505 Eine Kopie des Artikels, den mein Freund und Kollege Manfred Schmelzer mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, findet sich im Nachlass.

2506 Der Volkssturm war nicht ein Teil der Wehrmacht, sondern, rechtliche gesehen, eine Art Parteimiliz, die den NSDAP-Gau- und Kreisleitern unterstand.

2507 Die 63. Infanteriedivision der US-Armee, bekannt als "Blood and Fire", war im Dezember 1944 in Marseille gelandet, hat Mitte Februar die Saar überquert, dann bei Güdingen Saarbrücken, Ormesheim, Hassel und Ensheim den Westwall durchbrochen, bevor sie über St. Ingbert, Elversberg und Neunkirchen weitergerollt ist, Ende März den Rhein überquerte, Heidelberg besetzte und Ende April 1945 bei Leipheim die Donau erreichte. In 119 Gefechtstagen hat die 63. Infanteriedivision von rund 15.000 Mann mehr als 8.000 durch Verwundung und Tod verloren.

Der Vortrupp, der St. Ingbert besetzte, brachte, wie es zur amerikanischer Militärfolklore gehört, für seine nachrückenden Kameraden eine ironische Hinweistafel an mit dem Text: "You are passing through the Siegfried Line [d.h. den Westwall] by courtesy of the 63[d] Infantry division." (Zu finden auf der Internet-Seite der 63rd Infantry Division.)

2508 Das „Kreuz" war ein heute verschwundener Bildstock an der Abzweigung von der Ensheimer Straße nach Sengscheid.

geschähe „uns kein Unrecht, denn wir hätten wissen müssen, wo uns diese Regierung hinführt.“ Das war, wenn man Zeitzeugenberichten glauben darf, damals die Mehrheitsmeinung.

Am 10.7.1945 übernahm die französische Militärregierung das Saarland, St. Ingbert wurde vorübergehend eine französische Garnisonsstadt[2509] und am 15.7.1945 zog die Familie Berwanger wieder in die Richard-Wagner-Str. 11 ein, in der meine Eltern seit 1937 gelebt hatten.

Die Versorgung mit Lebensmitteln war schwierig – ich berichte an anderer Stelle davon – aber es war ein schöner warmer Sommer, wir konnten lange Spaziergänge zu den Großeltern machen und im „Kirkeler Weiher“ baden, die Trümmer der Westwallbunker rund um die Stadt waren unsere Abenteuerspielplätze, die ersten Kriegsgefangenen kamen heim, es gab keine Verdunkelung mehr, und die Züge fuhren, sehr langsam, über die ersten Notbrücken. Ab dem 27.8.1945 erschien die „Neue Saarbrücker Zeitung“ (zweimal in der Woche mit jeweils zwei Blatt), ab Anfang September konnte man wieder Postkarten zumindest innerhalb der französischen Zone verschicken (allerdings nur „in lateinischen Großbuchstaben“, damit die Militärzensur mühelos mitlesen konnte) und am 1. Oktober begann die Schule, auf Anordnung der Militärregierung „in der vor 1933 üblichen Form“.[2510] Es gab anfangs keine Schulbücher, und Schiefertafeln waren so rar wie Griffel und Schwammdöschen, aber dafür hatten wir Französisch ab der 1. Klasse, allerdings mit bescheidenem Erfolg, weil die Lehrer ihren Schülern in der Sprachkenntnis immer nur eine Lektion voraus waren.[2511]

Wir gingen in die evangelische Luitpoldschule, mein Bruder Gerhart in die erste Klasse zum Lehrer Berg, ich zum Lehrer Werner[2512] in die zweite Klasse die

---

[2509] Praktisch bedeutete die Garnisonszeit für St. Ingbert, dass für die französischen Offiziere und ihre Familien zahlreiche Privathäuser und zur Unterbringung der Soldaten Schulen requiriert wurden, während der Marktplatz als Exerzierplatz für die Bevölkerung gesperrt war und „eine Reihe von Gaststätten und Kaffeehäuser für die Verpflegung und Unterhaltung der Offiziere und Mannschaften“ reserviert wurden. (Jantzer) Weil Frankreich bald einen Teil seiner Armee demobilisierte und einen anderen Teil nach Übersee verlegen musste – die Kolonialkriege in Indochina und Nordafrika deuteten sich bereits an – waren Mitte 1946 nur noch etwa 75.000 Mann in Deutschland stationiert und die im Saarland liegenden Truppen zogen sich zur allgemeinen Erleichterung in die traditionellen Garnisonsstädte Saarlouis und Saarbrücken zurück.

[2510] Die französische Militärregierung bemerkte zu spät, dass sie mit der lakonischen Vorgabe „in der vor 1933 üblichen Form“ nicht nur die Lehrpläne der Nazizeit abgeschafft hatte, sondern auch zu der im laizistischen Frankreich verpönten konfessionellen Volksschule und kirchlichen Schulaufsicht zurückgekehrt war. Eine Revision der Entscheidung war nicht möglich, denn die konfessionelle Volksschule entsprach dem Wunsch der mehrheitlich katholischen Saarbevölkerung und wurde erst 1969 abgeschafft.

[2511] Ich glaube, dass ich nach drei Jahren noch nicht viel mehr konnte, als den Aufbewahrungsort der Tinte zu beschreiben: „L'encre est dans l'encrier, l'encrier est dans l'armoire, l'armoire est dans la classe, la salle est dans l'école, l'école est dans la ville, la ville est en Sarre, la Sarre est en Europe.“ Als ich in das Gymnasium kam, begann der Französischunterricht jedenfalls wieder bei Zéro.

[2512] Werner und Berg waren typische Vertreter des damaligen Lehrerschaft. Werner war Soldat gewesen, vermutlich seit Kriegsbeginn, und zu jung, um in der NSDAP gewesen

allerdings im Geschwindschritt das Pensum der ersten und der zweiten Klasse erledigen musste, weil Schüler meines Jahrgangs bis dahin allenfalls ein paar Wochen halbwegs normalen Unterricht gehabt hatten.[2513]

Weil es neben vielem anderen auch nicht genug Seife gab, waren Kopfläuse so ziemlich das erste, was wir aus der Schule mit nach Hause brachte.

Es war für unsere Mutter nicht ganz einfach gewesen für uns eine Schule zu finden, denn meine Eltern waren, wie oben erwähnt, 1939 aus der Kirche ausgetreten und auch meine Brüder und ich waren nicht getauft worden, sondern galten offiziell als „gottgläubig".[2514] Die evangelische Volksschule nahm uns erst auf, nachdem meine Mutter versprochen hatte, uns umgehend taufen zu lassen. Meine Brüder und ich marschierten deshalb am 21.10.1945, zusammen mit vielen anderen Kindern, deren Eltern angesichts der neuen Verhältnisse auch zum Glauben zurückgefunden hatten, während des Kindergottesdienstes zum Taufbecken, kletterten auf einen Stuhl und wurden vom Pfarrer Kaiser[2515] getauft. Gerta Peters als Augenzeugin und Gunters Taufpatin[2516] berichtet, mein Bruder Gunter und ich hätten uns anständig benommen, während mein Bruder Gerhart sich empört das Taufwasser aus dem Haar gewischt habe.

Die neue Zeit konnte beginnen.

---

zu sein, Berg war ein schon lange pensionierter und nur wegen des Personalmangels reaktivierter Lehrer, der vermutlich zu alt war, um bei den Nazis besonders aktiv gewesen zu sein. Die Generation dazwischen, der auch mein Vater angehört hätte, fehlte fast völlig im Lehrerkollegium. Viele waren noch in Kriegsgefanenschaft, andere wurden durch die Entnazifizierungskammer ohne Bezüge aus dem Schuldienst entlassen und mussten teilweise bis in die 1950er Jahre auf ihre Wiedereinstellung warten. Der oben erwähnte Schulrat Wilhelm Hard (Brief vom 7.12.1939) hatte Glück und wurde 1947 nur um drei Dienstaltersstufen zurückgestuft, konnte aber im Schuldienst bleiben.

2513 Für mich war das schon die vierte Schule in anderthalb Jahren. Zum ersten Mal bin ich im Frühjahr 1944 für ein paar Tage in Selzeck in eine vermutlich einklassige Volksschule gegangen, dann war ich, ebenfalls nur ein paar Tage, in Mittenwald, und ab November 1944 bis etwa Februar 1945 in Neustadt / C. in der Schule. Danach wurde der Schulbetrieb wegen der näherkommenden Front bis auf weiteres eingestellt. Meine erste Neustadter Fibel zeigte auf der ersten Seite ein buntes Bild von Hans und Grete vor einem Schulhaus auf dem die Hakenkreuzfahne wehte. Weil Hans die Pimpfenuniform trug, hoffte ich, jetzt endlich auch eine Uniform samt HJ-Dolch zu bekommen.

2514 Vgl. dazu meine Anmerkung zum 30.3.1939.

2515 In St. Ingbert amtierten damals zwei evangelische Pfarrer, Georg Maus und Fritz Kaiser. Pfarrer Maus hatte im Dritten Reich zur „Bekennenden Kirche" gehörte, denen das Neuheidentum der Nazis ein Greuel war, während Pfarrer Kaiser den NS-frommen „Deutschen Christen" nahegestanden hatte, weshalb die kirchliche Entnazifizierungskammer, der Pfarrer Maus angehörte, 1946 feststellen musste, Pfarrer Kaiser sei in Zukunft „als Religionslehrer nicht mehr tragbar", aber auch dafür gab es bald eine Amnestie.

2516 Anwesend waren bei unserer Taufe meine Mutter, meine Großeltern Fritze, meine Oma Emma Berwanger und meine Tante Gerta Peters.

1.23*

Entnazifizierung im Saarland
Épuration à la sarroise

Soweit Mitglieder meiner Familie von der Entnazifizierung (im Saarland Épuration genannt) betroffen waren, habe ich in den Anmerkungen zum Nachlass gesagt, was ich dazu herausfinden konnte. Über die Entnazifizierung im großen und ganzen will ich nur sagen, dass sie eine bewundernswerte, aber im besten Fall kaum praktikable Idee war, deren rechtliche und administrative Umsetzung so verwirrend inkonsequent und chaotisch war, dass alle Beteiligten - die alliierten Regierungen, die vier Militärregierungen, die deutschen Behörden und die Betroffenen - sie baldmöglichst aufatmend zu den Akten legten und die Entnazifizierungsbescheide im großen und ganzen durch eine Reihe von alliierten und deutschen Amnestien aufgehoben wurden.

Der Ausgangspunkt war das **Potsdamer Abkommen** vom August 1945, nach dem im Rahmen einer umfassenden Demokratisierung und Entmilitarisierung die deutsche Gesellschaft von allen Einflüssen des Nationalsozialismus befreit werden sollte.[2517] Wie das praktisch geschehen sollte, legten die vier Militärregierungen teils mit, teils ohne Absprache untereinander fest, bisweilen auch gegeneinander, und veränderten, ergänzten oder annullierten die Vorschriften je nach Bedarf, Erkenntnisfortschritt und Opportunität oder als Ergebnis interner Meinungsstreitigkeiten. Die Rechtslage und Durchführungspraxis wurde dadurch so verwirrend, dass es bis heute keine gültige Gesamtdarstellung gibt und wohl auch nie geben wird.[2518]

Noch relativ einheitlich wurde in allen Besatzungszonen die **Direktive des Alliierten Kontrollrates vom 12.10.1946** übernommen, nach der ehemalige Nationalsozialisten in fünf Gruppen einzustufen waren: Gruppe I: Hauptschuldige, Gruppe II: Belastete (Aktivisten, Militaristen, Nutznießer), Gruppe III: Minderbelastete, Gruppe IV: Mitläufer und Gruppe V: Entlastete. Nach einer unvollständigen Aufstellung - vollständige gibt es nicht - des Bundesinnenministeriums wurden bis 1949/50 in den drei westlichen Besatzungszonen 3.660.648[2519] Personen überprüft. Davon wurden eingestuft in die Gruppe I 1.667 Personen (0,045 % der Überprüften), in die Gruppe II 23.060 Personen

---

[2517] Ziffer III A (III) 6 des Abkommens lautet: „Alle Mitglieder der nazistischen Partei, welche mehr als nominell an ihrer Tätigkeit teilgenommen haben, und alle anderen Personen, die den alliierten Zielen feindlich gegenüberstehen, sind aus den öffentlichen oder halböffentlichen Ämtern und von den verantwortlichen Posten in wichtigen Privatunternehmungen zu entfernen. Diese Personen müssen durch Personen ersetzt werden, welche nach ihren politischen und moralischen Eigenschaften fähig erscheinen, an der Entwicklung wahrhaft demokratischer Einrichtungen in Deutschland mitzuwirken."

[2518] Wer Lust und Zeit hat, kann sich bei mir das Werk von Rainer Möhler ausleihen: „Entnazifizierung in Rheinland-Pfalz und im Saarland unter französischer Besatzung von 1945 bis 1952", 450 Seiten, Veröffentlichungen der Kommission des Landestages für die Geschichte des Landes Rheinland-Pfalz, Bd. 17, erschienen 1992". Der Text ist sehr genau und so staubtrocken, wie es bei Dissertationen üblich ist.

[2519] Zum Vergleich: Im Jahr 2006 hat die Justizverwaltung der Bundesrepublik geklagt, sie sei mit rund einer Million Strafverfahren völlig überlastet.

(0,62 %), in die Gruppe III 150.425 Personen (4,10 %), in die Gruppe IV 1.005.425 Personen (27,4 %) und in die Gruppe V 2.480.071 Personen (67,7 %).

Das war ein groteskes Ergebnis angesichts der unstreitigen Tatsachen, dass 1932 mehr als ein Drittel aller Deutschen in freien Wahlen für Hitler gestimmt hatten, dass Mitte der 1930er Jahre (laut Haffner „die ‚guten' Nazijahre") ohne jeden Zweifel die überwältigende Mehrheit der Deutschen Hitler bewundert und unterstützt hat, dass die überwältigende Mehrheit der Deutschen pflichtbewusst bei dem Krieg und begeistert bei der Ausplünderung der besetzten Gebiete mitgemacht hat, und dass die allgemeine Führergläubigkeit bis zum bitteren Ende nie ganz zusammengebrochen war - um von der passiven Hinnahme und aktiven Unterstützung der Massenmorde an „Untermenschen" aller Art gar nicht erst zu reden.

Es war trotzdem ein unvermeidliches Ergebnis. Im Januar 1933 hatte die NSDAP ungefähr 850.000, 1944 ungefähr 8,5 Millionen Mitglieder, bezogen auf die 92 Millionen Deutschen (in den Grenzen von 1941!) waren das gut neun Prozent der Bevölkerung. **Nicht alle Nazis waren in der Partei, und nicht alle Parteimitglieder waren Nazis**. Aber wer oder was war ein richtiger Nazi? Im Alltag des Dritten Reiches waren sie, wie wir aus vielen Biographien von Antinazis und Verfolgten wissen, leicht zu erkennen, aber vor der Spruchkammer der Entnazifizierungsbehörde, in einem rechtsstaatlichen Verfahren, war das etwas anderes.

Die Täter, Hetzer und hohen Funktionäre waren leicht festzustellen und wurden mehr oder weniger zügig von alliierten und deutschen Gerichten verurteilt, ein paar Hundert wurden auch hingerichtet, aber wo wollte man eine brauchbare Definition für einen „richtigen Nazi" finden, wenn schon im Dritten Reich Parteimitglieder gespottet hatten, das Geheimnis des „wahre Nationalsozialismus" werde der „Führer" wohl mit ins Grab nehmen? Es gab rabiate Antisemiten, die nach 1933 aus der NSDAP ausgetreten sind, weil sie ihnen nicht antisemitisch genug war. Es gab NSDAP-Mitglieder, die als gute Katholiken den Rassekult für Teufelswerk hielten, sich aber darauf berufen konnten, der „Führer" sei auch Mitglied sowohl der NSDAP wie der katholischen Kirche. Es gab Leute (wie Theodor Eschenburg in seiner sehr lesenswerten Biographie von sich selbst berichtet) die um 1934 der „Motor-SS" beigetreten sind um von dem SA-Pöbel nicht mehr belästigt zu werden. (Und wieder ausgetreten sind, wie Eschenburg um 1940, als sein SA-Quälgeist verschwunden war.) Es gab die rund 7,6 Millionen Parteimitglieder, die erst nach 1933 in die Staatspartei NSDAP eingetreten sind, und die vielen Millionen, die sich irgendeiner NS-Massenorganisationen angeschlossen haben, weil das in ihrem Betrieb so üblich war und man sich die normale Berufskarriere nicht verderben wollte. Die französische Militärregierung hat im Jahr 1948, als die Entnazifizierungswelle in allen Besatzungszonen schon auszulaufen begann, ein Büchlein von Jean Sigmann herausgebracht mit dem schönen Titel „**Qu'est-ce qu'un nazi?**" und der Herausgeber, Raymond Schmittlein[2520], seufzt im Vorwort: „Wenn diese Arbeit den

[2520] Verfasser wie Herausgeber, beide elsässischer Herkunft, kamen aus der französischen Widerstandsbewegung und waren vorzügliche Kenner Deutschlands. Schmittlein war von 1945 bis 1951 „Directeur général des affaires culturelles dans la zone d'occupation

alliierten Verwaltungen schon 1945 zur Verfügung gestanden hätte, wären uns ohne Zweifel viele Irrtümer erspart geblieben."[2521]

Das Schlusswort über die Entnazifizierung will ich Hans-Ulrich Wehler überlassen: „Man mag den Anspruch auf politische Durchleuchtung von Millionen Menschen, die Mängel der rasch bürokratisierten Prozedur, die eklige Mischung aus Denunziantentum und den begehrten ‚Persilscheinen', nicht zuletzt den enttäuschenden Ausgang .... bedauern oder empört kritisieren. Doch es bleibt ein noble Intention der Westmächte, unmittelbar nach dem Horror des Totalen Krieges und der Schockwirkung im Gefolge der Entdeckung des Holocausts dem Volk der Täter und Mitläufer die Möglichkeit zu eröffnen, sich in einem geordneten Rechtsverfahren zu verteidigen und gegebenenfalls auch die Unschuld nachzuweisen. Alle Kritik hat bisher keine plausible Alternative dartun können."

Ich will allerdings noch auf zwei Besonderheiten hinweisen, die die **Épuration im Saarland** von der in den meisten anderen Besatzungsgebieten unterschieden hat: die Situation der französischen Militärregierung des Saarlandes einerseits, und die der neuen politischen Klasse des Saarlandes andererseits.

Frankreich hatte im Rahmen der juristischen und politischen Aufarbeitung der Vichy-Kollaboration als einzige Besatzungsmacht eigene Erfahrungen mit den Problemen einer Épuration gemacht. Schon im August 1943 hatte unter dem Vorsitz von de Gaulle in Algier die erste „**Commission d'épuration**" über Mitglieder der Vichy-Regierung zu Gericht gesessen, 1944 war es während der Libération in einer kurzen anarchistischen Phase der „**Épuration sauvage**" zu mehr als 8.000 außergerichtlichen Hinrichtungen gekommen, danach wurden vor Sondergerichten, Militärgerichten, Strafgerichten, Zivilgerichten und sonstigen Kammern wenigstens eine halbe Million Fälle verhandelt. (Auch hier gibt es keine abschließende Statistik.) Es wurden Tausende von Todesurteilen ausgesprochen, von denen 1.500 vollstreckt wurden, dazu Zehntausende von Gefängnisstrafen, Enteignungsstrafen, Geldstrafen und Berufsverboten, sowie zahllose Dienststrafen und Verurteilungen zur „**Indignité nationale**", die etwa der Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte entspricht. Wie in Deutschland fand die Mehrheit der Bevölkerung die Abrechnung mit dem untergegangen Regime und seinen Profiteuren im Prinzip richtig, wie in Deutschland fand sie das Verfahren bürokratisch und im Einzelfall oft ungerecht, wie in Deutschland hatte sie oft den Eindruck, dass man die Kleinen hängt und die Großen laufen lässt, wie in Deutschland hat die Regierung im Interesse des sozialen Friedens und der nationalen Versöhnung erstmals 1947 und abschließend 1953 die Sache durch **Amnestien** für alle außer den schwersten Fällen erledigt.

Die neue politische Klasse des Saarlandes konnte hinsichtlich ihrer anti-nazisti-

---

française en Allemagne" und gilt als Gründungsvater der Universität Mainz, Sigmann hat unter anderem ein noch heute viel zitiertes Werk über „Die Revolution von 1848 in Baden" geschrieben.

2521 Ich konnte „Jean Sigmann: Qu'est-ce qu'un nazi ? Préface de Raymond Schmittlein, 1948", leider in keinem Antiquariatskatalog finden und zitiere hier nach Rainer Möhler.

schen Einstellung der französischen Militärverwaltung auf Augenhöhe gegenübertreten. Das Saarland war, weit mehr als die Bundesrepublik, ein „**Emigrantenstaat**", von den 30 Mitgliedern der Verfassungskommission, die praktisch das gesamte politische Personal der Aufbauzeit umfasste, hatten fast alle bei der Abstimmung von 1935 gegen die Rückkehr nach Hitler-Deutschland gekämpft und deshalb berufliche und andere Schwierigkeiten gehabt, wenigstens 16 waren vor den Nazis in die Emigration geflüchtet, nicht wenige hatten sich in Frankreich der Résistance angeschlossen, einige die französische Staatsbürgerschaft erworben. **Johannes Hoffmann**, der erste Ministerpräsident des Saarlandes, soll **Gilbert Grandval**, dem französischen Militärgouverneur, einmal im Streit gesagt haben - wahrscheinlich stimmt es, zuzutrauen wäre es ihm - er habe sein Leben schon gegen Hitler riskiert als Grandval noch vier Jahre lang das süße Leben in Paris genießen konnte.

Hoffmann konnte es sich leisten, schon im Oktober 1945 auf einer öffentlichen Kundgebung vor den „armseligem Denunzianten" zu warnen - „Verfallen wir doch nicht in die Sünde der Nazis!" - und die Mitarbeiter der Épurationsbehörden aufzufordern, „den Geist der Menschenliebe im allgemeinen und der Christenliebe im besonderen zu beachten". Und als 1947 der Schulunterricht zusammenzubrechen drohte, weil ungefähr 4.000 Lehrer noch immer auf ihre Épurationsbescheide warteten, konnte der Kulturminister Straus - auch ein ehemaliger Emigrant und mittlerweile französischer Staatsbürger - es sich leisten, alle erledigten und unerledigten Épurationsbescheide persönlich zu überprüfen mit dem Ergebnis, dass nur noch ein Prozent aller Lehrer vom Dienst ausgeschlossen blieb.

Bei der „Épuration à la sarroise" konnte die künftige Regierung darauf bestehen, dass noch vor ihrem Amtsantritt am 21.11.1947 eine „**Mitläuferamnestie**" erlassen wurde für alle einfachen Mitglieder der NSDAP und der NS-Massenorganisationen (mit Ausnahme der SS), und sie war kaum ein halbes Jahr im Amt als sie am 31.7.1948 die „**Saarland-Amnestie**" erließ für alle, die nicht zu den Gruppen I und II gehörten. (Den Mitgliedern dieser Gruppen wurden allerdings auch 70 Prozent der Geldbußen erlassen.)

Johannes Hoffmann und seine Leute kannten sich gut aus im kleinen Saarland (mit damals etwa 850.000 Einwohnern) und wussten, dass sich die bösartigsten Nazis ohnehin abgesetzt hatten in Gegenden, wo man sie weniger gut kannte. Die französische Militärregierung nannte das ironisch die „saarländische Selbst-Entnazifizierung durch Auswanderung".

1.24*

Überleben in den Hungerjahren 1945 - 1947

Nach der bedingungslosen Kapitulation lag die Verantwortung für die Verwaltung und Versorgung der deutschen Bevölkerung bei den Alliierten. Sie hatten schon 1944 beschlossen, nach dem Krieg für eine Übergangszeit das bisherige Wirtschaftssystem beizubehalten – einschließlich staatlicher Preiskontrolle[2522] und Lebensmittelrationierung. Bei der Versorgung gingen sie davon aus, dass sie anfangs auf Nahrungsmittelreserven in Deutschland und bald danach auf die ersten Ernteerträge zurückgreifen könnten, sie rechneten deshalb nicht mit der Notwendigkeit größerer Lebensmittelimporte, die sie angesichts der wirtschaftlichen Lage, besonders in England und Frankreich, ohnehin kaum für möglich hielten.

Die Alliierten hielten deshalb bei Kriegsende eine Grundversorgung der Bevölkerung von 1.550 Kalorien pro Tag und Kopf für vorübergehend zumutbar. Sie wussten, dass das an der Hungergrenze lag, gingen aber davon aus, dass die deutsche Verwaltung noch über eigene Lagerbestände verfügte und die deutsche Landwirtschaft bald wieder anlaufen würde. Stattdessen mussten sie feststellen, dass die Nazis mit ihrem „totalen Krieg" auch die deutsche Landwirtschaft ruiniert hatten und die letzten Lebensmittelreserven in den Wirren der letzten Kriegstage untergegangen waren.

Vor dem Krieg hatte die deutsche Landwirtschaft die Ernährung der eigenen Bevölkerung zu 80 Prozent sichergestellt, für 1946/47 betrug diese Quote aber nur noch auf 35 Prozent, da etwa ein Viertel der landwirtschaftlichen Nutzfläche im Osten verloren gegangen war und im Westen die Ernte 1946/47 nur 50 bis 60 Prozent der normalen Menge betrug, weil es den Bauern an allen Produktionsmitteln fehlte, vom Saatgut über Dünger[2523] und Pestiziden bis hin zu Nutztieren, Zugtieren, Landarbeitern, landwirtschaftlichen Maschinen und Treibstoff. Die ungewöhnlich heißen Sommer und kalten Winter der Jahre 1945 bis 1948 taten ein übriges.

Die geringe Eigenproduktion und die bald anlaufenden Einfuhren konnten obendrein kaum richtig verteilt werden, weil mehr als die Hälfte der Lokomotiven und Güterwagen nicht mehr in betriebsfähigem Zustand, die wichtigsten Tunnels und fast alle Eisenbahnbrücken zerstört (letztere in der Regel von der Wehrmacht) und die Gleise kaum befahrbar waren. (In der britischen Zone waren im Mai 1945 von rund 13.000 Streckenkilometern nur 1.000 befahrbar, in der französischen Zone von 5.667 Kilometern nur 500.) Als im Winter 1946/47 auch

---

[2522] Bis zur Währungsreform 1948 behielt die Reichsmark ihre Gültigkeit und für alle bezugsscheinpflichtigen Waren galten weiterhin im wesentlichen die kontrollierten Preise aus der Kriegszeit, ebenso für Mieten, Gas, Strom, Bahn u.ä., auch Gehälter und Renten wurden in der alten Höhe weitergezahlt.

[2523] Die Böden hätten damals mehr Dünger gebraucht als je zuvor, weil Speer 1943 entschieden hatte, den Stickstoffdünger von der Landwirtschaft in die Sprengstoff- und Munitionsproduktion umzuleiten und die Böden deshalb völlig ausgelaugt waren.

noch die Binnenwasserstraßen wegen des Frostes vollständig ausfielen, wurde die Transportkrise vorübergehend zum schlimmsten Engpass der deutschen Wirtschaft.

Man kann den Alliierten nicht vorwerfen, dass sie das Problem nicht bald erkannt hätten, und ab Sommer 1945 taten sie ihr möglichstes, die drohende Hungerkatastrophe abzuwenden, aber das brauchte Zeit. Die amerikanische Landwirtschaft, die als einzige Bezugsquelle in Frage kam, war auf die unerwartete Massennachfrage nicht eingestellt, und nicht nur Deutschland, sondern auch England und das ganze von Deutschland verwüstete Kontinentaleuropa waren dringend auf amerikanische Lieferungen angewiesen.

Kalorien

Heute ist von **Kalorien**[2524] im allgemeinen nur die Rede, wenn es in den einschlägigen Zeitschriften um Schlankheitsdiäten geht, damals stand die Kalorienzuteilung in den Schlagzeilen der Tagespresse, denn die tägliche Kalorienmenge der amtlichen Lebensmittelzuteilungen sank schon 1945 in der amerikanischen Zone auf 1.330, in der britischen Zone auf 1.050 und in der französischen Zone auf 900 Kalorien. Im Durchschnitt der Westzonen lag die Kalorienzuteilung von Mai 1945 bis zum Juni 1946 deutlich unter 1.500 Kalorien, danach fast ein Jahr lang zwischen 1.500 und 2.000 Kalorien, um danach für ein weiteres Jahr, bis Mai 1948 wieder unter 1.500 Kalorien abzusinken.

Ergänzt wurde die amtliche Versorgung durch überlebenswichtige Hilfsmaßnahmen privater Organisationen aus den USA und anderen westlichen Ländern, wobei vor allem die **CARE-Pakete** und die **Schulkinderspeisung** in die Legenden der Nachkriegszeit eingegangen sind. Die private Hilfsorganisation C.A.R.E. (Cooperative for American Remittances to Europe) hat anfangs für ihre „Liebesgabenpakete“, wie die CARE-Pakete offiziell hießen, überzählige Ten-in-One-Rations[2525] der amerikanischen Armee aufgekauft, später aber den Inhalt stärker auf den Bedarf von Familien abgestimmt, unter anderem indem man vier Stück Seife hinzugefügte.[2526] Von August 1946 bis etwa 1950 wurden

---

[2524] Kalorientabellen sind keine Leitfäden für eine gesunde Ernährung, erlauben es aber, medizinisch den Punkt zu bestimmen, an dem die Unterernährung beginnt. Der tägliche Kalorienbedarf liegt – je nach Körpergröße und Alter – bei Männern und Frauen bei leichter Arbeit (Buchhalter) etwa zwischen 2.200 und 2.800 Kalorien, bei mittelschwerer Arbeit (Handwerker, Hausfrauen mit Kindern) bei 2.800 – 3.200 Kalorien, bei Schwerarbeitern (Bergleuten) bei 3.800 Kalorien. Schulkindern im Alter von 8 und 10 Jahren benötigen etwa 1.500 – 1.900 Kalorien.

[2525] Ten-in-One-Rations sind Kartons mit je einer Mahlzeit für zehn Soldaten. Sie enthielten 4.500 g Fleisch und Innereien, 2.250 g Cornflakes, Haferflocken und Kekse, 1.800 g Obst und Pudding, 1.150 g Gemüse, 1.950 g Zucker, 550 g Kakao-, Kaffee- und anderes Getränkepulver, 400 g kondensierte Milch, 250 g Butter, 200 g Käse, eine Packung Zigaretten, etwas Kaugummi

[2526] Die „zivilen Pakete“ enthielten Lebensmittel im Wert von etwa 40.000 Kalorien und bestanden in der Regel aus 500 g Rindfleisch in Kraftbrühe, 500 g Steaks und Nieren, 250 g Leber, 250 g Corned Beef, 400 g „Prem“ (Fleischkonserve), 250 g Speck, 1.000 g Margarine, 1.000 g Schweineschmalz, 1.000 g Aprikosen-Konserven, 1.000 g Honig,

rund 10 Millionen CARE-Pakete nach Deutschland geschickt. Sie waren heiß begehrt, spielten aber in der Gesamtbilanz der Ernährung – statistisch gesehen bekam innerhalb dieser fünf Jahre etwa jede fünfte Familie ein Paket – eine viel geringere Rolle als die Schulkinderspeisungen, die von zahlreichen ausländischen Organisationen, unter anderem dem Internationalen Roten Kreuz, den amerikanischen Quäkern, dem Schweizer Hilfswerk und der schwedischen Kirche, organisiert wurden.

Besonders schwierig war die Versorgung in der **französischen Zone**, weil Frankreich selbst dringend auf Getreideeinfuhren aus Übersee angewiesen war. Im Sommer und Herbst 1945 und erneut im Mai und Juni 1946 lagen die offiziellen Rationen für Normalverbraucher unter 1.000 Kalorien, wobei die Ernährungssätze im Saarland etwas höher lagen als in anderen Teilen der französischen Besatzungszone.[2527] Im Spätsommer 1945 haben Ärzte in Saarbrücken bei der Bevölkerung ein **durchschnittliches Untergewicht** von 15 bis 20 Kilo festgestellt. Das bedeutete praktisch, um zwei Beispiel aus meiner Familie zu zitieren, dass die Frauenärztin bei meiner Mutter im Januar 1946 „eine durch Mangelernährung herbeigeführte funktionelle Amenorrhöe“ feststellte, und der Amtsarzt der Saarknappschaft meinem Großvater Albert Fritze im März 1947 bescheinigen musste, er habe wegen „reduzierten Ernährungszustandes eine Herzleistungsschwäche“, die ihn „dauernd dienstunfähig“ mache.

Die amerikanischen CARE-Pakete erreichten das französisch besetzte Saarland nicht, aber ab Februar 1946 bis zum März 1948 gab es im Saarland – auf Vermittlung der Militärregierung – eine **Schulkinderspeisung durch das Schweizer Hilfswerk**. Ich habe diese Mahlzeiten in Erinnerung als eine Art süßen Griesbrei, der bei uns sehr beliebt, oder eine fette Graupensuppe, die weniger populär war, sowie als Nudelauflauf mit süßer oder mit Gulaschsoße. Dazu gab es dickflüssigen Kakao. Das Essen wurde aus großen Kesseln verteilt und war manchmal so reichlich, dass wir im Kochgeschirr noch einen Nachschlag mit nach Hause nehmen durften.[2528]

Auch alle andere Formen der **Sonder- oder Zusatzverpflegungen**, die von Stadtverwaltungen, Behörden oder Betrieben organisiert wurden, waren heiß begehrt. Kurt Fritze erwähnt im Rückblick auf seine Arbeit bei den Saargruben ausdrücklich die „Vergünstigung“ des „markenfreie Werksküchenessens“ und auch sonst gab es im Saarland gelegentlich Sonderzuteilungen, etwa einen halben Liter Wein für jeden Erwachsenen oder, erstmals im Sommer 1947, einige Kilo **Datteln**, die aus einer klebrigen Masse mit dem Spachtel ausgestochen

---

1.000 g Rosinen, 1.000 g Schokolade, 1.000 g Zucker, 250 g pulverisierte Eier, 1.000 g Vollmilch-Pulver und 1.000 g Kaffee.

2527 Im Saarland bekam außerdem jedes Schulkind zu Weihnachten 1945 „als Gabe des Gouverneurs“ ein Pfund Weißbrot, 250 g Zucker und ein Mettwürstchen. (Ich kann mich daran nicht erinnern, muss es aber glauben, weil es in mehreren Zeitzeugenberichten erwähnt wird.)

2528 Militärkochgeschirre gehörten damals in jeden Haushalt. Unsere Kochgeschirre stehen heute bei meinem Bruder Gunter im Keller.

und in Töpfen oder Eimern nach Hause getragen wurden. Ich bin sicher, dass meine Brüder und ich an manchen Tagen pro Kopf ein Kilo dieser süß-pappigen Dattelpaste verzehrt haben.[2529]

Weil die offiziellen Lebensmittelrationen zum Leben zu klein und zum Sterben zu groß waren, musste man auf heute schon beinah vergessene nicht-monetäre Beschaffungswege zurückgreifen, die ich, soweit ich sie selbst erlebt habe, kurz in Erinnerung rufen will.

Küchengarten und Vorratshaltung

Die **Küchengärten** hinter dem Haus, die im Saarland weit verbreitet sind und heute fast nur noch Rasen und Blumen enthalten, wurden damals bis zum letzten Quadratzentimeter ausgenutzt. In unserem Garten in der Richard-Wagner-Straße, der nicht größer als 60 qm gewesen sein dürfte, hat unsere Mutter Kartoffeln, Möhren, Stangenbohnen, Tomaten, Kohl, Spinat, Kopfsalat, Gurken, Kürbisse, Rhabarber, Radieschen, Zwiebeln und Küchenkräuter angebaut. Sträucher mit Johannisbeeren, Himbeeren und Stachelbeeren gab es auch und sogar ein paar Walderdbeeren. Weil man bei sorgfältiger Fruchtfolge auf der gleichen Fläche mehrmals im Jahr ernten kann, haben wir sicher einen beträchtlichen Teil unserer Versorgung mit Salat, Gemüse und Obst aus dem eigenen Garten bezogen, zu unserer Grundversorgung mit Kalorien konnte das allerdings nur in bescheidenem Rahmen beitragen.[2530]

Gemeinsam mit ihren Eltern scheint unsere Mutter - das weiß ich nicht aus eigener Erinnerung, sondern nur aus einigen brieflichen Bemerkungen - versucht zu haben, bei dem Abstäber Hof mit Hilfe der dortigen Verwandtschaft einen größeren **Kartoffel- und Gemüseacker** zu bestellen oder bestellen zu lassen, und etwa zur gleichen Zeit hatte sie - woran ich mich gut erinnere - auch einen kleinen Acker in der Nähe unserer Wohnung in St. Ingbert gepachtet. Die Sache in Kirkel scheint sich aber wegen Wildschadens und in St. Ingbert wegen der schwierigen Wasserversorgung und nächtlicher Diebstähle, nicht sehr gelohnt zu haben und ab 1948 war die damit verbundene Schwerarbeit ohnehin nicht mehr notwendig.

Nicht bei uns, wohl aber in den Nachbargärten, spielte der **Tabakanbau** eine große Rolle. Die Zigaretten-Heimindustrie war schon während des Krieges entstanden und fast jedermann hatte seine eigenen, oft abenteuerlichen Methoden für Trocknung und Fermentierung der Tabakblätter entwickelt, die oft mit Blütenblättern – Rosenblätter waren besonders beliebt – gestreckt oder „ver-

---

[2529] Jeder Saarländer etwa meines Jahrgangs erinnert sich daran, dass die Dattelkerne im Garten oder Blumentopf sofort massenhaft keimten, aber Dattelbäume wurden daraus zu unserer Enttäuschung nicht.

[2530] Salat und Gemüse sind gesund, aber fast kalorienleer. Ein Kilogramm Salat hat weniger als 100, Gemüse rund 200 und Bohnen rund 300 Kalorien, Kartoffeln bringen es immerhin auf 700 Kalorien. Die erwähnten Datteln und die im folgenden noch zu erwähnenden selbstgemachten Produkte wie Pflaumenmus und Zuckerrübensirup haben uns vor allem deshalb so wunderbar geschmeckt, weil sie pro Kilogramm zwischen 2.000 und 3.000 Zucker-Kalorien enthielten.

bessert“ wurden.

Auch die weit verbreitete Haltung von **Stallkaninchen** spielte bei uns keine Rolle. In Selzeck hatten wir zwar ein Kaninchen, das uns auf rätselhafte Weise abhanden gekommen ist, aber in St. Ingbert haben wir damit gar nicht erst angefangen, vermutlich weil wir Kinder zu klein waren zum üblichen Futtersammeln am Wegrand und unsere Mutter dazu keine Zeit hatte.

Große Bedeutung hatte die **Vorratswirtschaft** mit selbst angebauten oder sonst wie erworbenen Produkten aller Art. Im Keller gab es Regale voller Weckgläser mit Schnittbohnen, Sauerkirsche, Stachelbeeren, sauren Gurken, süßsaurem Kürbis und Gelees aller Art. In der Pflaumenzeit wurde ein ganzer Waschkessel voll **Latwerg**[2531] hergestellt, nach der Zuckerrübenernte ein weiterer Waschkessel voll **Zuckerrübensirup**. Wenn es Weißkohl gab wurde in einem Steinguttopf von wenigstens 20 Litern **Sauerkraut** eingelegt.[2532] **Eier** wurden in „Wasserglas“ haltbar gemacht, einem Alkalisilikat, das man als Pulver aus der Apotheke bezog und mit Wasser zu einer Art Sirup verrührte. Neben der Kartoffelkiste standen Regale, in denen man auf Lattenrosten **Äpfel** und **Dörrobst** (besonders Apfelschnitze) über den Winter aufheben konnte. Auch an der Herstellung von **Trockengemüse** und **getrockneten Pilzen** hat meine Mutter sich versucht, der Erfolg war aber nicht sehr eindrucksvoll.

Über die „Rezepte“, mit denen museumspädagogische Dienste heute versuchen, jungen Leuten die Nachkriegszeit nahe zu bringen, kann ich nicht viel sagen. Es gab zwar „**Rappsupp**“ (aus geriebenen rohen Kartoffeln und sonst nichts), „Bouletten“ aus Kartoffelschalen und Bratkartoffel ohne Fett, aber das war die Ausnahme, sonst wären wir verhungert.

Die Selbstversorgung durch den Küchengarten und die Vorratshaltung hatte den Vorteil, dass unsere Mutter die notwendigen Arbeiten erledigen konnte ohne das eigene Haus und ihre Söhne verlassen zu müssen – und legal war sie auch, was nicht von allen Formen der damaligen Selbstversorgung gesagt werden kann.

Schwarzmarkt

Der **Schwarzmarkt** kommt zwar in jedem Film über die Nachkriegszeit vor, war

---

2531 Die Herstellung von Latwerg und Zuckerrübensirup, die hauptsächlich als Brotaufstrich verwendet wurden, war harte Arbeit, wie man in der Fachliteratur nachlesen kann: „Klassisch wird Latwerg in gewaltigen Mengen und mit nachbarschaftlicher Hilfe im kupfernen Waschkessel der Waschküche eingekocht. Die möglichst reifen und süßen Pflaumen werden entkernt und danach zerkleinert oder durch den Fleischwolf gedreht. Das Mus wird mit etwas Wasser bei mäßiger Hitze geköchelt und unter regelmäßigem Rühren zwischen 5 und 12 Stunden lang reduziert, bis es dunkel und zäh ist.“ Zuckerrübensirup ist der eingedickter Saft aus gekochten Zuckerrüben, der bis zu 60 Prozent Zucker enthält. Die Herstellung ähnelt der von Latwerg mit der zusätzlichen Schwierigkeit, dass man ständig Schaum abschöpfen und den Saft vor dem Eindicken durch ein feines Sieb passieren muss, um ihn von den ausgekochten Rübenschnitzen zu trennen.

2532 In der Sauerkrautzeit zogen damals Männer von Haus zu Haus, die auf riesigen Hobeln das Kraut schnitten und gute Ratschläge für die Sauerkrautherstellung gratis dazu gaben.

aber unter den Überlebensstrategien der breiten Bevölkerung nur von geringer Bedeutung. Der Schwarzmarkt war ein Markt für „hochwertige Güter“, von Fleischkonserven (Corned Beef) über Kaffee und Fahrradschläuche bis hin zu Stoffen und Medikamenten. Er hatte eine Hauptwährung (Zigaretten) und ein paar Nebenwährungen (vor allem Nescafé und Nylonstrümpfe), und wer darüber nicht verfügte, konnte am Marktgeschehen nicht teilnehmen,[2533] weshalb der berühmte „Otto Normalverbraucher“ als Käufer wie als Verkäufer nur ganz gelegentlich in Erscheinung getreten ist.

Im Saarland spielte der Schwarzmarkt nach allen Berichten eine geringere Rolle als in anderen Teilen Deutschlands. Drei Gründe werden genannt: einerseits hatten die französischen Soldaten kein so üppiges Zigaretten- und Nylonangebot auf Lager wie ihre amerikanischen Kameraden, andererseits hatte viele Saarländer durch familiäre Beziehungen zum bäuerlichen Umland besseren Zugang zum Naturaltausch als westdeutsche Großstädter, und drittens hat die französische Militärverwaltung aus naheliegenden politischen Gründen von Anfang an dafür gesorgt, dass es den Saarländern etwas besser ging als den Bewohnern der anderen französisch besetzten Gebieten. Außerdem dauerten im Saarland die Hungerjahre nur bis zur Eingliederung in das französische Wirtschafts- und Währungssystem im November 1947, nicht, wie in der Bundesrepublik, bis zur Währungsreform im Juni 1948. Soviel ich weiß, hat meine Mutter keine nennenswerten Schwarzmarktgeschäfte gemacht, an den anderen Beschaffungsformen haben wir aber sehr aktiv teilgenommen.

Hamster- und Bettelfahrten

Der aus vormonetärer Zeit stammende **Naturaltausch** kam wieder zu Ehren. Die Saarländer fuhren nicht nur in die umliegenden Dörfer, sondern bis nach Bayern oder Belgien, um Kleider, Schuhe, Teppiche, Nägel, Salz, Streichholz, Fahrradschläuche und ähnliches gegen Kartoffeln, Bohnen, Äpfel, Eier, Speck oder ein Huhn einzutauschen. Wer nichts oder nichts wertvolles zum Tausch anzubieten hatte, musste betteln, wenn er Glück hatte bei Bekannten, wenn er Pech hatte bei Fremden. Was meine Mutter zum Tausch anbieten konnte, kann ich nicht sagen, ich erinnere mich nur, dass sie einmal für die Offiziersstiefel meines Vaters einen Zentner Kartoffeln bekam.

Hamsterfahrten waren bei den damaligen Verkehrsverhältnissen[2534] nicht nur sehr anstrengend, sondern auch illegal. Weil alle Lebensmittel bewirtschaftet wurden und die Bauern offiziell alles - außer einem genau geregelten Anteil für den Eigenbedarf - abliefern mussten, war ihnen die Abgabe an Privatpersonen

---

[2533] Wenn es auf dem Schwarzmarkt überhaupt etwas für Reichsmark zu kaufen gab, dann zu Phantasiepreisen, die sich nur erfolgreiche Schwarzmarkthändler leisten konnten. Bei einem durchschnittlichen Facharbeiterlohn von rund 200 RM kostete auf dem Schwarzmarkt Anfang 1947 ein Kilo Butter 230 RM, ein Drei-Pfund-Brot 100 RM und ein Kilo Zucker 80 RM.

[2534] Die überfüllten Züge fuhren selten und unregelmäßig, die Personenwagen waren zugig und ungeheizt, nicht zu reden von den Güterwagen, die ebenfalls für den Personenverkehr eingesetzt wurden. Auf dem Land gab es keine Autobusse und die Wege zu den kleinen Dörfern abseits der Bahnlinien konnten weit sein.

streng verboten und die Polizei kontrollierte auf den Bahnhöfen die Traglasten der Reisenden mal mehr, mal weniger streng, je nach Zeit und Gegend. Wer Pech hatte, dem wurde seine kostbare Last noch auf dem Heimatbahnhof konfisziert.

Die Bauern wehrten sich gegen die tagtägliche Hamster- und Bettelscharen oft durch Grobheit, nutzten ihre Monopolstellung bisweilen aber auch schamlos aus. „In dieser Zeit“, schreibt Wehler, „kam unter den gedemütigten, hungrigen Städtern der haßerfüllte Kommentar auf, dass bei den Bauern inzwischen selbst Kühe und Schweine auf Perserteppichen stünden.“ Ich kann mich gut an solche und ähnliche Sprüche erinnern.

Meine Mutter fand die Hamster- und Bettelfahrten auf die Dörfer erniedrigend, und machte sich nach der Rückkehr oft Luft durch spöttische Bemerkungen über die Manieren der Bauern, hat uns Kindern sonst aber wenig davon erzählt, weshalb ich nicht einmal ungefähr angeben kann, wohin und wie oft sie auf Hamsterfahrt gegangen ist.

Ich erinnere mich nur, dass sie eine „Bohnenfrau“ in Lautzkirchen hatte und nach Breitfurt im Bliesgau zu „Schwester Gunda“ Roßmann gefahren ist, einer Rote-Kreuz-Schwester, die wir aus Breitenbrunnen kannte. Auch bei der Berwanger-Familie in Nanzweiler und Tante Berta Detzel in Herxheim hat sie es versucht. Einmal hat sie, zusammen mit Kurt Fritze, einem ganzen Zentner Salz nach Bayern geschleppt, weil es hieß, dort sei Salz Mangelware, musste aber vor Ort feststellen, dass der Mangel schon behoben war und sie das Salz wegschütten konnte.

Zwei Hamsterfahrten meiner Mutter sind im Nachlass auf amtlichen Papieren dokumentiert. Am 15.8.1945 erhielt sie von der französischen Militärregierung eine „Permission de voyager de St. Ingbert à Einselthum et retour. Motifs: ramener des biens“ und am 11.9.1946 eine „Autorisation de traverser le Rhin à Karlsruhe ou Mannheim. Permission de voyager à Biberach. Motifs: procurer des pommes de terre“. In Einselthum in der Pfalz lag der ansehliche Bauernhof der Familie unseres ehemaligen Pflichtjahrmädels Luzie Müller, das uns öfter geholfen hat. Ich habe dort sogar einmal ein paar Ferientage verbracht, „um mich satt zu essen“, wie Luzies Mutter sagte.

Kurt Fritze, der bis Mitte 1947 bei uns in St. Ingbert wohnte, erwähnt im Gästebuch (9.6.1947), er habe im Rahmen seiner Arbeit bei der Saarknappschaft „öfters Gelegenheit [gehabt], verschiedenes zu ‚organisieren’ und zu hamstern, zu Dingen also, die zur Lebenserhaltung in der heutigen Zeit leider unbedingt erforderlich sind“. Einzelheiten haben wir Kinder davon nicht mitbekommen.

Leserecht

Auch das mittelalterliche, sogar biblische (3. Moses, 23, 22) Recht der armen Leute auf **Ähren- oder Nachlese** kam wieder zu Ehren. Die Landwirte wurden durch Verordnung verpflichtet, es Frauen und Kinder zu gestatten auf den abgeernteten Feldern liegengebliebene Ähren oder Kartoffeln aufzulesen. Damals ließen die Bauern aber nicht viel auf den Feldern liegen und ein Mal wurde das

Ergebnis unserer Ährenlese, wenn ich mich richtig erinnere, an einem Abend in der Kaffeemühle ausgemahlen.

Die Grubenverwaltung St. Ingbert erlaubte den Einheimischen, nicht den Fremden, das „**Kohle-Raffen**“ auf den riesigen Schlackenhalden, auf denen sich zwischen dem toten Gestein immer auch ein paar Brocken Steinkohlen fanden.

Schließlich durfte man mit dem **Holzlesescheine** in den öffentlichen Wäldern Fallholz sammeln. Die Mitnahme von Beilen war streng verboten, weshalb man sie unter der Jacke trug, was jeder Förster wusste und übersah. Es gab sogar Sondergenehmigungen zum „**Stubbenroden**“, d.h. zum Ausgraben der Wurzeln gefällter Bäume, aber das war nur etwas für sehr starke Männer mit sehr schweren Äxten.

Sammler und Jäger

Schließlich ergänzte man die mageren Lebensmittelrationen nach Art der steinzeitlicher Sammler und Jäger.

Aus **Sauerampfer**, jungen **Brennesseln** oder **Löwenzahn** wurden Suppen, Spinat oder Salat hergestellt, im Herbst kamen tagelang **Pilze** auf den Tisch, und aus gerösteten **Eicheln** wurde ein süßlicher „Ersatzmalzkaffee“ gebraut, weil Getreide viel zu kostbar war um es für richtigen Malzkaffee zu verschwenden. Aus wilden **Hagebutten** machte man Marmelade, der Versuch unserer Mutter, aus wildem **Holunder** Saft herzustellen und in Flaschen zu lagern war nicht sehr erfolgreich, weil das Zeug gegoren ist und die Flaschen im Keller explodiert sind.

Das Sammeln von **Bucheckern**[2535] war für die Fettversorgung der Bevölkerung so wichtig, dass die Forstverwaltung „Reviere, in denen Bucheckern in besonders hohem Maße anfallen“ bekannt- und zum Sammeln freigab, während die Stadtverwaltung das Ausmahlen in einer einfachen und effizienten Weise organisierten: eine städtische Sammelstelle transportierte die Bucheckern lastwagenweise an eine industrielle Ölmühle, während die Sammler bereits bei Abgabe ihres Sammelgutes ein entsprechendes Quantum Öl mitnehmen konnten. Für fünf bis sechs Kilogramm Bucheckern gab es einen Liter Öl. (Wer glaubt, fünf Kilogramm Bucheckern seien schnell gesammelt, hat es noch nicht versucht.) Weil leicht geröstete Bucheckern einen nussartigen Geschmack haben, wurden sie außerdem bei der Weihnachtsbäckerei verwendet. Im übrigen war der Übergang vom Sammeln zum Feldfruchtdiebstahl (Maiskolben,

---

2535 Wie wichtig diese Fettversorgung war, kann man daraus ersehen, dass die Schulverwaltung im Herbst 1946 - einem Jahr mit „außerordentlich starkem Bucheckernfall“, wie verschiedene Ortschroniken melden - ganze Schulklassen unter Aufsicht der Lehrer Bucheckern sammeln durften

Das Sammeln von Bucheckern war keine Erfindung der Nachkriegszeit, sondern schon im Oktober 1942 hatte die deutsche Regierung zur „Ernte der heimischen Ölfrucht“ aufgerufen. Wir traten sozusagen in die Fußstapfen des mittelalterlichen Hausschweins, das jahrhundertelang zur herbstlichen „Bucheckern- und Eichelmast“ in die Wälder getrieben worden war.

Kartoffeln, Äpfel) ein fließender.

Die Jagd spielte keine Rolle, weil der Besitz von Gewehren verboten war, die **Wilderei** blühte aber. Es war allgemein bekannt, dass geschickte Männer mit Drahtschlingen Hasen fingen und an abgelegenen Stellen auch ohne Angelschein fischten. Die ebenfalls unbewaffneten Förster hatten Besseres zu tun, als sich mit hungrigen Männern anzulegen, wir kannten aber leider niemanden, der uns etwas von seiner Beute abgegeben hätte.

Haben wir gehungert?

In den Familienalben und auf anderen Fotos aus dieser Zeit sehen die Erwachsenen nicht schlank, sondern abgemagert aus, ihre Gesichter sind hager, fast eingefallen. Wir Kinder sehen ein bisschen dünn aus, aber gesund und vergnügt.

Nach meiner Erinnerung hatten meine Brüder und ich immer Appetit, aber gehungert haben wir nicht. Wir haben gegessen, was uns vorgesetzt wurde, hätten oft auch weitergegessen, wenn mehr da gewesen wäre, aber hungrig vom Tisch aufgestanden sind wir selten. Wenn es zum Frühstück kein Brot gab, haben wir Bratkartoffeln bekommen, wenn es keine Margarine gab, haben wir selbstgemachte Marmelade aufs Brot geschmiert, wenn es keine Kekse gab, haben wir Buckeckern geknabbert. Wer zwischendurch Hunger hatte, bekam eine kalte Pellkartoffel mit Salz und statt eines Pausenbrotes nahmen wir bisweilen eine paar rohe Möhren oder einen Apfel mit in die Schule.

Die Hungerjahre waren bei uns im wesentlichen vorbei als das Saarland im November 1947 in das französische Wirtschafts- und Währungssystem eingegliedert wurde,[2536] womit die französischen Gehälter, Preise, Rationen und Warenangebote mehr oder weniger auch für uns galten. Die Saarländer lebten noch nicht „im Paradies“, wie Kurt Fritze seiner Schwester Elsbeth einmal schrieb, aber sie konnten es gelassen hinnehmen, wenn sie von den „Reichsdeutschen“ bisweilen „Speckfranzosen“ genannt wurden.

Von Anfang 1945 bis Ende 1947 musste unsere Mutter den größten Teil ihrer Zeit und Kraft auf die Beschaffung von Lebensmitteln verwendet haben. Als ausgebildete Gartenbau- und Hauswirtschaftslehrerin hat sie in den Hungerjahren aus dem wenigen, was legal zur Verfügung stand, das beste gemacht, aber ohne das Organisieren von Kurt Fritze und ohne die Hamsterfahrten von Elsbeth Berwanger wären meine Brüder und ich nicht einigermaßen gesund durch die Hungerjahre gekommen. Das uns etwas gefehlt hatte, konnte man allenfalls an der Art merken, wie wir reingeschlagen haben, als es wieder satt zu essen gab.

[2536] Vgl. im Anhang Nr. 1.25: „Währungsreform in den Westzonen - Wirtschaftsanschluss im Saarland.“

1.25*

Währungsreform in den Westzonen
Wirtschaftsanschluss im Saarland

Für Wirtschaftshistoriker ist die Sache mit der Währungsreform von 1948 und ihren Folgen ganz einfach. „Schon 1945“, schreibt Abelshauser, „war jedermann klar, daß die während des Krieges eingetretene ungeheure Geldvermehrung in keinem Verhältnis zum verfügbaren Warenangebot stand und auch die Höhe der inneren Staatschuld einen baldigen Währungsschnitt erforderlich machte“, weshalb es nur richtig und wünschenswert gewesen sei, durch eine Währungsreform „**93,5 Prozent des alten Reichsmarkvolumens aus dem Verkehr zu ziehen**“. Der Umstand, dass dieser Währungsschnitt nur Bargeld, Bankguthaben und Staatsschulden betraf, während Fabriken, Maschinen und sonstiges Produktivvermögen unangetastet blieb, sei, so Abelshauser, damals „angesichts der allgemeinen Not noch unerheblich erschienen“, sei aber für die seither wachsende „Ungleichheit der Einkommens- und Vermögensverteilung grundlegend“ gewesen.

Praktisch sah die Währungsreform so aus, dass die Bewohner der Westzonen am 20.6.1948 ein „**Kopfgeld**“ von 60 Reichsmark 1:1 in 60 Deutsche Mark umtauschen durften, während alle anderen RM-Bestände 10:1 umgestellt wurden, wobei es je nach Höhe und Art zahlreiche Ausnahmen gab, sodass man **im Durchschnitt für 1 RM rund 0,06 DM** bekam. Wer Arbeit hatte oder eine Rente bekam, konnte damit immerhin leben, denn vorerst wurden auch die weiterhin staatlich kontrollierten Löhne, Gehälter, Mieten, Renten und Grundnahrungsmittelpreise nach dem Kurs 1:1 umgestellt.

Dass die Läden sich über Nacht füllten war kein ein Wunder, sondern das Ergebnis umsichtiger oder – je nach Standpunkt – wucherischer Planung von Industrie und Handel. Die Produktionsanlagen der Industrie hatte den Bombenkrieg weit besser überstanden als die Wohnungen und Transportsysteme, die Fertigung konnte schon lange vor der Währungsreform wieder anlaufen, die Waren wurden aber in Erwartung der Währungsreform nicht auf den Markt gebracht, sondern gehortet.

Eine Woche nach der Währungsreform notierte die Neue Zeitung verblüfft: „Wohin man auch blickte, neue Herrlichkeiten ... Nähmaschinen 250 DM, Fahrräder 80 DM, Damenstrümpfe und Gummihosenträger 4 DM.“ Sogar einen Opel-Olympia konnte man für 5.900 DM bekommen. Bei einem durchschnittlichen Monatseinkommen zwischen 120 und 300 RM war das alles nicht billig, aber das Leben begann, sich zu normalisieren. „Die Bauern brachten wieder Obst und Gemüse auf den Markt und die Kaufleute wurden wieder höflich“, vermerkte ein Zeitzeuge.

Im Saarland war, wie immer, alles ein bisschen anders. Wir erlebten den gleichen Währungsschnitt, aber keine Währungsreform, und wir erlebten die Rückkehr zu einigermaßen normalen Verhältnissen ein halbes Jahr früher als die Westzonen, weil wir an das **französische Wirtschafts- und Währungssystem** angeschlossen wurden. Die verfassungs- und diplomatiegeschichtlichen Einzelheiten würden hier zu weit führen, zumal ich meine eigene Disser-

tation, die sich damit ausführlich beschäftigt hat, heute selbst kaum noch verstehe. Es genügt zu sagen, dass die französische Regierung und die saarländischen Parteien den wirtschaftlichen Anschluss wollten, und die Saarländer ihn gleichmütig als Preis für den verlorenen Krieg hinnahmen, und sich wenigstens ein Ende der Hungersnot davon versprachen.

Zur Vorbereitung des Anschlusses und zur Erfassung der im Saarland vorhandenen Guthaben und Bargeldbestände wurde am 16.6.1947 die Reichsmark im Verhältnis 1:1 in **Saarmark** umgetauscht. Die neuen Banknoten trugen auf der einen Seite deutschen, auf der anderen Seite französischen Text: „Saar 1947 – Eine Mark" bzw. „Sarre 1947 – Un Mark". Die Übergangszeit war zu Ende als am 20.11.1947 der französischen Franken als gesetzliches Zahlungsmittel eingeführt wurde. Die Umstellung erfolgte im Verhältnis **eine Saarmark zu 20 französischen Franken**, d. h. etwa zum Marktwert, soweit man das in einer Zeit weltweiter Devisenkontrollen sagen kann.

Weil es bei beiden Umstellungen gewisse Höchstgrenzen und Abschläge gab, war der **Währungsschnitt** nicht wesentlich anders als in den Westzonen, und auch die wirtschaftlichen Hoffnungen schienen anfangs nicht in Erfüllung zu gehen. Jacques Freymond stellt dazu knapp fest: „Der wirtschaftliche Anschluß, anstatt die materielle Lage zu verbessern, hatte nur neue Schwierigkeiten mit sich gebracht. **Die Grundnahrungsmittel wurden teurer, die Vorräte geringer."** Die im Saarland starke Bergarbeitergewerkschaft klagte, die Preise an der Saar lägen höher als in Frankreich, die Löhne seien aber niedriger als im benachbarten Lothringen, und sogar die „Volksstimme", das Organ der saarländischen Regierungspartei, stellte am 10.12.1947 fest, es gäbe viele Saarländer, „die glauben, das unsere Lage vor dem Währungswechsel besser war als heute."

Das galt aber nur für eine relativ kurze Übergangszeit, und die „Saarbrücker Zeitung" konnte schon wenige Wochen später erleichtert feststellen: „Wir sind wieder Menschen **mit fast normalen Lebensbedingungen** geworden. Fleisch, Wurst, Speck, Kartoffeln, Gemüse, Südfrüchte und anderes mehr können wir nun wieder kaufen." Im September 1949 wurden nur noch Zucker, Kaffee, Reis und Öl bewirtschaftet, im Februar 1950 wurde Kaffee als letztes „Lebensmittel" freigegeben, und die Saarländer gewöhnten sich an die inflationäre **Lohn-Preis-Spirale**, die in der französischen Wirtschaftspolitik bis in die 1970er Jahre als der Weisheit letzter Schluss galt.

Die Saarländer haben sich schnell an Camembert de Normandie, Moutarde de Dijon, Beurre de Bretagne, Huile Lesieur, La-vache-qui-rit, Escargots Bourguignons, Calvados, Cidre und algerischem Rotwein gewöhnt, verreisten mit dem saarländisch-französischen Jugendwerk und brauchten weder Visum noch Geldumtausch, wenn sie nach Paris fahren wollten. Lodenmäntel und Salamanderschuhe kaufte man in Zweibrücken, gleich jenseits der Grenze, und hoffte, dass die französischen Zollbeamten es nicht merken. Es ging uns gut.

1.26*

Carl Karner bringt die Mittenwalder Glocken zurück

Die Nazis hatten 1942 „zur Sicherung der Metallreserve für eine Kriegsführung auf lange Sicht” rund 100.000 Kirchenglocken in Deutschland und den besetzten Gebieten beschlagnahmt, die überwiegend in zwei Hamburger Hüttenwerken eingeschmolzen wurden. Nur 16.000 von ihnen überlebten den Krieg und lagen 1946 immer noch auf dem „**Glockenfriedhof“ am Versmannkai** des Hamburger Freihafens, darunter auch zwei Glocken aus Mittenwald. „Einzig und allein Karl Karner ist es zu danken,“ schreibt der Mittenwalder Ortschronist Gschwendtner, „daß unsere Glocken seit dem Patronizium Peter und Paul 1946 wieder zu Hause sind und zur Freude aller Mittenwalder läuten.“ Das hat man in Mittenwald nicht vergessen. Eine lokale Kirchenzeitung meldete am 24.6.2006:

> Am Freitag-Nachmittag [23.6.2006] gedachten Dekan Thomas Gröner nach 60 Jahren auf den Tag genau mit einem Wortgottesdienst der Rückkehr zweier Kirchenglocken der Pfarrei St. Peter und Paul. ... Die Feier galt der Zwölfuhr-Glocke ... sowie unserer großen Peter- und Paul-Glocke von 1760. ... Anhand der Gravierungen [auf der Glocke] hat seinerzeit **Karl Karner** („**Ruaser Kari**“) die große Glocke unter abenteuerlichen Umständen im Hamburger Lagerareal der Militärregierung erkannt und beide Glocken „illegal“ nach Hause geholt.

Nach Gschwendtner[2537] spielte sich die Sache folgendermaßen ab: Carl Karner war „Ende 1945 in West- und Norddeutschland viel auf Reisen“ und die Kirchen- wie die Gemeindeverwaltung hatten ihn deshalb gebeten, sich nach den verlorenen Glocken umzusehen, was er „als Mittenwalder aus der Geschlecht der Fresko-Maler-Familie Karner“ sofort übernahm. Das Pfarramt gab ihm Fotos und eine Beschreibungen der Glocken, und von seinem „**Schwager Heinz Peters**, der in Hamburg lebte“, erfuhr er, dass viele Glocken in der Wilhelmsburger Bronzegießerei „für Rüstungszwecke eingeschmolzen worden waren“. Das Lager der Firma befand sich im Freigelände Reiherstieg und wurde im Auftrag der Viermächte-Kommission von der britischen Armee verwaltet und bewacht.

Carl Karner versuchte zuerst, sich die Rückführung der Glocken von den Briten genehmigen zu lassen, versicherte sich dafür sogar der moralischen Unterstützung eines mit dem britischen Königshaus verwandten Wilhelm Prinz von Preussen, wurde aber brüsk abgewiesen. Als die legalen Möglichkeiten damit ausgeschöpft waren, suchte und fand er seine eigenen Wege. Von einem „Kriegskameraden und Holzhändler namens Th. Assmus Petersen“ erfuhr er, dass auf dem Glockenfriedhof auch Edelholz gelagert sei, und von Holzbeschaffung verstand Carl Karner etwas. Er besorgte sich einen „**Holzbezugsschein** der Landesstelle für Holz“ in München, ein **Anforderungsschreiben**

2537 Markus Gschwendtner vermerkt einleitend: „Dieser Bericht ist nur möglich durch Überlassung der amtlichen Unterlagen, die im Besitz von Karl Karner, den Mittenwaldern bestens bekannt unter dem Hausnamen Ruaser Kari, der in Frankfurt lebte und vor einigen Jahren verstorben ist. Der Ruaser Kari war nach wie vor mit seiner Heimat Mittenwald stets in bester Verbundenheit.“ „Ruaser“ bezieht sich auf das „Rußer-Haus“, in dem die Familie Karner seit über 300 Jahren ansässig ist, und Kari bedeutet Karl.

des Bayerischen Wirtschaftsministeriums („bei dem Karner stets eine offene Tür fand“), „**Zonenausfuhrpapiere**“ von dem Wirtschaftsamt der Stadt Hamburg und ein „**Freistellungsformular**“ der britischen Militärregierung. Letzteres bekam er durch Vermittlung des Hamburger „Kunstgewerbehauses Hulbe“, weil angeblich nur auf diese Weise die weitere Lieferung der bei britischen Offizieren beliebten Produkte der Firma „Carl Karner Kunsthandwerk“ sichergestellt werden konnte.

Jetzt fehlte nur noch ein Lastkraftwagen für Schwersttransporte. Auf einer Krisensitzung, die am 20.5.1946 in Mittenwald unter Teilnahme des Bürgermeisters, des Ortspfarrers sowie mehrere Gemeinde- und Kirchenräte stattfand, stellte der Bürgermeister einen Herrn **Dr. Ring** vor, „der sich als Länderratsbeauftragter der Westzonen ausgab“ und erklärte, er habe bei der Fahrbereitschaft in Braunschweig gute Bekannte und könne „einen Fahrbefehl für einen LKW-Transport Hamburg - Mittenwald“ beschaffen“, sozusagen als Vorleistung für künftige Geschäftsbeziehungen mit der Gemeinde. „Mit lebhaftem Applaus haben die anwesenden Gemeinderatsmitglieder Dr. Ring zugestimmt“.[2538]

Wieder in Hamburg verschaffte Carl Karner sich über das Gelände der Firma Petersen Zugang zum Glockenfriedhof und den zu viert oder fünft übereinander gestapelten Glocken. „Volle zwei Tage kraxelte der Ruaser Kari von einem zum anderen Glockenstapel und hatte das schier unmögliche Glück, unsere Mittenwalder Glocken zu finden. Daraufhin brachte in den nächsten Tagen Dr. Ring einen LKW mit zwei Fahrern aus Braunschweig. ... Mit dem Lagermeister der Firma Petersen kam Karner überein, daß er selbst in die Bedienung eines dort vorhandenen **Holzgabelstaplers** eingewiesen werde und so war es möglich, nachts die Glocken auf den Lastwagen zu verladen.“ (Der Bürgermeister von Mittenwald hielt sich derweil in der Nachbarschaft auf, um notfalls mit schwerem Hebezeug behiflich sein zu können.) Am nächsten Tag wurden die Glocken mit Bretterstapeln so umbaut, dass es wie eine Schnittholzladung aussah und dann „bugsierte Karner den LKW, im Convoi mit zwei weiteren mit Schnittholz beladenen LKW’s, unter Zuhilfenahme seiner umfangreichen Formularsammlung, durch die Wachpostenkontrolle“. Gerta Peters, die die Sache seinerzeit in Hamburg miterlebt hat, glaubt sich zu erinnern, dass ein üppiger **Blumenstrauß** für eine Sekretärin und **viel Schnaps** für das Wachpersonal auch eine Rolle gespielt haben.

„Um die damaligen Besatzungszonen-Übergänge [von der britischen in die amerikanische Zone] reibungslos zu passieren, fuhr Karner mit dem LKW bis Frankfurt und von dort mit Dr. Ring nach Mittenwald.“ Sie trafen am 23.6.1946 gerade rechtzeitig ein für das Patronatsfest Peter und Paul am 29. Juni, das für die altehrwürdige Mittenwald Pfarrkirche St. Peter und Paul immer schon ein Fest- und Freudentag war.

[2538] Dass der angebliche Länderratsbeauftragte Dr. Ring weder Ring hieß noch einen Doktortitel hatte und einige Zeit später wegen Schwindelgeschäften in das Gefängnis wanderte, sei nur der Vollständigkeit halber vermerkt.

1.27*

Werner Reißmanns und die „Historical Division“

(Zum Brief am 6.12.1948)

Die beiläufige Bemerkung Werner Reißmanns, er sei nächtelang mit „Privatarbeit“ beschäftigt, ist leicht zu entschlüsseln, sobald man im Internet den Katalog der „Historical Division, Foreign Military Studies Branch - Operational History (German) Section“ der amerikanischen Armee entdeckte hat, der fünf Arbeiten von Werner Reißmann aus dieser Zeit nennt. Sie tragen folgende Titel:

> D-047: A paper on the transportation by air of the 104th Armored Inf. Regt. (15th Panzer Division) from Italy to the place of employment at Tobruch [Tobruk], April 1941, by Major Werner Reissmann, 6 pp; 1947. Publisher: Headquarters, European Command, Office of the Chief Historian (1947)
>
> D-081: 104th Rifle Regiment (Jun 1942). By Major Werner Reissmann; 1947. Capture of Gol el Valeb [Got el Ualeb] in the Battle of Gazala.
>
> D-082: Rommel's System of Fortification in Africa 1941-42. By Major Werner Reissmann; 6 pp, 3 illus; 1947. Publisher: Headquarters, European Command, Office of the Chief Historian (1948)
>
> D-180: 21st Panzer Division (19 Jan-9 Feb 1942). Extracts from a company commander's diary. By Major Werner Reissmann; 1947. Also included in MS T-3, Vol. I.
>
> Reissmann, Werner, Planmassiger Angriff gegen ausgebautes Stellungssystem, Foreign Military Studies Series, MS -1949/65, (Attack of the German 6th Infantry Division at Kursk).

Bei Wegner und Wette[2539] ist nachzulesen, worum es dabei ging: Die Amerikaner wollten nach dem Krieg herausfinden, wie die Wehrmacht es geschafft hatte, trotz begrenzter Ressourcen ihre spektakulären militärischen Erfolge zu erzielen, und haben deshalb schon 1945 eine Unterabteilung der „Historical Division“ ins Leben gerufen, in deren Auftrag ehemalige Wehrmachtsoffiziere über ihre Kriegserfahrungen Berichte schreiben sollten. Als Leiter des Projektes haben die Amerikaner den früheren Generalstabschef des Heeres, Generaloberst Franz Halder[2540], engagiert, der die Chance, die sich ihm und der Wehrmacht damit bot, sofort erkannte. Er machte seinen „Untergebenen“ klare Vorgaben für die Ziele ihrer Arbeit: „Es werden die deutschen Taten, vom deutschen Standpunkt gesehen, festgelegt und dadurch unseren Truppen ein Denk-

[2539] In der Bibliographie: Bernd Wegner, 1995, und Wolfram Wette, 2005

[2540] Franz Halder (1884-1972) war von 1938 bis zum September 1942 als Generalstabeschef des Heeres einer von Hitlers wichtigsten militärischen Gehilfen. Zu seinen Gunsten kann man allenfalls anführen, dass er die Nazis verachtet und bei Kriegsbeginn ernsthaft die Ermordung Hitlers in Erwägung gezogen hatte. Ausserdem war er 1942 wegen fachlicher Differenzen mit Hitler seines Posten enthoben und im Zusammenhang mit dem 20. Juli verhaftet und als „Sonderhäfling“ im KZ Dachau interniert worden. Ein in die Wolle gefärbter Militarist und Chauvinist war er trotzdem.

mal gesetzt. Es darf keine Kritik an Führungsmaßnahmen erfolgen, niemand darf irgendwie belastet werden, und die Leistungen der Wehrmacht sind gebührend herauszustellen.“ Die meisten „Wehrmachtshistoriker“ in eigener Sache saßen bis 1948 in der ehemaligen Gebirgsjägerkaserne bei Garmisch, dem damaligen Kriegsgefangenenlagen PWE 8 - gleich um die Ecke von Mittenwald - einige, wie Werner Reißmann, waren freie Mitarbeiter auf Honorarbasis. Als die Arbeit 1961 zu Ende ging - Halders „Dienststelle“ war mittlerweile in eine Villa nach Frankfurt umgezogen - lagen mehr als 2.500 „nach Inhalt und Qualität höchst unterschiedliche Studien“ vor.

Die heutige Einschätzung dieser Arbeiten beschreibt Bernd Wegner unter dem ironischen Titel „Erschriebene Siege“: „Der Krieg wurde ... als das Werk einer dämonischen, im Grund ahistorischen Ausnahmepersönlichkeit - eben als ‚Krieg Hitlers’ - interpretiert. Von diesem nun versuchte man sich in zweifacher Form zu distanzieren: zum einem moralisch, indem die naturgemäß harte, aber ‚cum grano salis’ anständige und vermeintlich saubere Kriegsführung der Wehrmacht vom schmutzigen, völkerrechtswidrigen Krieg der SS scharf getrennt wurde; zum anderen fachlich-professionell, indem die operativen und strategischen Fehlschläge nicht eigenen Planungs- und Führungsfehlern, sondern der Unbill von Klima und Geographie, vor allem aber dem Dilettantismus und der Unbelehrbarkeit Hitlers zugeschrieben wurden.“ Diese Selbstbeweihräucherung hat jahrzehntelang die Literatur über den Zweiten Weltkrieg und die Rolle der Wehrmacht geprägt, aber damit ist es, vor allem dank der Arbeit des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Freiburg, mittlerweile vorbei.

Zu den Gründe, die deutsche Offiziere zur Mitarbeit an dem amerikanischen Forschungsprojekt veranlasst haben, scheint mir Wegners Einschätzung plausibel zu sein: „Vor dem Hintergrund ständig neuer Enthüllungen über NS- und Kriegsverbrechen gigantischen Ausmaßes, einer als entwürdigend angesehenen Entnazifizierung sowie drohender Spruchkammer- und Strafverfahren bedeutet die Mitwirkung an den Studies und das durch sie vermittelte Gefühl, von den Siegern gebraucht zu werden, eine psychologisch wichtige Entlastung.“ Und ein Honorar von 800 Reichsmark pro Manuskript hat es auch gegeben.[2541]

Im übrigen muss Werner Reißmann trotz seiner relativ kurzen Generalstabstätigkeit im Kollegenkreis einen guten Ruf genossen haben, denn unter den Autoren, deren Wehrmachtsränge im Titel fast immer genannt werden, habe ich jede Menge Generäle und Oberste, sogar ein paar Feldmarschälle gefunden, aber nur ein halbes Dutzend Majore wie Werner Reißmann.

[2541] Mitteilung von Ivo Reißmann

1.28*

Bilanz :
Die Familie und der Krieg

Wir hatten, alles in allem, Glück. Etwa 18,2 Millionen Deutsche sind zur Wehrmacht eingezogenen worden, rund 5,3 Millionen sind gefallen. Aus unserer engeren Familie sind alle **sechzehn Männer** der kriegsdienstpflichtigen Jahrgänge eingezogen worden und an der Front gewesen, **sieben sind gefallen**. Das entspricht bei Soldaten mit Frontverwendung etwa dem statistischen Durchschnitt.

Im Krieg waren – in der Reihenfolge ihrer Geburtsjahre[2542] - Albert Fritze Jun. (Jahrgang 1904), Paul Schipper (1904, gefallen 1945), Ed Berwanger (1909, gefallen 1940), Fritz Schipper (1910, gefallen 1945), Heinz Peters und Wilhelm Schipper (beide 1911), Hans Rudolffi (1912), Fritz Mittler[2543] (1913, gefallen 1942), Carl Karner und Werner Reißmann (beide 1915), Walter Schipper (1916), Michael Karner (1920, gefallen 1944), Johannes Karner (1922, gefallen 1944), Kurt Fritze (1923), Kasper Karner (1924, gefallen 1944) und Otto Eichner (1927). Herbert Bursian (1921, nicht eingezogen) gehörte damals noch nicht zur Familie.[2544]

Von den Überlebenden ist Kurt Fritze dem Tod von der Schippe gesprungen, als er mit schweren Erfrierungen aus Stalingrad ausgeflogen wurde, Werner Reißmann hatte (laut Hanko Reißmann) für den Rest seines Lebens einen Steckschuss im Arm, von anderen schweren **Verwundungen** habe ich nichts gehört.

Fast alle Männer waren bei Kriegsende in **Gefangenschaft**, die meisten wurden, nach wenigen Wochen entlassen. Eine längere Gefangenschaft erlitten nur Heinz Peters (April bis November 1945 bei den Amerikanern), Heinz Rudolffi (Herbst 1944 bis Juni / Juli 1947 bei den Engländern) und Albert Fritze Jun., der erst zu Weihnachten 1947 aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Hause kam. Über die Gefangenschaft anderer Männer aus der engeren Familie konnte ich im Nachlass nichts finden, ich wüsste es aber vom Hörensagen, wenn ihre Gefangenschaft ungewöhnlich lang oder hart gewesen wäre.

Von den aus Altersgründen nicht mehr eingezogenen Männern, den Frauen und Kindern ist niemand durch Kriegseinwirkung umgekommen oder verletzt worden. Vergewaltigungen und Plünderungen blieben der Familie, soweit ich

---

2542 Die Kriegsteilnehmer gehörten zu zwei Wehrdienstklassen. Die „weißen Jahrgängen“ 1901-1914 hatten ab 1935 einen kurzen Grundwehrdienst in Ergänzungseinheiten absolviert, die „regulären Jahrgängen“ ab 1915 waren seit 1935 zum Wehrdienst einberufen und ausgebildet worden, die Jahrgänge 1915-1919 im Frieden, die jüngeren im Krieg und deshalb immer kürzer und schlechter. Otto Eichners Jahrgang wurde ab Juli 1944 regulär einberufen, er selbst war aber schon als 16-jähriger im HJ-Kurierdienst der Wehrmacht zwischen Berlin und Paris eingesetzt (und hat mir sehr interessant davon erzählt.)

2543 Zu Fritz Mittler, dem Verlobten von Else Berwanger, vgl. Anmerkung zum Brief vom 13.10.1940.

2544 Zu Herbert Bursian vgl. den Anhang Nr. 2.10 „Herbert Bursian, Hitler und Stalin“.

weiß, ebenfalls erspart.

Ausgebombt wurden im November 1943 die Familie Karner in Berlin, im März 1944 die Familie Reißmann in Frankfurt, im Oktober 1944 in Saarbrücken die Familien Fritze (Jun.) und Rudolffi in der Semperstraße, sowie die Familie Fritze in der Halbergstraße, und im April 1945 die Familie Berwanger in Neustadt / Coburg. Mit Ausnahme der Wohnungen in der Semperstraße waren es nur Mietwohnungen. Die Einrichtung der Familien Karner und Fritze / Rudolffi sind vollständig verbrannt, Reißmanns konnten in Frankfurt die Einrichtung im wesentlichen retten, Fritzes in der Halbergstraße immerhin den größten Teil, und die verlorene Einrichtung der Behelfswohnung Berwanger in Neustadt war so wenig wert wie die ganze Wohnung.

Niemand aus der Familie musste einen der berüchtigten Flüchtlingstrecks aus dem Osten mitmachen, niemand in Massenquartieren oder Flüchtlingslagern hausen, alle konnten nach dem Krieg bei der Familie oder in Behelfswohnungen unterschlüpfen und irgendwie ihren Lebensunterhalt verdienen, auch wenn es bei den meisten noch einmal sechs Jahre dauerte bis sie wieder Wohnungen und wirtschaftliche Verhältnisse hatten, die als erträglich gelten konnten.

Wir hatten, wie gesagt, alles in allem, Glück. Man kann es auch anders sehen.

Als der Krieg anfing, waren die jungen Männer in einem Alter, in dem man Karriere macht oder die ersten beruflichen Erfolge konsolidiert. Daraus wurde nichts, nicht in den fünf Kriegsjahren, nicht in den ersten sechs Nachkriegsjahren. Während des Krieges wurden sie immer wieder bis an den Rand der körperlichen Erschöpfung gefordert, nach dem Krieg mussten die nicht mehr ganz so jungen Männer sich unter Bedingungen durchschlagen, die immer ärmlich waren, und oft hoffnungslos und entwürdigend.

Als die Männer in den Krieg zogen, blieben die Frauen und Kinder zurück, die Männer kamen auf immer kürzere Urlaube, immer müder, magerer und erschöpfter. Zwischen den Urlauben warteten die Frauen auf Briefe, manchmal wochenlang, während die mittäglichen OKW-Berichten im Radio immer beängstigender wurden. Die Nächte in den Luftschutzkellern und die Mühsal des immer schäbigeren Alltags kamen hinzu. Ein Besuch im Kino oder ein ruhiger Spaziergang waren so seltene Moment der Entspannung und Erholung, dass man brieflich über sie nach Hause berichtete. Nach dem Krieg gingen sie auf Hamsterfahrt, hausten auf engstem Raum und sorgten sich um Einkommen, Ernährung und Kleidung der langsam wachsenden Familien, noch einmal sechs Jahre lang.

Die nicht zu beantwortende Frage lautet: Was wäre gewesen wenn? Wenn unsere Eltern die Chance gehabt hätten, ihre Ehen in bürgerlicher Ruhe und Sicherheit zu beginnen, wenn unsere Väter in ihren Berufen, unsere Mütter als Hausfrauen jene Karriere gemacht hätten, die sie vor 1939 als selbstverständlich erwartet hatten? Wir, die Kinder, wären anders aufgewachsen und anders geworden - ob besser oder schlechter will ich nicht entscheiden - aber anders, und die Generation meiner Nichten und Neffen deshalb auch. Der Krieg wirft einen langen Schatten.

2.01*

Biographische Anmerkungen

Meine Großeltern Fritze
Die frühen und die späten Jahre

Über die Zeit von etwa 1932 bis 1951 muss ich hier nicht berichten, sie wird in den Abschriften und Anmerkungen so ausführlich behandelt, wie es nach den Unterlagen möglich ist. Ich will nur noch notieren, was ich über die Jahre davor und danach gefunden habe und vom Hörensagen oder aus eigener Erinnerung weiß.

Die frühen Jahre

Mein Großvater Albert Fritze

Mein Großvater Albert Fritze (1882-1970) stammte aus einer Familie von Bergleuten und kleinen Beamten. Sein Großvater (Christian Andreas Fritze, 1797-1875) war aus dem preußischen **Abbenrode** als Steueraufseher nach Aachen versetzt worden, man darf wohl annehmen, als einer der ungeliebten evangelischen Beamten, die nach 1815 von Berlin zur Beaufsichtigung der überwiegend katholischen Eingeborenen in die neupreußischen Rheinlande geschickt wurden.[2545] Albert Fritzes Vater (Joseph Matthias Fritze, 1839-1919) war Grubensteiger in Schwalbach, Altenwald und **Elversberg**, drei kleinen Orten im Bereich der preußischen Staatsgruben bei Saarbrücken, bevor er nach seiner Pensionierung Posthalter zu Elversberg wurde. Drei Brüder des Vaters waren, soweit aus den Unterlagen zu erkennen ist, ebenfalls im Bergbau tätig, nur Wilhelm Fritze (1822-1908) war Lehrer geworden an einer evangelischen Schule in Saarlouis.[2546]

Über seine ersten achtzehn Lebensjahre hat mein Großvater im Jahr 1900 einen Lebenslauf verfasst, den ich hier vollständig wiedergebe:

> Ich, Albert Fritze, wurde am 12., Juni 1882 als Sohn des Steigers Joseph Fritze zu Schwalbach, Kreis Saarlouis, geboren. Von meinen 6. Jahr an besuchte ich nacheinander die Volksschule zu Schwalbach, Altenwald und Elversberg, Bezirk Trier. Ostern 1893 begab ich mich auf das Progymnasium[2547] in Neunkirchen, Bezirk

---

2545 Nachdem das Saarlandes 1815 durch den Wiener Kongress teils an Preußen, teils an Bayern gefallen war, wurden jahrzehntelang alle wichtigen Verwaltungsposten mit preußischen oder bayerischen Beamten besetzt. Meine Großmutter Emilie Fritze behauptete gerne, in Berlin und München würden Mütter ihre neugeborenen Kinder in die Höhe heben und ihnen erklären: „Dort kannst Du das Saarland sehen, da gehst später hin und wirst Beamter."

2546 Neben meinem Schreibtisch hängt ein kleines Foto von Wilhelm Fritze, das Irmgard Jungert, geb. Fritze, die damals in Saarlouis lebte, 1983 gesucht und gefunden hat um es meiner Mutter Elsbeth Berwanger zum 70. Geburtstag zu schenken. Wilhelm Fritze ist unser gemeinsamer Urgroßonkel. Der streng blickende Herr Lehrer trägt auf dem Foto eine Nickelbrille, einen leicht angegrauten Vollbart und einen eleganten Hut mit hochgebogener Krempe, wie man ihn gelegentlich auf Fotos von Kaiser Wilhelm II sieht.

2547 Ein Progymnasium führt mit sechs Klassen zur „Mittleren Reife."

> Trier, und blieb hier bis 1895, um dann von einem cand. theol., mit noch drei Knaben, bei einem regelrechten Schulbesuche weiter vorgebildet zu werden. Als dieser Unterricht Ostern 1900 aufhörte, besuchte ich das Institut Schweiger in Detmold, um mich noch etwas zum Examen vorzubreiten. In Herbst desselben Jahres machte ich dann mit Erfolg die Prüfung [der Mittleren Reife] zur Erlangung des Berechtigungsscheines zum einjährig-freiwilligen Dienst in Minden in Westfalen vor der Königlichen Prüfungs-Kommission und befinde mich seitdem zu Hause bei meinen Eltern.

Der erwähnte „Candidatus theologiae", also ein noch in Ausbildung befindlicher Pfarrer, war **Fritz Schipper** aus Ostfriesland, der in Elversberg seine praktische Ausbildung als Pfarrer abschloss und 1903 Albert Fritzes Schwester Pauline heiratete. Warum Albert Fritze das Progymnasium verließ, Privatunterricht nahm und dann nach Detmold ging (wo er, wenn ich Erzählungen meiner Mutter richtig erinnere, bei entfernten Verwandten gewohnt hat) weiß ich nicht, warum er nur die **Mittlere Reife** angestrebt hat, ist offensichtlich. Abitur oder gar ein Studium hätte die finanziellen Möglichkeiten seines Vaters überstiegen, zumal fünf Geschwister, darunter vier Schwestern, auch noch versorgt werden wollten. Mehr war auch nicht nötig, die Mittlere Reife war bereits der Passepartout zum beruflichen und sozialen Aufstieg.

Die Mittlere Reife entsprach zwar nur dem heutigen „Mittleren Bildungsabschluss" (nach der 10. Klasse), war damals aber sehr exklusiv, denn um 1900 erreichten nur zwei bis drei Prozent aller Schüler die Mittlere Reife und die Abiturientenquote lag noch weit darunter. Die Mittlere Reife reichte für eine Beamtenlaufbahn im Gehobenen Dienst, und erlaubte es dem Inhaber sogar, statt des zweijährigen nur einen „**einjährig-freiwilligen**" Wehrdienst zu absolvieren und am Ende den Rang eines Leutnants der Reserve zu erwerben. Damit wäre er im wilhelminischen Deutschland auf dem gesellschaftlichen Hochplateau angekommen,[2548] und mein Großvater hat es deshalb vermutlich als besonders schmerzlich empfunden, dass er bei der militärärztlichen Musterung aus gesundheitlichen Gründen ausgemustert wurde. (Seine stabil gebaute bäuerliche Verwandtschaft hat ihn während seiner Jugend nicht umsonst den „Hering" genannt.) Von meine Mutter habe ich gehört, mein Großvater habe sich nach der Ausmusterung ein „Fitnessprogramm" verordnet, das aus Geschwindmärschen zum Büro und dem Verzehr roher Eier bestanden haben soll. Eine so stattliche Erscheinung wie sein zehn Jahre älterer Bruder Joseph, der als Unteroffizier in einem Berliner Garderegiment diente, wurde er allerdings nie.

1902 ging er, wie die meisten Männer seiner Familie, zu den Saargruben, aber nicht unter Tage, sondern eine paar Etagen höher, als **Knappschaftsbeamter**. Die Knappschaft war seit Beginn des modernen Bergbaus eine Art Versicherungskasse der Bergleute und stellte seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine Kombination von Kranken-, Invaliden- und Pensionskassen dar, die praktisch für alle Sozialangelegenheiten der Bergleute zuständig war. Inhaltlich dürfte die Arbeit auf der Knappschaft damals ähnlich gewesen sein wie heute bei jeder Ver-

---

2548 Welche soziale Bedeutung der Reserveleutnant damals hatte, ergibt sich schon daraus, dass auch Professoren, Generaldirektoren und Chefärzte es nie versäumten, auf der Visitenkarte neben anderen Titeln auch den „Lt. d. R." zu vermerken. Und obwohl die Regelung seit 1914 obsolet war, war es noch in meiner Schul- und Studentenzeit ganz allgemein üblich vom „Einjährigen" statt von der „Mittleren Reife" zu sprechen!

sicherung oder Rentenkasse, der Arbeitsalltag sah allerdings etwas anders aus. Mein Großvater hat mir dazu zwei Geschichtchen erzählt, die ich wiedergebe wie ich sie erinnere:

> Zu Beginn des 20. Jahrhunderts schrieb man auf der Knappschaft noch mit der **Stahlfeder** und es wurde erwartet, dass die Herren Beamten „wie gestochen" schrieben, also haargenau so, wie es in der Schule unterrichtet wurde. Albert Fritzes Chef, der bekannt war für seine schulmäßig perfekte Handschrift, kam eines Tages mit einem Brief ins Büro und rief: „Herr Fritze, wer hat das geschrieben, Sie oder ich? Das ist ja nicht zu unterscheiden!" Darauf war mein Großvater sein Leben lang stolz.
>
> Als die Zeit der Stahlfedern zu Ende ging, kam ein Vertreter für **Schreibmaschinen** der Marke Adler zu einer Werbevorführung in die Knappschaft, ließ sich einen beliebigen Brief reichen und diktierte ihn in zügigem Tempo einer mitgebrachten Sekretärin in die ebenfalls mitgebrachte Schreibmaschine. An die Maschine hatte mein Großvater keine besondere Erinnerung, wohl aber an die Dame: „Sie hatte ein langes Kleid an, einen Hut wie ein Wagenrad, mit einer Feder drauf, und während sie tippte, hat sie aus dem Fenster geschaut, als wenn das gar nichts wäre. Und der Brief war tadellos." Er selbst ist auf der Schreibmaschine nie über das Zwei-Finger-Suchsystem hinausgekommen, das war aber auch nicht notwendig, denn damals schrieben Beamte ihre Vorlagen und Briefe noch von Hand und ließen sie von „Tippfräuleins" abschreiben.[2549]

Albert Fritze wurde erst Sekretär, dann Inspektor und schließlich Amtmann, was damals die höchste Laufbahnstufe eines Knappschaftsbeamten war. Die **Amtmänner** bildeten die oberste Arbeitsebene der Behörde, über der es nur noch einen Direktor gab. Am 1.4.1947 ging Albert Fritze in den Ruhestand (Besoldungsgruppe A 3 b, Stufe 7, Endstufe), für die Bergmannspensionäre in Kirkel, die ihn gelegentlich in Rentenangelegenheiten um Rat fragten, blieb er aber immer der „Herr Amtmann".

Meine Großmutter Emilie Ries

Meine Großmutter Emilie Ries (1884-1967) stammte aus einer Familie von Handwerkern, Kleinbauern und Bergleuten. Ihr Vater Peter Ries (1860-1932) war gelernter **Buchdrucker**, ihr Großvater (ebenfalls Peter Ries, 1832-1869) und ihr Urgroßvater (Jakob Ries, 1801-1861) lebten in Ernstweiler (heute einem Ortsteil von Zweibrücken) und waren Schmiede von Beruf, der Urgroßvater mit einer eigenen Werkstatt, der Großvater als Industriearbeiter. (Der Großvater Ries, so wurde in der Familie unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt, soll im Alter von nur 37 Jahren gestorben sein, weil er im tiefsten Winter besoffen in einen Brunnen gefallen ist.) Ihre Mutter Katherina geb. Fey (1857-1940) stammte vom Abstäberhof, ihr Vater (Christian Fey 1829-1908) war „Bergmann und Bauer" (d. h. Nebenerwerbslandwirt), genau wie fünf ihrer Brüder, nur der sechste, Friedrich Fey (1864-1943), war Lehrer, zuletzt in

[2549] Ich habe dieses System in Bundesministerien noch kennen gelernt. Es hatte den großen Vorzug, dass die Texte kurz und präzise wurden, und Kopien „zur Kenntnisnahme" an Gott und die Welt gab es vor Erfindung der Fotokopierer und E-Mails auch nicht. Es war eine schöne Zeit.

Oberlustadt bei Landau.

Emilie Ries, die älteste von fünf Schwestern, wurde in **Erfurt** geboren, wo ihr Vater damals die Zuchthausdruckerei leitete, aufgewachsen ist sie aber in Homburg, wo der Vater 1896 eine Druckerei mit Verlag eröffnet hatte, sowie auf dem nur einige Kilometer entfernten Abstäberhof. Obwohl sie nach ihrer Heirat über dreißig Jahre lang in Saarbrücken gelebt hat, ist ihre Verbindung zu der großen Kirkeler Verwandtschaft immer sehr lebendig geblieben, ebenso wie ihr Interesse an der Kirkeler Orts- und Familiengeschichte. Als eine Saarbrücker Tageszeitung über die Treibjagd auf **den letzten Wolf des Saarlandes** berichtete, die etwa im Jahr 1870 stattgefunden haben muß, schrieb sie einen Leserbrief, der am 1.11.1940 abgedruckt wurde. Dort heißt es, leicht gekürzt:

> Dieser letzte Wolf unserer heimischen Wälder begegnete am Abend vor besagter Treibjagd auf der Kaiserstraße zwei jungen Mädchen vom Abstäberhof. Eines davon war meine Mutter. Die Mädchen waren auf dem Heimweg aus der Strickstunde, die die damalige Pfarrfrau in Kirkel unterhielt. Als sich die beiden dem Fuß der letzten Erhebung vor dem Abstäberhof näherten, gewahrten sie plötzlich auf dem Fußweg an der linken Straßenseite einen ganz großen „Hund", sitzend und mit leuchtenden Augen. ... Die Mädchen faßten sich wortlos fester unter und gingen strammen Schrittes, die Taschen mit dem Strickzeug im Arm, an dem Wolf vorbei. Dieser blieb ruhig sitzen und sah ihnen nach. ... Am anderen Morgen hörte man auf dem Hof, daß der Wolf in dieser Nacht im Schafstall zu Kirkel 20 und mehr Schafe gerissen hatte. Diese Übeltat Meister Isegrims war wohl die Veranlassung zu der Treibjagd, bei der Fabrikant Weigand aus St. Ingbert das Jagdglück hatte, ihn zu erlegen.

Meine Großmutter hat in Homburg die Volksschule[2550] und anschließend, vermutlich zwei Jahre lang, die „für Töchter aus guten Homburger Familien" gedachte **Höhere Töchterschule** besucht. Aus dieser Zeit stammt das Foto einer Schüleraufführung, auf dem Emilie Fritze und eine Schulkameradin in einer Art Zigeunerkostüm posieren. Ausserdem hat sie im Jahr 1902 einen sechswöchigen Kochkurs absolviert aus dem ein handschriftliches Kochbuch stammt, das sie die nächsten sechzig Jahre lang benutzt hat.[2551]

Aus den Jahren danach weiß ich nur, dass Emilie Ries die rechte Hand ihres Vaters in dessen Druckerei und Zeitungsverlag („**Homburger Anzeiger**") gewesen sein soll. Von ihm wurde berichtet, er sei ein sehr liebenswerter Mann und guter Handwerker, aber nicht sehr geschäftstüchtig gewesen. Seine Tochter habe deshalb bald Prokura bekommen, die Buchhaltung gemacht, den Betrieb organisiert und bisweilen sogar kleinere Artikel für die Zeitung geschrieben. Sie soll, so wurde erzählt, im väterlichen Geschäft so unentbehrlich gewesen sein, dass sie gezögert habe zu heiraten. Sie war bei ihrer Heirat immerhin schon

---

[2550] Aus der Volksschulzeit meiner Großmutter hat nur ein Erinnerungsstück überlebt, ein weißes Tuch, etwa DIN A 3-Größe, auf das meine Großmutter mit rotem Faden einige Großbuchstaben gestickt hat, eine damals weit verbreitete Handarbeitsübung. Zwei Reihen sind in Latein-, zwei weitere in Frakturschrift gehalten, ihr Name „Emilie Ries" in einer Mischung aus beiden! Heute hängt das gute Stück eingerahmt im Wohnzimmer von Gerta Peters.

[2551] Ich habe das Kochbuch auszugsweise abgeschrieben. Vgl. im Anhang Nr. 3.05 „Das Kochbuch meiner Großmutter von 1902"

27 Jahre alt, für damalige Verhältnisse beinah ein „spätes Mädchen“, sie muss aber, nach einigen Zufallsfunden im Nachlass zu schließen, ein ganz munteres Mädchen gewesen sein. Sie fuhr Fahrrad, gehörte zur Homburger Ortsgruppe des „Vereins für Fraueninteressen“ und war Mitglied des “Pfälzerwald-Vereins“.

Als die Ortspolizeibehörde Homburg am 7.8.1909 Emilie Ries die „**Radfahrkarte Nr. 208**“ ausstellte[2552], dürfte das einiges Aufsehen erregt haben, denn Radfahren galt damals als Extremsport, wie man „Meyers Großem Konversations-Lexikon“ aus den gleichen Jahr entnehmen kann, wo vor „sofortigem Tod durch Herzlähmung oder Zerreißen des Herzens“ bei allzu hoher Geschwindigkeit gewarnt und das „Radfahren der Damen“ missbilligend eine „Modesache“ genannt wird.

Der 1894 in München gegründete (und heute noch bestehende) „**Verein für Fraueninteressen**“ spielte zwar eine bedeutende Rolle in der frühen Frauenbewegung, über die Tätigkeit der Homburger Ortsgruppe findet sich im Nachlass aber leider nur ein einziges Foto. Es zeigt 24 junge Damen, von denen fünf als Bayern (in Lederhosen), fünf als Soldaten (mit Schnurrbärten), eine als Pierrot und die meisten anderen als Zigeunerinnen und ähnliches verkleidet sind. Auch einen Studenten gibt es, mit Burschenband, Stehkragen und Studentenmütze, unter der man das jugendliche Gesicht meiner Großmutter erkennt. Die Unterschrift lautet: „Fasching im Verein für Fraueninteressen in Homburg, 1909“

Aus diesen Jahren gibt es auch zahlreiche Fotos, die sie bei Ausflügen des „**Pfälzerwald Vereins**“ [2553] zeigt. Das war damals eine hochmoderne Sache: ein bisschen emanzipatorisch, weil Frauen und Männer gemeinsam wanderten, ein bisschen lebensreformerisch, weil man sich in frischer Luft und Gottes freier Natur bewegte, ein bisschen demokratisch, weil jedermann mitwandern durfte, und ein bisschen revolutionär, weil man das Recht auf freie Wanderwege in staatlichen wie privaten Forsten reklamierte. Als Wanderkluft trugen die Herren Anzug mit Weste, Krawatte, Hut und Spazierstock, die Damen bodenlange Röcke, langärmlige Blusen, einen bodenlangen Mantel und einen großen Hut. Albert Fritze ist mitgewandert, anfangs mit hohen Kragen und steifem Hut, später hat er sich Kniebundhosen und ein Wanderhütchen zugelegt. Dazu trug er einen Schnurrbart im Kaiser-Wilhelm- und einen Kinnbart im Walter-Ulbricht-Stil. (Meiner Großmutter scheint das gefallen zu haben, denn das alte Sprichwort, ein Kuss ohne Schnurrbart sei wie eine Suppe ohne Salz, hat sie oft zitiert.) Auf einem Foto sitzt Albert Fritze im Freien mit einem „Orchester“, das aus drei Zithern, einer Mandoline, einer Bratsche und Albert Fritzes Querflöte

---

[2552] Auf der Radfahrkarte ist die königlich-bayerische „Oberpolizeilichen Vorschriften über den Radfahrverkehr“ abgedruckt, nach deren 5 es unter anderem verboten war „beide Hände gleichzeitig von der Lenkstange oder die Füße von den Pedalen zu nehmen“, während der 6 zum Schutz der Allgemeinheit vorschrieb: „Der Radfahrer hat entgegenkommende, zu überholende, in der Fahrtrichtung stehende oder die Fahrtrichtung kreuzende Menschen, insbesondere die Führer von Fuhrwerken, Reiter, Viehtreiber usw., durch deutlich hörbares Glockenzeichen rechtzeitig auf das Nahen des Fahrrades aufmerksam zu machen.“ (Nachlass Box 1)

[2553] Heute hat der 1902 gegründete Pfälzerwald-Verein e.V. 30.000 Mitglieder, betreut 12.000 Kilometer markierter Wanderwege und betreibt an Wochenenden rund 100 Wanderhütten, in denen es Speisen und Getränke gibt.

besteht. Dazu hatte er sogar die Jacke abgelegt, den Hut aber aufbehalten. Rucksäcke sind selten, man machte nur Tagesausflüge, kehrte unterwegs in einem Ausflugslokal ein und fuhr nach längeren Wanderungen mit der Bahn zurück.

Die Ziele der Spaziergänge und kleinen Wanderungen, die unsere Großeltern später in und um Kirkel mit ihren Enkeln gemacht haben, kannten sie aus ihren eigenen Wandertagen: Frauenbrunnen, Hollerlöcher, Taubental, Lambertsberg, Silbersandquelle, Wörschweiler, Menschenhaus, Glashütte, Lautzkircher Tal und viele andere. Wie man aus Butterbrotpapier einen wasserdichten Trinkbecher faltet, habe ich am Frauenbrunnen von meiner Großmutter gelernt.

Verlobung, Hochzeit, Kinder, Wohnungen

Meine Großeltern kannten sich von Jugend auf, denn Emilie Ries war die Tochter einer Cousine von Albert Fritze[2554]. Es hat deshalb nicht viel zu sagen, dass es aus der Zeit ab etwa 1905 eine Reihe von Familienbildern gibt, auf denen auch sie beide zu sehen sind, meistens im Garten des stattlichen Hauses in **Homburg**, **Lagerweg 51** (heute Lagerstraße), das Peter Ries um die Jahrhundertwende gekauft hatte. Dort entstanden Ende 1910 auch die ersten Bilder, in denen Albert und Emilie erkennbar als verlobtes Paar auftreten. Schon ein halbes Jahr nach der offiziellen Verlobung haben sie am **8. Mai 1911 geheiratet**. Über die üppige Erstausstattung des jungen Haushaltes mit Wäsche, Geschirr, Besteck und Möbeln hat meine ordentliche Großmutter ein bemerkenswertes Inventarverzeichnis angelegt, das ich auszugsweise abgeschrieben habe.[2555]

Die Hochzeitsreise ging nach Berchtesgaden, wobei sie offensichtlich auch eine ihrer beiden „**Auslandsreisen**“ gemacht haben, einen Tagesausflug in das benachbarte Salzburg.[2556] Ich kenne nur drei Kleinigkeiten von dieser Hochzeitsreise: eine Holztafel mit einem Brennstiftbild der Stadt Salzburg und eine ebenso scheußliche Wandvase in Form eines Jägerrucksacks, die beide in der Küche meiner Großeltern hingen, sowie **das Abenteuer mit den Hirschen**, von dem mein Großvater oft erzählt hat:

> Bei einem Waldspaziergang wurde das junge Paar von Hirschen in einer, wie mein Großvater versicherte, bedrohlichen Art und Weise umzingelt. Als er seine junge Frau und sich selbst auf einen nahegelegenen Felsbrocken gerettet hatte, begannen die Hirsche ihre Opfer, wie mein Großvater ebenfalls versicherte, regelrecht zu belagern, und es blieb ihm nichts übrig als sie mit Schüssen aus seiner Schreckschusspistole zu verjagen. Mein Großvater hat bei dieser Erzählung nie versäumt, mit großer Geste anzudeuten, wie er

---

[2554] Emilie Ries und Albert Fritze waren nach der Zählung des BGB Verwandte 5. Grades, was noch nie ein weltliches oder kirchliches Ehehindernis war, meine Großmutter wurde aber trotzdem nicht gern auf die nahe Verwandtschaft angesprochen.

[2555] Vgl. im Anhang Nr. 3.06 „Die Aussteuer und das Haushaltsinventar ... 1911“.

[2556] Die zweite „Auslandsreise“, auch ein Tagesausflug, führt meine Großeltern nach Thayngen, einem Örtchen gleich hinter der deutsch-schweizerischen Grenze, das sie, ausweislich eines Eintrags im Reisepass von Emilie Fritze, im August 1934 anlässlich eines Schwarzwaldurlaubes besucht haben.

die Pistole steil in den Himmel gehalten hat.

Sie bekommen sechs Kinder, 1912 die im gleichen Jahr verstorbene Liselotte, 1913 meine Mutter Elsbeth, 1915 Martha, 1916 Ruth, 1920 Gerta und 1923 Kurt. Die Wohnungen wachsen mit der Familie. Ihre erste Saarbrücker Wohnung war in der **Gärtnerstr. 56** (ohne Badezimmer, mit Petroleumbeleuchtung), 1916 zogen sie um in die **Scheidter Straße 38** (mit elektrischem Licht), 1919 in die Straße **Am Heimeck 5** und schließlich im September 1924 in die knappschaftseigene Wohnung in der **Halbergstr. 9**[2557] Dort wohnten Fritzes im 1. Stock, die Familie Bickelmann unter und die Familie Pabst über ihnen, deren Haushaltsvorstände selbstverständlich auch Knappschaftsbeamte waren.

Die Wohnung in der Halbergstraße

Die Wohnung in der Halbergstraße 9, die im Oktober 1944 ausgebrannt ist, gehört zu den mythischen, in der Familie immer wieder beschworenen Orten. Wenn meine Mutter und ihre Geschwister von der „schönen großen Wohnung“ sprachen, konnte nur sie gemeint sein.

Hinter der Wohnungstür lag eine große Diele, von der alle anderen Räume abgingen.[2558] Vom Eingang aus gesehen kamen im Uhrzeigersinn (zur Straßenseite) erst das Elternschlafzimmer, dann ein Kinderschlafzimmer und das Esszimmer, danach (zur Gartenseite) das Wohnzimmer, ein zweites Kinderschlafzimmer, das Bad und, rechts neben dem Eingang, die Küche (mit Speise- und Besenkammer), die groß genug war für die täglichen Mahlzeiten einer siebenköpfigen Familie. Die Toilette lag hinter dem Badezimmer und war durch eine Tür abgetrennt. Das Wohnzimmer hatte einen Balkon, die Küche eine Veranda, beide mit Blick auf den Garten und die „Bruchwiesen“, in denen sich bis zum Bahndamm an der anderen Talseite Kornfelder hinzogen. Ausserdem gehörten zur Wohnung eine Mansarde und zwei Kellerräume, während der Hof mit Teppichstange, die Kellerwaschküche und ein Trockenspeicher von allen Mietparteien genutzt wurden.

Die Wohnung hatte gut 120 qm und reichte nach damaligen Verhältnissen auch bei fünf Kindern aus, zumal die ältesten schon aus dem Haus waren, bevor die jüngeren mehr Platz brauchten.[2559]

Die Wohnung war nach heutigen Maßstäben übermöbliert. Im Esszimmer stan-

---

[2557] Das Viertel, in dem die Halbergstraße in Saarbrücken, Ortsteil St. Johann, lag, war um 1900 als bürgerliches Wohnviertel mit drei- bis vierstöckigen Mietshäusern und großen Gärten angelegt worden. Das Stadtzentrum war zu Fuß in einer halbe Stunde zu erreichen und hatte auch eine gute Straßenbahnverbindung.

[2558] Als ich im Alter von etwa 16 Jahren einen Pfadfinderfreund besuchte, stellte ich fest, dass er in der mittlerweile wiederaufgebauten Wohnung meiner Großeltern lebte. Obwohl ich zehn Jahre vorher zum letzten Mal dort gewesen war, habe mich gleich zurechtgefunden.

[2559] Eine Familie dieser Größe würde, bei der beruflichen Stellung meines Großvaters, heute vermutlich in einem Einfamilienhaus „im Grünen“ wohnen. Aber damals wohnte die Hälfte aller Familien (Ein-Personen-Haushalte nicht eingerechnet!) in Wohnungen mit 1 bis 3 Räumen, wobei die Küche als Raum mitzählte, und eine Stadtrandlage wäre ohne Auto sehr unpraktisch gewesen.

den wenigstens ein großes Büffet, ein Kredenz, ein Sofa, ein Klavier und ein ausziehbarer Esstisch für achtzehn Personen, im Wohnzimmer ein weiteres Sofa, ein Tisch mit Stühlen, ein Schreibtisch mit Sessel, ein Bücherschrank und eine Standuhr - alles aus schwerem, fast schwarzem Holz.[2560] Die Schlafzimmer boten nur knapp Platz für Doppelbetten und Kleiderschränke, das Elternschlafzimmer darüber hinaus für ein Kinderbett und zwei Frisierkommoden, beide mit großen Spiegeln.[2561]

Der Garten von etwa 140 qm wurde als Küchengarten genutzt, enthielt aber auch einigen Blumenbeete, sieben Obstbäume, einen Nussbaum, zwanzig Beerensträucher und eine hölzerne Laube, die über und über mit Rosen bewachsen war. Die monatliche Miete betrug 75.- RM im Monat, der Wert der Wohnungseinrichtung um 1939 rund 12.000 RM.[2562]

Hauspersonal

Eine Wohnung und Familie dieser Größe konnte man vor der modernen Haushaltstechnik nicht ohne Personal bewältigen.

Ein Haus- und Kindermädchen namens **Mathilde** arbeitete spätestens ab 1915 ganztägig bei der Familie und blieb auch über Nacht, wenn die Eltern abends ausgingen oder eines der Kinder krank war. Bei Bedarf wurde sie durch eine Zugehfrau unterstützt. Als Mathilde etwa 1934 heiratete und die Familie verließ, half sie zwar gelegentlich noch aus, hatte aber keine Nachfolgerin, weil die Töchter mittlerweile alt genug waren, um die Mutter bei der Hausarbeit zu entlasten. Anfangs kamen noch „Halbtagsmädchen“, später wurde nur noch von Fall zu Fall eine Aushilfe engagiert, z. B. für das Mangeln und Bügeln der Bettwäsche etc.

Mathilde half der Großmutter in der Küche, führte die Kinder aus, putze die Wohnung und machte die „kleine Wäsche“, während die „große Wäsche“ in der Kellerwaschküche von **Frau Guldenkirch** erledigt wurde, die, je nach Bedarf, alle ein oder zwei Wochen für einen ganzen Tag kam.[2563] **Fräulein Borst** war

---

2560 Der Schreibtisch, die Standuhr und einige Stühle stehen heute bei meinem Bruder Gerhart.

2561 Man brauchte zwei Frisierkommoden, weil die Frisur, besonders für „bessere Gelegenheiten“, eine aufwendige Sache war. Großmutter „ondulierte“ ihre Haare, d. h. sie brannte sich Locken mit der Brennschere, von denen sie für verschiedene Lockentypen unterschiedliche Modelle hatte. Die Brennscheren wurden über einer kleinen Spiritusflamme erhitzt, weshalb während des Frisierens immer ein Hauch von versengtem Haar durch das Haus zog. Der Großvater brauchte für seinen Schnurrbart Bartschere, Bartkamm, Bartwichse, Bartbürste und Bartbinde. Erst wurde der Bart geschnitten und gekämmt, dann „eingewichst“ (d.h. mit der Bartbürste wurde eine Art Pomade aufgetragen, die das Barthaar weich und formbar machte) und zurechtgebogen, um schließlich mit der Bartbinde fixiert zu werden, bis er trocken und formstabil war. Ich habe das alles, wenn auch selten, in Kirkel noch gesehen.

2562 Die Angaben über den Garten, die Miete und den Wert der Einrichtung stammen aus einer Aufstellung, die mein Großvater anlässlich der Evakuierung 1939 angefertigt hat. (Nachlass Mappe 83)

2563 Frau Guldenkirch wohnte in der Saarbrücker Arbeitervorstadt Burbach und kam regelmäßig mit der Straßenbahn zur Arbeit. Gelegentlich eröffnete sie meiner Großmutter, sie

die Näherin der Familie, die nicht nur Flickarbeiten erledigte, sondern auch Kleider nähte oder die Kleider der älteren Mädchen für die jüngeren umarbeitete. Für die Bett- und Tischwäsche, die man nicht fertig, sondern als Meterware kaufte, kamen regelmäßig zwei Weißnäherinnen, die an der Nähmaschine der Familie arbeiteten. Schließlich kamen im Herbst regelmäßig zwei Frauen für einen oder zwei Tage, um Sauerkraut zu schneiden und einzulegen.

Mathilde aß mit der Familie, Frau Guldenkirch bekam ihre Mahlzeiten auf eigenen Wunsch in der Waschküche serviert, Fräulein Borst wurde zum Familientisch gebeten, nachdem die Großmutter den Großvater gefragt hatte, ob es ihm recht sei. Meistens hatte er keine Einwände, gelegentlich sagte er aber, diesmal möchte er lieber mit der Familie alleine sein, Fräulein Borst könne anschließend essen.

Hausärzte

Mein Großvater war bei der Saarknappschaft unter anderem zuständig für die Zusammenarbeit mit den Kliniken und Ärzten, die haupt- oder nebenamtlich die amtsärztliche Betreuung der Bergleute wahrnahmen. Vielleicht hing es damit zusammen, dass die Familie Fritze eine bemerkenswerte Reihe von Hausärzten hatte.

Der Kinderarzt war **Dr. Schmidtborn** (1881-1985), Chefarzt einer Kinderklinik und ein bedeutender Reformer der Kleinkind-Ernährung, dessen Spuren man heute noch in der Fachliteratur findet. Er kam, wenn Not am Mann war und gegebenenfalls auch vor Beginn seines Klinikdienstes, zu Fritzes nach Hause, ebenso **Dr. Bergmann**, der Chefarzt des Evangelischen Krankenhauses. Der normale Hausarzt war **Dr. Battlehner**, von dem Gerta Peters vor allem in Erinnerung ist, dass er eine blankpolierte Glatze hatte und zu einer Zeit, als Männer im Freien stets Hut oder Mütze trugen, winters wie sommers barhäuptig unterwegs war.

Ferien, Erholungsurlaub, Bildung und Zeitvertreib

Die großen Ferien verbrachte die Familie von 1921 bis etwa 1932 fast jedes Jahr bei den Verwandten auf dem **Abstäber Hof**. Mit Pferden, Kühen, Ziegen, Schafen, Schweinen, Wiesen, Feldern, Obstgärten und Wäldern haben die Kinder die Ferien als Abenteuerurlaub erlebt und später immer davon geschwärmt. Als die Töchter größer waren, gingen sie auch zu den Tanzveranstaltungen im Dorf, immer zu zweit, versteht sich. Später, als die Kinder selbständiger oder aus dem Haus waren, machten die Großeltern gelegentlich Erholungsurlaub im Schwarzwald oder in Bergzabern, einem kleinen Luftkurort in der Südpfalz.

In Saarbrücken waren die schon erwähnten **Bruchwiesen** der Indianerspielplatz aller Fritze- und Nachbarskinder. Fußball konnte man auf der Halbergstraße spielen, die wenigen Autos störten nicht, sondern waren nur eine interes-

---

habe in der Straßenbahn mit einigen Berufskolleginnen beschlossen, dass eine Lohnerhöhung angemessen sei, worauf meine Großmutter nur erwidern konnte, wenn das der allgemeine Beschluss sei, müsse sie die zehn Pfennige wohl bezahlen.

sante Abwechslung. Gerta Peters erinnert sich, dass sie als einziges Mädchen bei dem Straßenfußball mitmachen durfte, teils als Torwart, teils als Mittelstürmer. Sie erinnert sich auch, dass bisweilen ein fliegender Händler vorbeikam, der seine Ware mit dem Spruch „Marmelade, Marmelade, die beste Schmier im ganzen Staate“ anpries. Und wenn die Scherenschleifer mit ihren einrädrigen Karren auftauchten, sausten die Kinder die Treppe hinauf, um Messer und Scheren zu holen.

In der Wohnung haben die Kinder, wie Gerta Peters sich erinnert, in der Diele oft **Theaterstücke** aufgeführt. Gerta war die Prinzessin, Ruth der Prinz, Kurt ihr gemeinsames Kind - oder so ähnlich. Die Großmutter hat nicht mitgespielt, aber eifrig bei den Kostümen und Bühnenbildern mitgewirkt, Großvater übernahm die Rolle des Publikums. Später, als die jungen Damen zur Tanzstunde gingen, gab es ein **Grammophon** und in der Diele wurde mit und ohne Herren getanzt oder wenigstens für den nächsten Tanzstundenball geübt. Sonst spielte Musik keine große Rolle in der Familie Fritze.[2564]

Gelesen wurde viel. Ein Teil der **Bibliothek** ist wohl 1944 bei der Ausbombung verloren gegangen, aber der Bücherschrank war auch später noch gut gefüllt, wie sich aus einer Bücherliste meiner Großmutter ergibt, die etwa aus dem Jahr 1960 stammt.[2565] Wenigstens eine Tageszeitung, die „Saarbrücker Zeitung“, hatte die Familie immer abonniert, und ab 1934 gab es ein Radio, den im August 1933 auf der Berliner Funkausstellung erstmals vorgestellten „**Volksempfänger**“, der mit 76 RM weniger als ein Drittel der bis dahin üblichen Rundfunkgeräte kostete.

Sport wurde in der Schule getrieben und in der „**Rudergesellschaft Undine von 1925**“, deren Clubhaus nicht weit von der Halbergstraße entfernt lag (und heute noch liegt.) Ob das Rudern für die jungen Damen wichtiger war als die Sommerfeste und Faschingsbälle des Vereins, kann ich nicht sagen, gute Erinnerungen hatten sie an beides. 1933/34 traten die Mädchen nach und nach in den **BDM** ein[2566], der in Saarbrücken bis 1935 aber nicht mehr als eine unter vielen Jugendorganisationen war, und ihr Bruder Kurt war zur gleichen Zeit im **Nerother Wandervogel**, den die Nazis in Deutschland damals schon verboten hatten.

[2564] Vgl. zur Musikalität unserer Familie meine Anmerkungen zum 29.11.1932.

[2565] Ich habe die Bücherliste auszugsweise abgeschrieben. Vgl. im Anhang Nr. 3.08 „Der Bücherschrank meiner Großeltern“

[2566] In der Familie wurde immer erzählt, Ruth Fritze sei das erste aktive BDM-Mitglied unter den Fritze-Töchtern gewesen, weshalb ihr Vater die Mittagspause im Büro einmal genutzt habe, um sich zu vergewissern, dass seine Tochter dort gut aufgehoben sei. Auf der BDM-Dienststelle war das Vorzimmer allerdings unbesetzt, weshalb er, nach kurzem Klopfen, vorsichtig die Tür zum Chefzimmer öffnete und beobachten konnte, wie seine Tochter Ruth und die oberste BDM-Führerin von Saarbrücken mit großem Ernst bemüht waren, ihre Fahrtenmesser so in den Holzfußboden zu werfen, dass sie steckenblieben. Da schloß er die Tür wieder und überließ seine Tochter dem BDM und dessen merkwürdigem, moralisch aber offensichtlich unbedenklichen Tun. Über Ruth Fritzes frühe Jahre im BDM weiß ich sonst nur, dass in der Familie immer mit einer gewissen Heiterkeit berichtet wurde, sie sei am liebsten in genagelten Wanderstiefeln, mit breitem Lederkoppel und Fahrtenmesser aufgetreten. Dass sie sogar ein Fahrtenbeilchen im Koppel getragen haben soll, ist vielleicht (aber nur vielleicht) eine Erfindung von Carl Karner.

Die Familie ging wenigestens an allen kirchlichen und familiären Feiertagen zur **Kirche**, der Großvater nahm auch an den Kirchenwahlen teil[2567] und war Mitglied des Berufsverbandes der Knappschaftsbeamten, sonstigen politischen Organisationen oder Parteien scheint aber niemand angehört zu haben bis Albert Fritze und seine Tochter Elsbeth 1936, und seine Tochter Ruth 1939, der **NSDAP** beigetreten sind.

Der Erste Weltkrieg und die Weltwirtschaftskrise

Den Ersten Weltkrieg und die schwierige Zeit danach scheint die Familie Fritze ganz gut überstanden zu haben. Der Großvater wurde nicht eingezogen, niemand aus der engeren Familie ist gefallen, und Saarbrücken blieb trotz der Nähe zur deutsch-französischen Grenze von direkten Kriegseinwirkungen verschont. Während der Hungersnot im berüchtigten „**Kohlrübenwinter**“ **1916/17** ging der Großvater auf Hamsterfahrt, hat davon später auch gelegentlich erzählt, aber sonst spielte der Erste Weltkrieg in den Familienlegenden keine Rolle. Danach wurde das Saarland bis 1935 von einer Völkerbundskommission regiert und die Gruben gehörten dem französischen Staat, aber die Knappschaft arbeitete weiterhin im wesentlichen nach deutschem Recht und größere Schwierigkeiten scheint es dabei nicht gegeben zu haben. Dank der Völkerbundsverwaltung blieben dem Saarland die blutigen Unruhen der Weimarer Republik erspart, und dank des wirtschaftlichen Anschlusses an Frankreich wirkte sich die Weltwirtschaftskrise nicht ganz so verheerend aus wie in Deutschland. Alle Kinder der Familie Fritze hatten diese Zeit immer als glücklich und unbeschwert in Erinnerung.

Die späten Jahre

Seit meine Großeltern im Oktober 1944 ausgebombt worden waren, lebten sie in Kirkel, anfangs in einer Notunterkunft, später in einer Neubauwohnung. Als ich die Eintragungen im Ausgabenbuch[2568] meiner Großmutter aus dem Jahr 1963 durchgesehen und abgeschrieben habe, war das wie ein letzter Blick in den friedlich bescheidene Haushalt meiner alten Großeltern. Die Großmutter war damals 79, der Großvater 81 Jahre alt.

Die Großmutter führte ihren Haushalt bis zu ihrem Tod 1967 selbständig, ein Mal in der Woche kam **Frau Hahn** vorbei, die Putzfrau, sonst half gelegentlich die Nachbarschaft aus, und die große Wäsche wurde von einer Wäscherei aus St. Ingbert besorgt. **Liesel und Ernst Mackert**, die Hausbesitzer, die im gleichen Haus wohnten, sind eingesprungen wenn es Not tat.

So lange sie gut zu Fuß waren, machten meine Großeltern lange Waldspaziergänge[2569], brachten gelegentlich **Pilze** und **Beeren** nach Hause oder kehrten

---

2567 Vgl. Brief vom 29.11.1932

2568 Vgl. im Anhang Nr. 3.07 „Die Ausgabenbücher meiner Großmutter“

2569 Außer der Liebe zu Gottes freier Natur hatten die Spaziergänge auch einen medizinischen Grund. Weil die Großmutter im Alter Probleme mit den Beinen hatte - von „Krampfadern“ war die Rede - empfahl der Arzt täglich einen zweistündigen Spaziergang und der Großvater achtete darauf, dass er so regelmäßig wie möglich absolviert wurde.

unterwegs auf ein Glas Wein bei „**Herzog's Lottchen**" ein. Später reichten der Haushalt, die große Kirkeler Verwandtschaft, die Nachbarschaft und der Kontakt zu den Kindern und Enkeln für ein Leben, das heiter und unbeschwert gewesen wäre, wenn nicht ein allgegenwärtiger Schatten über ihm gelegen hätte: der frühe Tod ihrer Schwiegersöhne Ed Berwanger (1940), Heinz Peters (1954) und Werner Reißmann (1963), sowie, vor allem, ihrer geliebten Tochter Martha (1962).

Großvater werkelte im Garten, räumte unermüdlich den Keller auf und um, ging einkaufen, las ausführlich die Frankfurter Allgemeine Zeitung und hörte regelmäßig die Mittagsnachrichten. (Kinder und Enkel hatten derweil den Mund zu halten: „Seid still, der Großvater hört die Nachrichten !") Großmutter besorgte den Haushalt, las das Lokalblättchen, den Kirchenboten oder illustrierte Zeitschriften, schrieb Briefe an Kinder und Enkelkinder und führte, akribisch wie je, das Ausgabenbuch.

Auf Betreiben ihrer Kinder hatten die Großeltern sich recht spät ein **Telephon** und noch später ein **Fernsehgerät** angeschafft, aber bei dem Telephonieren hielten sie es mit der alte Devise „Fasse Dich kurz", sodass die Gespräche selten über Mitteilungen im Telegrammstil hinausgingen, und das Fernsehen hat sie nicht mehr interessiert.

Einmal in der Woche ging der Großvater zum Skatspielen in die „**Weinstub**"[2570] und gelegentlich auf ein Bier „**zum Geith**", meistens mit Herrn Schäfer (dem im gleichen Hause wohnenden Vater von Frau Mackert,) der neben dem hageren Großvater klein und rundlich wirkte. Wenn Frau Mackert abends besorgt nach den alten Herren Ausschau hielt, meldete sie bisweilen erleichtert, „**der Hase und der Igel**" kämen schon „angewackelt".

Sonntags gingen die Großeltern zum Mittagessen in eines der Kirkeler Gasthäuser oder fuhren gelegentlich nach St. Ingbert zu Berwangers. Höhepunkte im familiären Jahreskalender war weiterhin der Geburtstag der Großmutter am 1. Mai. Bevor die Enkel in alle Welt zerstreut waren, war Anwesenheit Pflicht, aber 1963 war die Runde schon recht klein geworden: nur Carl und Michaela Karner, Elsbeth und Gunter Berwanger sowie Werner, Ruth und Ivo Reißmann sind im „Ausgabenbuch" noch als Teilnehmer am geburtstäglichen Mittagessen verzeichnet.

So lebten sie miteinander bis meine Großmutter 1967, kurz vor ihrem 83. Geburtstag, in das Knappschaftskrankenhaus St. Ingbert eingeliefert wurde und nach wenigen Tagen starb. Mein Großvater lebte danach bei seiner Tochter Elsbeth Berwanger in St. Ingbert, Gartenstr. 108, wo er langsam in seinem Ohrensessel verdämmerte und mit 88 Jahren nach ein paar Tagen Unpässlichkeit vormittags in seinem Bett eingeschlafen ist. **Frau Bahlke**, die ihn betreute während meine Mutter Schuldienst hatte, war bei ihm.

Am besten in Erinnerung geblieben ist mir der liebe- und respektvolle Umgang meiner Großeltern miteinander, die Fürsorglichkeit und Höflichkeit des Groß-

---

[2570] Die Weinstub (d. h. die „Pils- und Weinstube Strohmeier", Kaiserstraße 79) ist ebenso verschwunden wie „Herzog's Lottchen" am Burgberg, nur „den Geith" gibt es noch.

vaters gegenüber seiner Frau. Als er schon fast alles vergessen hatte, hat er manchmal vom Ohrensessel aus einen Blick auf das neben ihm an der Wand hängende Bild seiner Frau geworfen und gesagt: „Das ist die Emilie. Die ist vor mir gestorben. Das habe ich mir immer gewünscht. Ich wollte nicht, dass sie ganz alleine auf der Welt zurückbleibt“.

2.02*

Biographische Anmerkungen

Elsbeth Berwanger, geb. Fritze
1913 - 2003

Meine Mutter Elsbeth Berwanger geb. Fritze ist die Hauptperson in den vorliegenden Abschriften, von ihren Kinderbriefen aus dem Jahr 1925[2571] bis zu meiner Rede bei ihrer Beisetzung im Jahr 2003. Ich will hier nur noch einige Daten und Ereignisse aus ihren frühen und späten Jahren nachtragen, die in den Aufzeichnungen nicht oder nur beiläufig erwähnt wurden.

Aufgewachsen ist sie in den bescheidenen, aber sicheren Verhältnissen eines Beamtenhaushaltes, und hat, wie später ihre Schwestern Martha und Ruth, die Städtische Cecilienschule in der Schmollerstr. 8-10, besucht, die in fußläufiger Entfernung von der elterlichen Wohnung lag. Die ersten vier Klassen der Cecilienschule waren die „Übungsschule“ eines benachbarten Lehrerseminars, weshalb meine Mutter oft erzählt hat, der Unterricht sei besonders „modern“ gewesen. Im übrigen war die Cecilienschule eine **typische Reformschule** im Übergang zur gleichwertigen Schulbildung von Jungen und Mädchen. Einerseits wollte man den Mädchen mehr bieten als die „klassische“ Kombination von Schule und Haushaltskursen, andererseits konnte man sich nicht freimachen von der Vorstellung, dass ihre schulische Ausbildung sie auch auf ihre künftige Rolle als Hausfrau und Mutter vorbereiten sollte. Das entsprach offensichtlich anfangs auch den Vorstellungen meiner Großeltern, denn erst Gerta, die jüngste Tochter, ging nach Volksschule auf ein Lyzeum und hat als einzige in der Familie die Universitätsreife erlangt.

Der Kern der Cecilienschule war eine „Städtische Mädchenmittelschule“, an die eine „Hausfrauenschule“, ein „Kindergärtnerinnen-Seminar“, ein „Hauswirtschafts-Seminar“ und ein „Handarbeitsseminar“ angegliedert waren, in denen man auch die Qualifikation als Lehrerin in den jeweiligen Fächern erwerben konnte. Die Mittelschule hat Elsbeth Fritze 1928 mit guten, aber nicht überragenden Zeugnissen abgeschlossen. Die Schule hatte den damals üblichen Fächerkanon, zu dem neben einigen Jahre Französisch- und Englischunterricht auch Schönschreiben und Handarbeit gehörten, dank der Schulaufsicht durch den Völkerbund blieb den saarländischen Schülern aber der in Deutschland weit verbreitete chauvinistische Geschichtsunterricht erspart.

Danach hat sie jeweils ein Jahr die „Hausfrauenschule“, ein „Gartenbaupraktikum“, das „Hauswirtschaftsseminar“ und das „Handarbeitsseminar“ besucht und bis 1932 die Befähigung erworben, in **„Volks-, Mittel- und höheren Mädchenschulen“ Hauswirtschaftskunde, Gartenbau** und **Handarbeit zu unterrichten**. Anschließend absolviert sie in Wiesbaden ein Jahr lang den „Lehrgang zur Ausbildung von Turn- und Sportlehrerinnen“ und erwirbt im März 1933 auch noch „die Befähigung zur Anstellung als **Turn- und Sportlehrerin**“.[2572]

2571 Vgl. Anhang 3.01: „1925 - Kinderbriefe aus Wittensee“

2572 Das „Sportlehrerinnenseminar“, das 1927 am „Städt. Oberlyzeum mit Frauenschule“ in Wiesbaden eingeführt worden war, hatte eine nach damaligen Maßstäben so moderne und reformpädagogische Orientierung, dass die Nazis es im Frühjahr 1933 geschlossen

Das war kein gutes Jahr für Berufsanfängerinnen. Die weltweite Wirtschaftskrise hatte auch das Saargebiet nicht verschont, weshalb Elsbeth Fritze nach ihrem Examen zehn Monate lang ohne Anstellung und Einkommen blieb.[2573] Ein Ausweg waren die NS-Massenorganisationen, die damals händeringend qualifiziertes Personal suchten[2574], der „Bund Deutscher Mädel“ (BDM) insbesondere junge Frauen, „die durch Beruf und Ausbildung für pädagogische Aufgaben professionell vorbereitet waren“, und so wurde Elsbeth Fritze, vorerst ehrenamtlich und allenfalls mit Tagegeld und Aufwandsentschädigung entlohnt, am 15. Januar 1934 „**Sportreferentin für den BDM-Untergau Ost** [des Saargebietes]“, und ist dem BDM am 1.2.1934 auch formell beigetreten.[2575]

Meine Mutter, die immer auf soziale Sicherheit bedacht war, wäre sicher lieber als beamtete Lehrerin in den Schuldienst gegangen, aber der BDM war eine interessante Alternative, denn er machte - um noch einmal Ulrich Wehler zu zitieren - Frauen „**mit dem aktiven, sportlichen, selbstbewussten, auf Berufsbewährung drängenden BDM-Mädel**“ ein Rollenangebot, das,„weit entfernt war von den älteren Klischees permanenter weiblicher Unterordnung“ und von den Töchtern des bürgerlichen Mittelstandes „als **durchaus modern** empfunden und bereitwillig akzeptiert werden konnte.“[2576] Die „Modernität“ des BDM-Mädels stand allerdings von Anfang an im Widerspruch zu der „**neuen Sittlichkeit**“, die offiziell eines der Hauptmerkmal des BDM sein sollte. Sie verlangte Abstinenz nicht nur von Nikotin und Alkohol, sondern auch in der Sexualität („Rein bleiben und reif werden“), was die jungen Damen unangenehm an die „altmodischen“ Erziehungsziele ihrer Eltern erinnert haben dürfte. Wie wir am Beispiel der Fritze-Töchter gesehen haben, konnten auch der BDM den säkularen Trend zu „Drugs and Sex and Rock’n’Roll“ nicht aufhalten. (Immerhin hat meine Mutter, als einzige der Fritze-Töchter, wenigstens nie geraucht!)

Die mit der Position einer „Sportreferentin“ üblicherweise verbundene Festanstellung ließ bei Elsbeth Fritze auf sich warten, weil die NS-Organisationen im

---

haben. Die pädagogische Konzeption stammte von Rosemarie Pallat, die später an der für ihre progressive Haltung bekannten Pädagogischen Akademie in Halle arbeitete, zusammen mit ihrem Ehemann Adolf Reichwein (1898-1944), einem bis heute bekannten Reformpädagogen, der später zur Widerstandsgruppen des „Kreisauer Kreises“ gehörte und deshalb nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und ermordet wurde.

2573 Um die Zeit halbwegs sinnvoll auszufüllen, hat sie bis Ende 1933 vier jeweils acht- bis zehnwöchige unbezahlte Praktika absolviert. Nach den im Nachlass befindlichen „Bescheinigungen über praktische Tätigkeit“ war sie in einer Damenschneiderei Mayer, im Evangelischen Krankenhaus erst in der Krankenpflege, dann in der Hauswirtschaft, und bei einer „Kunstgewerblichen Werkstatt“ tätig.

2574 Vor 1933 war die Mitgliederzahl und Bedeutung des BDM so gering, „daß er nicht einmal im ‚Nationalsozialistischen Jugendkalender’ für 1932 erwähnt wurde“ (Martin Klaus), 1934 hatte er 1,3 Millionen, 1937 2,7 Millionen und 1939 3,4 Millionen Mitglieder - und brauchte deshalb neben den ehrenamtlichen auch Tausende von hauptberuflichen „Führerinnen“.

2575 Ihren BDM-Ausweis vom 1.2.1934 hat ihre Schwester Martha Fritze als „Führerin der Mädelgruppe St. Johann“ unterschrieben.

2576 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 4. Band. S. 759

Saargebiet finanziell nicht ganz so großzügig ausgestattet waren wie in Deutschland, aber im Dezember 1934 wurde sie bei dem Gau Westmark endlich angestellt und bekam ihr erstes Gehalt von 90 Reichsmark.[2577] Nach der Rückgliederung der Saar wurde der Gau reorganisiert und Elsbeth Fritze arbeitete in **Neustadt** an der Weinstraße, dem Sitz der Gauleitung, ab dem 1.4.1935 in der Dienststellung, d. h. der Funktion, einer **Obergaujungmädel-führerin**, während der entsprechende Dienstrang samt höherem Gehalt noch eine Weile auf sich warten ließ.

Sie wohnte während ihrer gesamten BDM-Zeit in Neustadt zur Untermiete bei den „**Fräuleins Weber**" in der Goethestr. 11. **Ruth Fritze**, die ab 1936 durch Vermittlung ihrer Schwester als „Referentin", d. h. Sachbearbeiterin, ebenfalls bei dem BDM gearbeitet hat, teilte in Neustadt das Zimmer mit ihrer Schwester Elsbeth.

Was Elsbeth Fritze bei ihrem Eintritt in den BDM über die „nationalsozialistische Weltanschauung" gewusst hat, ergibt sich aus dem Nachlass nicht. Ihre erste Nazi-Veranstaltung hatte sie, wie oben erwähnt, am 28.10.1932 in Wiesbaden besucht und ihren Eltern darüber berichtet: „Heute Abend gehen wir, Grete und ich, zur **Nazi-Wahlversammlung**. Else ist ‚Anti'. Ihr müßt aber nicht denken, daß ich etwa Nazi wäre, keinesfalls, es ist nur allgemeines Interesse, das mich hinbringt." Nichts im Nachlass oder in der mündlichen Familienüberlieferung spricht dafür, dass sie danach und bis zu ihrem Eintritt in den BDM mehr über die Nazis und ihre „Weltanschauung" erfahren hat als das, was in den von Goebbels kontrollierten deutschen Tageszeitungen stand. Sie kam, mit anderen Worten, wie die meisten BDM-Führerinnen der „Aufbauzeit", zum BDM ohne eigene BDM-Sozialisation und mit allenfalls marginaler Kenntnis der NS-Ideologie.[2578]

Die „Gauleitung Saarpfalz" hat der 22-jährigen „technischen Lehrerin" Elsbeth Fritze, (die an einer normalen Schule nicht einmal „Heimatkunde" hätte unter-richten dürfen,) trotzdem nach nur anderthalbjähriger BDM-Zugehörigkeit mit der Ernennung zur Obergaujungmädelführerin auch die Verantwortung für die „**körperliche und geistige Erziehung im nationalsozialistischen Sinn**" von anfangs **30.000, später 50.000 zehn- bis vierzehnjährigen Mädchen** über-tragen. Das sagt mehr über die Gauleitung als über meine Mutter. Der „Dozen-tenstab", mit dem sie diese Massenindoktrination bewältigen sollte, bestand aus Jungmädelführerinnen, die noch jünger und ahnungsloser waren als sie selbst.[2579]

2577 Vgl. Eintrag im Jahreskalender am 22.1.1935.

2578 Aus dem Blickwinkel der Nachgeborenen übersieht man leicht, dass wir unsere Kenntnisse über die frühen Jahre der NS-Zeit aus der Sekundärliteratur beziehen, die ihrerseits den voll entfalteten NS-Horror im Blick hat, der damals noch in der fernen Zukunft lag. Wenn man probehalber versucht, aus den kanonischen NS-Originaltexten und der zeitgenössischen deutschen Presse (ohne Lesehilfen und Kommentare) ein Bild von den Grundlagen und Zielen der NS-Politik zu gewinnen, tut man sich erstaunlich schwer. Allenfalls der schlechte Stil, die krude Logik und das absurde Geschichtsbild springen ins Auge, und da weiß man nie, was populistisches Gedöns und was ernst gemeint ist.

2579 Der BDM konnte den Mangel an berufserfahrenem Personal nie beheben, weil alle „Führerinnen" bei Heirat aus dem BDM ausscheiden mussten und der BDM-Dienst

Die Reichsjugendführung hat versucht, das nationalsozialistische Bildungsdefizit ihrer HJ- und BDM-Führer durch schriftliche Anleitungen zur inhaltlichen Gestaltung von Heimabenden u.s.w. zu kompensieren, aber diese Texte waren formal und intellektuell so anspruchslos, dass man sie nur nachbeten, nicht aber argumentativ vertreten konnte.[2580] Kurzum: Ich weiß nicht, wie meine Mutter ihrer Aufgabe der „geistigen Erziehung im nationalsozialistischen Sinn" gerecht geworden sein könnte, ich weiß nur aus ihrem Terminkalender, dass sie hektisch von Zeltlager zu Zeltlager, Sportfest zu Sportfest und Kurzschulung zu Kurzschulung gehetzt ist. Aus autobiographischen Aufzeichnungen ehemaliger BDM-Mädel wissen wir außerdem, dass sie sich gerne an Völkerball, Zeltlager, Wanderungen und Volksliedersingen erinnern, aber ungerne an die ständigen Fahnenappelle und langweiligen Schulungen. Ich fürchte, der BDM war im täglichen Betrieb kaum mehr als ein umtriebiger Freizeitverein, weit entfernt von der „weltanschaulich gefestigten Jugendarmee Hitlers", die bei Feierstunden gerne beschworen wurde.

Die **Führergläubigkeit** ihrer Zeit und ihres Milieus hat Elsbeth Fritze allerdings geteilt, und sich sogar eine Weile mit jugendlichem Ernst darum bemüht, die NS-Klassiker (Hitlers „Mein Kampf", Rosenbergs „Dunkelmänner" u.ä.) zu studieren. Im ersten Halbjahr 1936 hat sie wohl den Höhepunkt ihres „**NS-Selbststudiums**" erreicht (vgl. Brief vom 6.7.1936) und ist am 1.6.1936 auch in die NSDAP eingetreten (Mitgliedsnummer 6.933.446). Dass Ed Berwanger schon seit August 1933 Parteimitglied war, hat sie vermutlich in diesem Entschluss bestärkt, wenn sie ihre eigene **Parteimitgliedschaft** nicht sogar als eine Frage der Gleichberechtigung angesehen hat. (Zutrauen würde ich das meiner selbstbewussten Mutter.) Nachdem sie sich am 1.8.1936 verlobt hatte, ist in ihren Briefen viel von Hochzeit, Wohnungssuche und Möbelkauf die Rede, und immer weniger vom Nationalsozialismus und der tieferen Bedeutung Hitlerscher Sentenzen.

Wie meine Mutter später, als der Lug, Betrug und Horror der Nazizeit Allgemeinwissen geworden war, über die BDM-Zeit und ihre jugendliche Führergläubigkeit gedacht hat, kann ich nicht sicher sagen. Sie hat nur selten und beiläufig davon gesprochen, ich habe sie aber auch nie ernsthaft danach ge-

---

deshalb in der Regel nicht mehr als eine Übergangszeit zwischen Schule und Hochzeit war. (Elsbeth Fritzes BDM-Jahreskalender ist voll von Abschiedsfeiern „wegen Heirat". Vgl. auch den Brief vom 2.10.1936.) Dass der BDM, der alle deutschen Mädchen auf „ihren Beruf und ihre Berufung" als Ehefrauen, Hausfrauen und Mütter vorbereiten sollte, wegen des „BDM-Zölibats" ausschließlich von unverheiratet kinderlosen Frauen geleitet wurde, die noch nie einen Familienhaushalt geführt hatten, sei nur am Rande als eine der vielen NS-Absurditäten vermerkt.

[2580] An der Freien Universität haben wir in einem Seminar über die „politische Indoktrination in Jugendverbänden, dargestellt am Beispiel des Schulungsmaterials von HJ und FDJ" eine Inhaltsanalyse solcher Texte versucht. (Die FDJ, d. h. die Freie Deutsche Jugend, war die Staatsjugend der DDR.) Wir kamen zu dem Ergebnis, dass beide Organisationen die explizite Intention hatten, in den Köpfen ihrer Schutzbefohlenen ein klares Feindbild und eine dichte Gruppenidentität mit aggressivem Potential aufzubauen, bei der Umsetzung ihrer Intention aber nie über die Propagierung von Parolen ohne substantiellen Beleg hinausgekommen sind. Zumindest bei den Nazis war das Absicht, denn „Schulung wurde im BDM nicht als Frage rationaler Einsichten verstanden, sondern war mehr eine Formung gläubigen Vertrauens in die Richtigkeit der nationalsozialistischen Werte und Prinzipien". (Martin Klaus)

fragt. Ich vermute, dass sie es rückblickend peinlich und beschämend fand, dass sie und andere vernünftige Leute mit guten Manieren auf das banale Nazi-Gebräu aus Prunksucht, Heilsversprechungen, Aktionismus, Massenhysterie und schlechten Manieren hereingefallen sind. Dass ein deutsches Staatsoberhaupt einen Weltkrieg vom Zaun brechen und den Massenmord an Millionen unschuldiger Menschen befehlen könnte, lag vor dem Krieg außerhalb ihrer Vorstellungskraft, und im Krieg wollte sie es nicht glauben. Nach dem Krieg hat sie sich gelegentlich, auch innerhalb der Familie, nostalgische oder gar apologetische Bemerkungen über die Nazi-Zeit knapp, aber unmissverständlich verbeten. (Das konnte sie gut und ich kenne niemanden, der dann nicht das Thema gewechselt hätte.) Von einem „gemütlichen Treffen" ehemaliger BDM-Kolleginnen, zu dem **Else Stork**, ihrer frühere Chefin, in den 1950er Jahren eingeladen hatte, berichtete sie nach ihrer Rückkehr, die Gastgeberin sei „völlig verrückt geworden" und habe von der „guten alten Zeit" gesprochen. Es war das erste und letzte Treffen dieser Art, das sie besucht hat.

Ihre Jahre nach dem Krieg habe ich vorne angedeutet und dabei auch die **Reisen** erwähnt, die sie unternommen hat sobald die Söhne aus dem Haus waren und erst recht nach dem Beginn ihres Ruhestandes 1973. Sie hat sich auf diese Reisen immer sorgfältig vorbereitet, unterwegs Notizen gemacht und oft etwas zum Nachlesen nach Hause gebracht. Mein Bruder Gunter hat (nach den Fotos und Negativen im Nachlass) eine Aufstellung der Reisen gemacht, die ich zwar durch einige Einträge in Ausweisen und Pässen ergänzen konnte, die aber bei weitem nicht vollständig ist. Es ist trotzdem eine lange Liste geworden, die ich hier in Kurzfassung wiedergeben will, weil sie etwas über die Weltneugierde und den Unternehmungsgeist meiner Mutter sagt.

Die ersten, jeweils dreiwöchigen Reisen haben wir - meine Mutter und ihre drei Söhne - während der großen Ferien **auf dem Fahrrad** gemacht, 1952 an den Bodensee und 1953 nach Franken.[2581] Ihre späteren Reisen führten sie im Sommer 1968 nach Cuxhaven, zu Ostern 1971 nach Portoroz an der slowenischen Adriaküste, im Juli 1972 nach Kenia, wo sie mich für einige Wochen besucht hat und wir größere Reisen über Land unternommen haben, im April 1974 nach Bath zu ihren Freunden Jean und Mac McMaster, im Oktober 1974 nach Meran, 1975 im April nach Platja de Aro an der Costa Brava und im Sommer nach Moskau.[2582]

[2581] Nach dem Jugendherbergsausweis meiner Mutter haben wir 1952 in den Jugendherbergen Strasbourg - Schnockeloch, Singen, Freiburg, Ortenberg, Ettlingen und Dahn, und 1953 in den Jugendherbergen Heilbronn, Hall, Creglingen, Würzburg, Tauberbischofsheim, Würzburg, Miltenberg, Heppenheim und Speyer übernachtet, die Liste ist nach meiner Erinnerung aber nicht vollständig. Außerdem haben wir wenigstens am Titisee und am Bodensee gezeltet und 1953 hat uns unsere Tante Ruth Reißmann mit dem VW-Käfer in Bamberg abgeholt und für ein paar Tage in Neustadt beherbergt.

[2582] Die Moskau-Reise hat sie mit einer saarländischen Gewerkschaft gemacht, weshalb die Reisegesellschaft auch zu einem Vortrag in die Zentrale der russischen Gewerkschaft in Moskau eingeladen wurde. Bei dieser Gelegenheit hat meine Mutter, wie ihre Söhne spotteten, „Geschichte gemacht". Als nach dem Vortrag Fragen gestellt werden durften, hat sie sich erkundigt, wie es in der Sowjetunion mit dem Streikrecht stehe. Diese Frage hatte in der sowjetischen Gewerkschaftszentrale seit fünfzig Jahren niemand mehr gestellt.

1976 war sie im Frühjahr in Bordighera, Italien, und im September habe ich mit ihr eine fast dreiwöchige Fahrt quer durch Deutschland bis Kopenhagen gemacht, im Oktober war sie in Mallorca. 1977 hat sie im Januar meinen Bruder Gunter in Oman besucht, der dort eine Weile die Camp-Schule einer deutschen Baufirma geleitet hat, und im Juli machte sie eine Kreuzfahrt auf der Ostsee, bei der sie wenigstens in Kopenhagen, Gdynia (Gdingen, Polen), Vaasa (Finnland) und Leningrad an Land gegangen ist. 1978 war sie im Mai im Elsass, im August wieder einmal in Bath und im Herbst habe ich mit ihr eine Reise nach Paris unternommen, wo wir unter anderem das Centre Pompidou, den Louvre und mein Stammlokal „Deux Magots“ besucht haben.

1979 hat sie im Mai Michaela Renfordt in Singapur besucht, bevor sie weiterfuhr nach Malaysia, Hongkong und einige andere Orte in China, im September war sie am Comer See, 1980 war sie im April an der Loire und in der Bretagne, 1981 im Mai/Juni in Luxemburg, im Juli in Südfrankreich und im Herbst in Budapest. 1982 war sie wieder in Bath, im April 1983 machte sie mit Verwandten ihrer mütterlichen Familie eine Reise nach Dresden und vor allem nach Erfurt, um die Geburtsstadt ihrer Mutter Emilie geb. Ries zu besuchen, 1983 im Herbst war sie in Tirol und auf der Zugspitze, und danach in Wiesbaden, um mit ihren Klassenkameradinnen aus dem Sportseminar das 50-jährige Jubiläum des Examens zu feiern. Im September 1984 war sie in Moskau, Kiew und Leningrad, 1985 im April/Mai in der Provence, im Juli/August wieder in Bath, im September in Indien und danach noch in der Toskana.

Auf der Liste fehlten wenigstens eine lange Reise nach Mexiko, und die zahllosen Besuche bei ihren Söhnen, Geschwistern und sonstigen Verwandten und Freunden in Deutschland. **Ihre letzte Reise** hat sie 1998 im Alter von 87 Jahren gemacht. Mein Bruder Gerhart hat dazu im Gästebuch der Familie Berwanger notiert:

> „Zum Weihnachtsfest 1998 hatte ich das große Glück, meine liebe Mutter, meine beiden Brüder Dietrich und Gunter, Gunters Söhne Mattias und Kristian, meine drei Kinder, Gudrun mit ihrem Mann Mike und meinem Enkelkind Lea, Ulrike mit Willi und Peter, und meine liebe Irmtraud in meinem neuerworbenen Haus in Bielefeld Sennestadt bei mir zu haben. Dietrich hatte es unternommen, unsere Mutter bei der Bahnfahrt nach Bielefeld zu begleiten und ich habe sie gestern mit dem Auto zurückgebracht in die gemütliche Wohnung in der Hildegardstraße. Es war für uns alle ein sehr schönes Weihnachtsfests. 29.12.1998, Gerhart“

Sie hat, mit anderen Worten, auch im Alter ein interessantes und aktives Leben geführt. Sie hat viel gelesen, oft an Exkursion des „Historischen Vereins des Saarlandes“ teilgenommen, einige Jahre lang ein Theaterabonnement in Saarbrücken gehabt und sich regelmäßig mit den „Mädchen aus ihrer Klasse“ von der Cecilienschule getroffen. Es war oft ein sehr einsames Leben. Zum Abschluss will ich aus einem Brief zitieren, den ich im Nachlass gefunden habe bei all den anderen Briefen, die meine Mutter in den Jahren von 1936 bis 1940 an meinen Vater geschrieben hatte:

1974, Donnerstag vor Pfingsten, spät abends

Mein geliebter Ed,

diesen so sinnlosen Brief schreibe ich in einer völlig verzweifelten Verfassung, in der mir zum ersten Mal so recht klar wird, wie allein ich sein werde in den vor mir liegenden Jahren meines Lebens, wer weiß, wie viel es noch sein werden!

Unser Kinder, unsere drei Söhne - den jüngsten unseren lieben Gunter durftest Du nie sehen und er hat Dich auch in der frühen Phase seiner Kindheit, an die wir immer eine unbewusste Erinnerung haben, nicht gekannt, der Arme - unsere lieben, geliebten, guten, so gut begabten Kinder leben nun ihr eigene Leben mit ihrem eigenen Schicksal, ihren eigenen Interessen, ihren eigenen Freuden und mit jedem Tag ferner von uns, das heißt ins unserem Falle von mir.

Wie oft schon habe ich gedacht, gerade jetzt müsstest Du bei mir sein, in den schönen Tagen mit den kleinen Kindern, in den schweren Tagen der Krisen in Schule und Studium, dann wieder in den Tagen als ich mit den heranwachsenden Kindern schöne gemeinsame Ferien und viele schöne Tage zu Hause verbrachte, Werktage, Arbeitstage von früh um 6 bis Mitternacht - es waren nicht die schlechtesten.

Ich habe immer wieder Zwiesprache mit Dir gehalten, wenn ich mich entscheiden musste, ob ich die 15, 16, 17-jährigen Buben weggehen lassen konnte zu ihren Ferienfahrten in viele Länder, die ich selbst nicht kannte; ob ich Gerhart ermuntern sollte zum Segelfliegen; immer hast Du mir gefehlt, aber immer war ich doch mit den Kindern zusammen, in unserem gemeinsamen Sinn für sie da.

Es war oft sehr schwer, aber mein Leben hatte doch einen Inhalt, ich konnte unseren Kindern ein vielfältiges reiches Leben ermöglichen in den Jahren ihrer Kindheit und Jugend. Das klingt heute vielleicht - oder sogar sicher - für viele Ohren falsch, denn wir mussten auch vieles entbehren an äußeren Dingen, auf die man heute so viel Wert legt. Ein Spaziergang durch Wald und Feld war ein Erlebnis, nicht eine freundliche Pflichtübung. Ich wünsche so sehr, dass unsere geliebten Kinder mit ihren Familien ein glücklicheres Leben führen können, dass sie alle, Söhne und Schwiegertöchter, gemeinsam ihr Alter erleben. Heute sind unsere Kinder selbständig und brauchen mich allenfalls mal zum Versorgen ihrer Kinder. Wir haben so liebe Enkelkinder!
...
Die Gedanken und die Sorgen um die Kinder habe ich ganz für mich allein, selbst die besten Freunde können einen Ehegefährten da nicht und nie ersetzen, alle stehen sie außerhalb des Kreises.
...
Im allgemeinen bin ich nicht so mutlos, aber heute ist es mal wieder ganz trostlos. Selbst wenn ich einen größeren Spaziergang allein mache, vermisse ich Dich in letzter Zeit so oft. Man sieht alles schöner und besser, wenn man einen Menschen bei sich hat, der die Freude an den Dingen teilt.

Ich höre jetzt auf, es ist mir schon etwas leichter, ich vermisse Dich so

sehr, mein einziger, lieber, lieber Ed.

E.

Geschrieben hat meine Mutter ihren letzten Brief an meinen Vater in der klaren sorgfältigen Schrift, die sie bei wichtigen Briefen immer verwendet hat.

2.03*

Biographische Anmerkungen

Ed Berwanger
1909 - 1940

Aus den Erzählungen meiner Oma Berwanger weiß ich über die Kinder- und Jugendjahre meines Vaters Ed Berwanger kaum mehr, als dass er in langen weißen Hose bei Tunrvorführungen „sehr elegant“ ausgesehen haben soll. Meine Oma war keine begnadete Erzählerin. Aus Erzählungen und Aufzeichnungen meiner Mutter Elsbeth Berwanger, die sich wiederum auf Gespräche mit der Berwangerschen Verwandtschaft stützen, kenne ich ein paar Anekdoten aus seiner Herkunftsfamilie,[2583] über ihn selbst aber eigentlich nur die Geschichte seiner vorehelichen Geburt: Sein katholischer Vater Eduard Berwanger war **Lehrer** an der katholischen Volksschule in **Pirmasens**, seine evangelische Mutter Emma Weiß „**Serviertochter**“ im väterlichen Restaurant **Tivoli**, weshalb der katholische Ortspfarrer, wie es seines Amtes war, die katholisch-protestantische Mischehe der beiden zu hintertreiben versuchte. Die Erteilung der amtlichen **Heiratsgenehmigung**[2584] ließ jedenfall auf sich warten und mein Vater kam am 23.11.1909 auf die Welt, bevor sie erteilt war. Der stolze Vater (mein Großvater) soll am nächsten Morgen im Lehrerzimmer lauthals verkündet haben: „Damit ihr’s grad alle wisst, das Emmachen hat heute Nacht einen Bub bekommen.“ Dann meldete er die Geburt auf dem Standesamt an und ließ sich als Vater eintragen. Geheiratet haben die beiden erst am 20.09.1910, und meine Oma Berwanger berichtete oft und gerne, der „katholische Weihrauch“ hätte sie zwar gestört, sie habe aber immer ihren „schönen großen Berwanger angeguckt und gedacht, in zehn Minuten ist alles vorbei.“ Später fand sie nie die Zeit und Gelegenheit, (was niemanden wunderte, der ihre freundliche Schusseligkeit kannte), meinen Vater über die Umstände seiner Geburt zu informieren, sodass er von seiner vorehelichen Ankunft erst erfuhr, als er die Unterlagen zum eigenen Heiratsaufgebot besorgen musste.

Nach Berichten der Herkunftsfamilie Weiß, die ich in den 1950er Jahre in Pirmasens kennen gelernt habe, wurde mein Großvater wegen der leicht skandalösen Heirat in das pfälzische Örtchen **Lohnsfeld** (damals 550 Einw.)[2585] strafversetzt. 1913 wurde er angeblich noch einmal strafversetzt,

---

2583 Wenn ich den vorliegenden Text abgeschlossen und dann noch Lust und Zeit habe, werde ich vielleicht auch mit Hilfe dieser Notizen einen kurzen (!) Text über die Familie Berwanger schreiben.

2584 Lehrer brauchten damals noch eine Heiratsgenehmigung der Schulbehörde, die unter kirchlicher Aufsicht stand und „Mischehen“ nicht gerne sah. In diesem Zusammenhang habe ich erstmals eine Erklärung für den seltsamen Umstand gefunden, dass mein Vater katholisch, seine Schwester Else aber evangelisch war: In Bayern folgten bei „Mischehen“ nach dem Gesetz die Söhne der Religion des Vaters, die Töchter aber der Religion der Mutter!

2585 Aus dieser Zeit gibt es in den Familienalben ein Foto des Schulhauses mit Lehrerwohnung, an dessen Rand meine Oma „Villa Berwanger“ vermerkt hat. Mein Bruder Gunter und ich haben im Jahr 2008 das Haus (Lohnsfeld, Kaiserstraße 30) gefunden, in dem unser Vater seine allerersten Lebensjahre verbracht hat. Es ist ein sehr stattlicher Bruchsteinbau aus dem Jahr 1905, dessen Giebelgeschoss zu Straßenseite fachwerkverkleidet ist. Im linken Flügel waren vier große Klassenräume, die mittlerweile von der

diesmal in das benachbarte **Feilbingert** (damals 1.200 Einw.), entweder, wenn man meiner Oma glauben darf, weil er sich weigerte, einem Ortspfarrer namens Kolb Küsterdienste zu leisten, oder, wenn man der Version der Familie Weiß folgen will, weil er im Verdacht stand, Sozialdemokrat zu sein. Vielleicht stimmte beides.

Mein Großvater Berwanger wurde schon am 6.8.1914 eingezogen und ist am 12.11.1914 als Unteroffizier bei **Ypern** gefallen.[2586] Nach dem Krieg zog meine Oma Berwanger mit ihren zwei Kindern[2587] in das benachbarte **Münster am Stein**, das damals mit rund 1.600 Einwohnern ein kleines, aber feines Kurstädtchen war. Dort ist mein Vater aufgewachsen, hat die Volksschule und ab 1922 im benachbarten, mit der Straßenbahn leicht zu erreichenden Bad Kreuznach, die **Realschule** besucht, die er 1927 „mit der Reife für die Obersekunda einer Oberrealschule"[2588] verlassen hat, um von 1927 bis 1930 die Staatliche **Lehrerbildungsanstalt** Speyer zu besuchen[2589], nach deren Abschluss am 25.3.1930 er als „zum Übertritt in die Volksschulpraxis für befähigt erklärt" wurde.[2590] Zugleich erhielt er vom Bischof von Speyer die „**Missio Canonica** für den katholischen Religionsunterricht in den Volksschulen der Diözese Speyer", verbunden mit der Ermahnung, das „zeitliche und ewige Heil" der ihm anvertrauten Jugend nicht nur „lehrplanmäßig", sondern auch durch „Wort und Beispiel nach besten Kräften" zu befördern.

Ed Berwanger wurde am 26.4. 1930 „zur Ableistung des Vorbereitungsdienstes

---

Feuerwehr und andern kommunalen Einrichtungen genutzt werden, während im 1. Stock des rechten Flügels die Lehrerwohnung war, die bis in die 1970er Jahre als solche genutzt wurde. Heute hält dort die „Bürgerversammlung" ihre Sitzungen ab.

2586 Vgl. den Anhang Nr. 3.04: „Mein Großvater Eduard Berwanger in Flandern"

2587 Die Kinder waren Eduard (genannt Ed), geb. 1909 in Pirmasens und Elisabeth (genannt Else), geb. 1913 in Feilbingert. Elfriede, geb. 1912 in Lohnsfeld, war schon 1916 gestorben.

2588 In seinem Abschlusszeugnis bekam er in Religion, Linearzeichnen und Turnen die Note „sehr gut", in Erdkunde, Mathematik, Naturbeschreibung, Physik, Freihandzeichnen und Singen „gut", in Deutsch, Englisch und Geschichte „genügend" und in Französisch „mangelhaft". Schulzeugnisse sagen nicht viel über die spätere Qualifikation aus, aber tatsächlich war er später ein guter Sportler und Zeichner, während seine Geschichtskenntnisse und sein literarischer Geschmack bedauerlich gering entwickelt waren.

2589 Es war damals die erklärte Politik der Schulbehörden, gute Schüler aus einfachen Verhältnissen für die Ausbildung zum Volksschullehrer zu gewinnen, weshalb es immer schon zahlreiche Stipendien oder andere finanzielle Beihilfen für den Besuch der Lehrerbildungsanstalten gab, im Falle unseres Vaters möglicherweise auch, weil er der Sohn eines im Krieg gefallenen Lehrers war. Jedenfalls hat meine Oma Berwanger wiederholt erzählt, dass sie ihrem Sohn mit der schmalen Witwenrente keine andere Ausbildung hätte ermöglichen können.

2590 In Speyer wurden laut Abschlusszeugnis fünfzehn Fächern unterrichtet, die alle Unterrichtsthemen einer Volksschule sowie die theoretische und praktische Pädagogik abdeckten. In Religionslehre, Zeichnen und Turnen bekam er eine 1 („hervorragend"), in allen anderen Fächern, darunter Englisch und Französisch, eine 2 („lobenswert") oder 3 („entsprechend"), nur in Musik (wie später seine Söhne im Gymnasium) eine 4 („mangelhaft"). In den Kopfnoten heißt es zurückhaltend, „Fleiß und Strebsamkeit" hätten sich „gegen Ende seiner Ausbildungszeit gesteigert", sein Betragen sei aber „befriedigend".

der Schulamtsbewerber“ nach **St. Ingbert** berufen[2591], stieg planmässig zum „**Aushilfslehrer**“ auf, wurde „im Interesse des Dienstes“ mit Wirkung vom 16.4.1933 an die Volksschule in Ommersheim versetzt, bestand im Juli 1934 „mit genügendem bis gutem Erfolge“ eine „von der zuständigen Kommission vorgenommene Prüfung“, wurde zum 1.8.1934 „**Hilfslehrer**“, mit Wirkung vom 3.6.1935 wieder nach St. Ingbert versetzt, und zum 1. März 1936 „unter Berufung in das Beamtenverhältnis endgültig zum **Lehrer** ernannt“, wobei die Schulverwaltung ihn wissen ließ, sie erwarte, dass er nicht nur seine „Amtspflichten treu erfüllen, ein ehrenhaftes Leben führen und auf Fortbildung bedacht“ sein werde, sondern auch „jederzeit rückhaltlos für den nationalsozialistischen Staat und seine Ziele“ eintrete.

Über seine ersten Jahre als Lehrer in St. Ingbert wissen wir wenig. Er wohnte bis zu seiner Heirat 1937 als „möblierter Herr“ und bald wie ein Sohn des Hauses bei der **Familie Denne**, Rischbachstr. 14, die in der Korrespondenz oft erwähnt wird[2592], und nutzt sein erstes selbstverdientes Geld, um im August 1930, zusammen mit seinem Freund **Karl Wüst**, seine erste „große Reise“ zu machen, durch **Frankreich, Italien** und die **Schweiz**.[2593] Im übrigen hatte der Zwanzigjährige vermutlich genug damit zu tun, sich in der neuen Welt der Erwachsenen, der neuen Stadt und dem neuen Beruf zurechtzufinden.

Erst die oben erwähnte Versetzung nach Ommersheim im April 1933 reißt ihn aus der freundlichen Routine des Junglehrerdaseins. **Ommersheim** ist ein Bauern- und Bergarbeiterkaff im Mandelbachtal mit damals 1.200 Einwohnern, zehn Kilometer von St. Ingbert entfernt und nur durch gelegentliche Postomnibusse mit der Stadt verbunden.[2594] Wenn in meiner Jugend die Rede auf die Zeit in Ommersheim kam, haben Nachbarn und Freunde (Dennes und Schifflers) angedeutet, das sei eine politischer Strafversetzung gewesen wegen offen bekundeter Nazi-Sympathien, die in dem völkerbundregierten Saarland bei einem zur politischen Neutralität verpflichteten Beamten Anstoß erregt hätten.

Möglich wäre es. Wir wissen von seinem Freund Karl Wüst (Brief vom 21.1.1939), dass er und andere sich unter Führung von Ed Berwanger „anfangs 1933 so langsam zur Partei meldeten“. Es wäre Ed Berwanger dann nicht anders ergangen als seinem Vater, der, wie erwähnt, 1913 wegen seiner Nähe zur SPD strafversetzt worden sein soll. Zu beider Gunsten könnte man allenfalls anführen, dass sie sich politisch exponiert haben bevor es opportun und der Karriere förderlich war, genaueres konnte ich aber nicht herausfinden. Immerhin ist es auffällig, dass er nach der Rückgliederung und der „Machtübernahme“ der Nazis an der Saar umgehend nach St. Ingbert zurückversetzt wurde.

2591 Er war anfangs in der Wiesenthalschule tätig und wurde nach den Osterferien 1937 an die Ludwigsschule versetzt. Beides sind mächtige Gebäude im historisierenden Stil, die Wiesenthalschule aus dem Jahr 1902, die Ludwigschule von 1910, die heute beide noch als Schulen genutzt werden.

2592 Vgl. zu Familie Denne die Anmerkung zum 2.9.1936.

2593 Vgl. dazu den Anhang Nr. 3.02: „Vierländerfahrt im Faltboot von Ed Berwanger, 1930“

2594 Als Wohnadressen in Ommersheim werden die Hauptstr. 41 (heutige Saarpfalzstraße) und die Distriktstr. 49 a genannt, die St. Ingberter Wohnung bei Dennes scheint er aber mehr oder weniger beibehalten zu haben.

Über die Gründe, die ihn zu den Nazis geführt haben, äußert sich mein Vater in der überlieferten Korrespondenz nirgends, und ich kann deshalb nur mit der Binsenweisheit dienen, dass er ein Kind seines Milieus war. In den kleinbürgerlichen Kreisen, aus denen er kam, war man „patriotisch gesinnt", betrachtete Versailles und die Folgen (einschließlich der Völkerbundregierung des Saarlandes) als nationale Schande und konnte sich mit der Weimarer Republik nie anfreunden. Das galt für die vaterländisch-konservativ erzogene Lehrerschaft doppelt, andere Meinungen kann er bei den Freunden und Kollegen seines gefallenen Vaters, mit denen die Familie noch lange freundschaftlichen Kontakt hatte, nie kennen gelernt haben. (In einigen Fällen wissen wir, dass die alten Kollegen seines Vaters stramme Nazi-Anhänger wurden.)

Jedenfalls wurde Ed Berwanger, vielleicht aus einer Mischung von Trotz und Langeweile, in Ommersheim ziemlich aktiv, wie die erhaltenen Ausweise belegen. Er tritt am 1.8.1933 sowohl in die **NSDAP** als auch in die **Hitlerjugend** ein, wird Mitglied des „**Turnvereins Germania Ommersheim**" und des **Deutschen Luftsport-Verbandes** (Flieger-Ortsgruppe St. Ingbert), und macht im Dezember 1933 den **Führerschein Klasse Eins** (Motorräder), und legt sich ein Motorrad zu[2595], um endlich wieder das städtische Fluidum, wenn man es denn so nennen will, St. Ingberts genießen zu können.

Als **Segelflieger** legte er jeweils in den großen Ferien 1933 die **A-Prüfung** und 1934 die **B-Prüfung** ab[2596], und aus dieser Zeit stammen zweifellos die Erinnerungen alter Segelflieger-Kameraden meines Bruders Gerhart, die unseren Vater auf den **Hängen bei Heckendahlheim**, gleich neben Ommersheim, als Segelflieger erlebt haben. Bei der „Germania" erwirbt er 1935 das **Reichssportabzeichen** in Bronze, mit ganz respektablen Leistungen, wie mein sachkundiger Bruder Gunter festgestellt hat, und macht auch den Grundschein der **Deutschen Lebensrettungsgesellschaft**.

Bei der Hitlerjugend führt er während seiner Zeit in Ommersheim erst die „Kameradschaft", dann die „Schar" Ommersheim, dann die „Gefolgschaft 5/II/174 Ost" und schließlich den „Unterbann II /174". Das sieht nach einer eindrucksvollen Karriere aus, wenn man die Soll-Zahlen dieser HJ-Untergliederungen (15, 50, 150 bzw. 600 Mitglieder) betrachtet und nicht bedenkt, dass die Nazis in dem tiefschwarzen Mandelbachtal - in Ommersheim wohnten 1935 genau zwei Protestanten - vor 1935 nicht sehr populär waren, und die Ist-Zahlen deutlich niedriger gelegen haben dürften. Was er mit seinen HJ-Buben unternommen haben könnte, ist nicht mehr festzustellen, wir wissen nur, dass die HJ von Ommersheim in den detaillierten Berichten der Völkerbundspolizei „betr. politische Vorkommnisse" nicht erwähnt wird. Als das Saargebiet wieder zu Deutschland gehörte, meldete er sich umgehend bei der Reichswehr mit der Bitte um „Einberufung in die **Fliegertruppe** zur freiwilligen Ableistung meiner **Militärdienstpflicht**".[2597]

2595 Eine nach damaligen Maßstäben „mittelschwere Maschine" mit bis zu 280 ccm hätte ihn neu etwa 500 RM gekostet, d. h. rund zwei Monatsgehälter.

2596 Zu Ed Berwangers Karriere als Segelflieger vgl. meine Anmerkung zum 14.10.1936.

2597 Vgl. dazu Anmerkung zum 22.4.1936.

Als Ed Berwanger Ende 1935 Elsbeth Fritze kennen lernt, hat er die Verbannung in das Mandelbachtal glücklich hinter sich und auch dem HJ-Dienst scheint er damals schon nach Kräften aus dem Weg gegangen zu sein. Er strebte nach höherem, sei es in der Partei[2598], sei es in der Wehrmacht, aber das steht in den Briefen, die er seiner geliebten Elsbeth geschrieben hat, wie alles andere auch, was die beiden in den rund vier Jahren und acht Monaten erlebt haben, die ihnen geblieben sind bis mein Vater im August 1940 „vom Feindflug nicht zurückgekehrt“ ist.

[2598] Vgl. dazu im Anhang auch Nr. 1.03: „Ed Berwanger und die Adolf-Hitler-Schule in Sonthofen“ und Nr. 1.05: „Ed Berwanger als NSDAP-Kreisorganisationsleiter“

2.04*

Biographische Anmerkungen

Wie meine Mutter die Nachricht vom Tod meines Vaters erhielt

Ich weiß darüber nur zwei Dinge sicher. Erstens: das Handschreiben des Kommandeurs, dass Ed Berwanger „vom Feindflug nicht zurückgekehrt“ sei, ist von Dinan nach der ungewöhnlich kurzen Laufzeit von nur drei Tagen in St. Ingbert eingetroffen. Zweitens: Als ich meine Mutter einmal gefragt habe, wie sie die Todesnachricht erhalten habe, hat sie gesagt, und ich kann fast wörtlich zitieren, weil ich es mir damals aufgeschrieben habe: „Ich war in der Küche, da hat es geklingelt und ich bin zur Tür gelaufen, weil ich dachte, es wäre Frau Maxheimer, ich hatte noch die Küchenschürze an, da stand ein ganz junger Leutnant vor der Tür, ganz kerzengrade, mit einem Brief, und hat die Hand an die Mütze gelegt ... “ Dann hat meine Mutter angefangen zu weinen und wir haben nicht mehr darüber gesprochen. Aber ich glaube, ich weiß wie es war.

Nachrichten vom Tod eines Offiziers wurden in der deutschen Armee seit jeher umgehend von ranggleichen Offizieren überbracht. Das Jagdgeschwader 53 hatte den Kommandeursbrief deshalb der nächsten Maschine zum Heimatflugplatz Mannheim mitgegeben, wo es eine Liste der Leutnants gab, die reihum diesen Botendienst zu übernehmen hatten, und ein Dienstwagen fuhr den unglückseligen Leutnant, den es diesmal getroffen hatte, unverzüglich nach St. Ingbert. In der Richard-Wagner-Straße hielt das Auto (nicht direkt vor unserem Haus, sonst hätte meine Mutter den Wagen aus der Küche wahrgenommen), der Fahrer öffnete den Schlag, der Leutnant zog den Uniformrock gerade, klingelte, nahm Haltung an, meine Mutter öffnete die Tür und der Leutnant sah in das schreckensgeweitete Gesicht, dass er von anderen Fahrten dieser Art schon kannte. Er nannte seinen Rang und Namen, sagte „Gnädige Frau ... habe Befehl ... Schreiben des Kommandeurs ...“. Er sagte nichts von „Beileid“, denn der Leutnant Berwanger war nicht gefallen, sondern nur vermisst, er sagte „... falls neue Nachrichten... selbstverständlich sofort ... “, nahm Haltung an, legte sehr förmlich die Hand an die Mütze, sagte „Gnädige Frau ...“, verneigte sich knapp, stieg ins Auto und verfluchte das Protokoll, das ihn zu solchen Botendiensten zwang.

In der Straße hatte jedermann das Auto und den Leutnant gesehen, und wusste, was es bedeutete. Meine Mutter hatte den Brief kaum geöffnet als Frau Maxheimer von nebenan und Frau Schwender von gegenüber kamen, Frau Schwender schickte ihre Tochter Hilde zu Dennes und Schifflers, und wenig später saßen drei oder vier Nachbarinnen im Wohnzimmer, übernahmen den Haushalt, kochten Tee, spielten in der Küche mit den Kindern, fütterten sie und brachten sie ins Bett. Später kamen die Männer dazu, sagten etwas von „Seenotrettungsdienst“, „Hoffnung nicht aufgeben“, kannten Fälle, in denen noch Tage später etc. Meine Mutter hielt den Brief in der Hand und kämpfte mit den Tränen. Abends kam ihre Schwester Gerta zu dem lange geplanten Besuch, die Nachbarn gingen nach Hause, meine Mutter weinte sich in den Schlaf und wachte weinend wieder auf. Dann kam ich angeturnt, mein Bruder Gerhart krakeelte in seinem Bettchen, und meine Mutter, schwanger mit meinem Bruder Gunter im siebten Monat, begann „tapfer“ und „pflichtbewusst“, wie sie es genannt hätte, den Rest ihres Lebens zu leben. Ich glaube, so war es.

2.05*

Biographische Anmerkungen

Carl Karner
1915 - 1987

Unter den Männern meiner Familie war Carl Karner der eindrucksvollste, ein Draufgänger und Filou, vital, witzig, großzügig und hilfsbereit, ein Mann „von mitreißendem Temperament", um meinen Vetter Hanko Reißmann zu zitieren, „dessen robuster maskuliner Charme jede Situation dominierte." Als junger Mann war er ein fescher Kerl und solange ich ihn kannte ein gescheiter und amüsanter Gesprächspartner. Seine Schwiegereltern und seine Schwägerinnen Elsbeth, Ruth und Gerta waren ihm herzlich zugetan, manchmal mit einem Seufzer.

Seine Herkunftsfamilie gehörte nicht zu dem in unserer Familie vorherrschenden protestantisch-staatsfrommen Kleinbürgertum, sondern stammte aus dem katholischen Milieu der fast tausendjährigen Markt- und Handelsstadt **Mittenwald**. Als Carl Karner mir einmal erzählte, es habe in seiner Familie „mehr Wildschützen als Oberförster" gegeben, hat er seine Familiengeschichte um der Pointe willen zurechtgebogen, denn die Karners gehörten zu den alteingesessenen Mittenwalder Familien, sind seit über 300 Jahren im „Rußer-Haus"[2599] am Lainbach ansässig und mit dem halben Dorf verwandt und verschwägert. Sein früh verstorbener Vater war Bauer und Waldarbeiter, aber unter seinen Vorfahren findet man auch **Lüftlmaler** und **Geigenbauer**, die heute noch in jedem einschlägigen Lexikon stehen.[2600]

Politisch marschierte Carl Karner nicht im großdeutschen Gleichschritt unserer Familie. Subtile politische Analysen waren seine Sache nicht, aber ich bin sicher, dass er als gewiefter Kaufmann den Reklamerummel der Nazis früh durchschaut hat und wusste, dass sie ihr großdeutsches Wolkenkuckucksheim mit ungedeckten Wechseln bezahlten. Die einzige richtige Einschätzung der Nazis, die ich im gesamten Familiennachlass gefunden habe, stammt von seiner Mutter, die keinen Hehl daraus machte, dass nach ihrer Meinung „der Tod der Soldaten sinnlos ist und **daß der besonders gehaßte Adolf Hitler unser aller Verderben will**", wie ihre Schwiegertochter Martha Karner im März 1944 ziemlich entsetzt berichtete.[2601]

Carl Karner war Autodidakt, mit allen Stärken und Schwächen dieser Spezies. Er hatte in Mittenwald nach Volks- und Handelsschule eine kaufmännische Lehre bei einer Baufirma absolviert, von der ich nur weiß, dass er noch Jahrzehnte später erbittert erzählte, man habe ihm dort nicht viel mehr als das Schleppen von Zementsäcken beigebracht. Aber er war ein gescheiter Mann mit einer schnellen Auffassungsgabe, im Gespräch konnte er mit den üblichen

---

2599 Carl Karner (recte „Karl Karner") war deshalb in Mittenwald nach bayerischer Sitte mit seinem „Hausnamen" als „Ruaser Kari" bekannt, d.h. der Karl aus dem Rußerhaus,

2600 Im Anhang Nr. 3.10 findet sich bei der „Sippentafel" eine kurze Geschichte der Familie Karner.

2601 Vgl. Brief von Martha Karner an Elsbeth Berwanger vom 13.3.1944.

bürgerlichen Bildungsbrocken dienen und er hatte ein sicheres Urteil, wenn es um Kunst ging. Später, als er in das Styropor- und Maschinenbaugeschäft einstieg, hat er ein paar Handbücher über Chemie- und Maschinenbau durchgearbeitet und konnte auch in Fachgesprächen mithalten. Als besonders angenehm und für die damalige Zeit ungewöhnlich habe ich es immer empfunden, dass unser Onkel Carl meine Brüder und mich seit unseren Schülertagen nie als Grünschnäbel, sondern immer als gleichberechtigte Gesprächspartner behandelt hat.

Wie alle Männer des Geburtsjahrgangs wurde er 1935 eingezogen und hat, wie viele Mittenwalder, bei den für ihr Draufgängertum berühmten **Gebirgsjägern** gedient. Wenn er gelegentlich von seiner Wehrdienstzeit erzählt hat, war von Kraxeleien mit schwerem Gepäck, Schussfahrten über Gletscher und störrischen Mulis die Rede. Es klang wie eine große Gaudi, und über seine bäuerlichen Kameraden, die angeblich bei dem Militär erstmals Messer und Gabel kennen gelernt haben, konnte er sich noch viele Jahre später amüsieren.

Bald nach dem Wehrdienst muss er nach **Berlin** gegangen sein, zuerst als Vertreter für Schreibmaschinen, aber spätestens 1940 hatte sich der gerade 25-jährige Kaufmann selbständig gemacht mit einer **Kunstgewerbehandlung** in Wilmersdorf, dem „feinen Westen“ der Reichshauptstadt.[2602] Im Herbst 1940 traf er **Martha Fritze**, die in Berlin die Modeklasse des Lette-Vereins besuchte, seither gehörte er zur Familie und alles, was ich über sein Schicksal in den Kriegs- und Nachkriegsjahren bis Anfang der 1950er Jahre weiß, steht in den Abschriften und Anmerkungen.

Aus der ersten Nachkriegszeit, als Carl Karner der Erfinder, Organisator und Strippenzieher der vielfach erwähnten kunstgewerblichen „Familienfirma“ in Mittenwald war, will ich nur ein paar Geschichtchen nachtragen, die man der von den Alliierten zensierten Post damals besser nicht anvertraut hat.[2603]

Eines Tages, so wurde in der Familie erzählt, hatte Carl Karner auf dem Bahnhof in München nicht nur einen **Tankwagen mit Speiseöl** entdeckt, sondern es auch geschafft, ihn an den Zug nach Mittenwald ankoppeln zu lassen, wo er sich mit seinen Schwägern Werner Reißmann und Heinz Peters sowie einigen vertrauenswürdigen Mitarbeitern der Familienfirma nur noch auf den nächtlichen Güterbahnhof schleichen musste, um das Speiseöl in Flaschen abzufüllen. Ich bin mir nicht sicher, was damals schwerer zu organisieren war, der Tankwagen oder die leeren Flaschen und Abfülltrichter.

Ein andermal kam nachts ein Herr Backhaus in Mittenwald vorgefahren und legte wortlos einen großen Sack **Süßstoff** auf den Tisch des Hauses, worauf alle Schwäger und Schwägerinnen das Zeug bei dicht verhängten Fenstern eine ganze Nacht lang in 100-Gramm-Portionen abpackten. (Carl Karner hatte rechtzeitig die notwendigen Briefwaagen und Papiertütchen organisiert.) Die heiße Ware wurden zum Teil verkauft, zum Teil von meiner Tante Gerta Peters statt Bargeld an die Klöpplerinnen der Firma verteilt.

[2602] Vgl. Anmerkung zum 21.3.1941

[2603] Die meisten der folgenden Geschichtchen kannte ich vom Hörensagen bevor meine Tante Gerta 2005 mein Gedächtnis aufgefrischt hat.

Mit seinem Schwager Werner Reißmann hat Carl Karner ein gut eingespieltes Team gebildet, das auch vor riskanten Manövern nicht zurückschreckte, etwa wenn Werner Reißmann den Fahrer eines **US-Lastwagens** vorne in ein kameradschaftliches Gespräch verwickelte, während Carl Karner hinten das Verdeck aufmachte und Kommisbrote klaute, oder wenn sie gemeinsam auf fahrende **Güterzüge** sprangen, die Türen aufbrachen und ins Freie warfen, was ihnen in die Hände fiel.

Dass Carl Karner auf gutem Fuß mit seinen Mittenwalder Spezln stand, die in abgelegenen Berghütten schwarz Schnaps brannten und Schweine schlachteten, versteht sich von selbst, und auch die guten Beziehungen zu Kommunal- und Ministerialverwaltungen, die damals für alles und jedes Genehmigungen erteilen mussten, verdankte er nicht nur seinem Charme. Meistens ging es gut, manchmal wurde es knapp: Als die deutsche Polizei eines Tages das Haus durchsuchte, gelange es gerade noch rechtzeitig, ein paar hundert Stangen **Zigaretten** durch das Schlafzimmerfenster abzutransportieren während die Polizei schon im Wohnzimmer war, aber als die amerikanische **Militärpolizei** ihn eines Nachts abgeholt hat, kam er aber nur durch die Vermittlung seines Schwagers Heinz, der als Dolmetscher bei den Amerikanern arbeitete, mit heiler Haut davon.

Einschränkende Vorschriften der alliierten Militärregierungen betrachtete Carl Karner als sportliche Herausforderung. Als er 1946 im Saarland für die Mittenwalder Drechselwerkstatt **Holz** besorgt hatte[2604], war der Export hochwertiger Rohstoffe aus der französischen in die amerikanische Besatzungszone praktisch noch verboten. Er hat sich deshalb in der Grenzbaracke in einem unbeobachteten Moment den richtigen Stempel auf die richtige Stelle der **Zollpapiere** gedrückt und musste sich hinterher von dem französischen Zollbeamten anschnauzen lassen, weil er ihn trotz der bereits erteilter Ausfuhrgenehmigung erneut belästigt habe. So hat er es erzählt, und dass an seinen Geschichten immer mehr als ein Körnchen Wahrheit war, wussten wir alle.

Wenn diese Geschichten und Geschichtchen den Eindruck erwecken sollten, dass Carl Karner es mit Recht und Gesetz nicht so genau nahm, so wäre der Eindruck falsch. Richtig ist, dass er seine eigenen Vorstellungen von Freiheit und Gerechtigkeit hatte. Sein berühmter „**Glockendiebstahl**“ - im Anhang Nr. 1.26 erzähle ich die Geschichte - hat ihm sicher nichts eingebracht, wird ihm aber ein diebisches Vergnügen bereitet haben.

Eine erste persönliche Erinnerung an Carl Karner und seine kaufmännische Tätigkeit habe ich aus den 1950er Jahren, als in der Metzlerstr. 39 in Frankfurt die „**Industrie Commerz GmbH Carl Karner**“ residierte und im zweistöckigen Keller eine Werkstatt zur Herstellung von Dekorleisten aus Styropor betrieb. **Styropor** war damals schon als Verpackungsmaterial allgegenwärtig, Carl Karner entdeckte aber – nach seinen Angaben als erster – dass man mit einem heißen Draht Styropor sauber schneiden konnte, und ließ nach eigenen Plänen ein paar einfache Geräten mehr basteln als bauen, mit denen man aus Styropor-Blöcken **Schmuckleisten** aller Art herausschneiden konnte. Wenn man sie

---

[2604] Vgl. Eintrag vom 27.1.1946.

ohne großen Aufwand an Decken und Wände klebte und übermalte, wirkten sie beinah wie ein echtes Stuckrelief. Ein Briefbogen aus dem Jahr 1959 nennt als Produktpalette der „Industrie Commerz GmbH Frankfurt /M“ die Herstellung von „Platten, Profilen und Formteilen für Bauwesen, Verpackung und Werbung aus dem Grundstoff Styropor der BASF“. Ich habe etwa von 1957 bis 1959 während der Schulferien wiederholt bei Carl Karner in der „Leistenschneiderei“ und im Büro gearbeitet[2605], genau wie meine Brüder Gunter und Gerhart, und wir wurden auch anständig bezahlt, wenngleich manchmal mit einiger Verzögerung. Der „cash flow“, wie man das heute nennt, war ein Dauerprobleme der Industrie Commerz GmbH, wie auch Carl Karners in der Familie legendären Alarmanrufe zeigten, wenn wieder einmal die sofortige telegraphische Überweisungen einer meist relativ bescheiden Summe überlebensnotwendig war (und meistens zurückgezahlt wurde.)

Vielversprechender war das Geschäft mit **Wärmedämmplatten** aus Styropor, bei denen eine Art Blechnetz, fachmännisch **Rippenstreckmetall** genannt, in Styroporplatten eingelassen wurde, die dann an Hauswänden angebracht und verputzt werden konnten. Carl Karner hatte in Frankfurt-Walldorf eine ganze Fabrikhalle angemietet, in der er nicht nur sein eigenes Styropor aufschäumen, sondern auch die Maschinen zur Produktion von Platten, Profilen und Dämmplatten im großen Maßstab herstellen wollte. In der Datenbank des **Deutschen Patent- und Markenamtes** (DPMA) findet man, dass Carl Karner am 9.5.1960 (Az: P.A. 193 3449 - 21.3.63) eine „Erfindung betreffend Bau- und Flächenverkleidungsplatten“ anmelden ließ, bei der es um „Hartschaumstoff in Verbindung mit Rippenstreckmetall“ geht. Ob das Patent in Deutschland erteilt wurde, konnte ich nicht feststellen, wohl aber, dass ihm in Frankreich am 9.7.1962 das „**Brevet d’Invention**“ (Erfindungspatent) bewilligt wurde „pour un élément destiné à la formation de surfaces comprenant un support en mousse dure et une armature en métal déployé à nervures.“ [2606] Das fand die BASF - wenn mein Bruder Gunter und ich uns richtig erinnern - so interessant, dass sie Carl Karner einen Deal angeboten hat, mit dem ein Mittelständler sein Auskommen gefunden hätte, aber Carl Karner wollte mehr und verlor alles. Als er nach vielen Jahren den Prozess gegen die BASF tatsächlich gewonnen hat, war das strittige Produkt schon lange überholt und mit Styroporleisten war auch kein großes Geschäft mehr zu machen.

2605 Carl Karner war in der Organisation seines Betriebs ein Chaot, aber ein unermüdlicher Arbeiter. Wenn es notwendig war – unter anderem, weil er wieder einmal beinah einen Termin verschwitzt hätte – kannte er keinen Feiertag und keinen Feierabend, weder für sich noch für seine bunte Truppe aus Studenten, Handlangern und Handwerkern, aber er war kein Sklaventreiber. Unter anderem beschäftigte er ein Faktotum namens Ewald, der irgendeine Kriegsversehrung hatte und zwar nicht besonders schnell und zuverlässig war, aber fleißig und freundlich. Im Arbeitsmarkt wäre er nur „schwer vermittelbar“ gewesen, weshalb Carl Karner ihn auch bei schlechter Auftragslage weiterbeschäftigte.

2606 Um auch das noch zu erzählen: Von seiner Tochter Michaela weiß ich, dass Carl Karner sich schon Anfang der 1950er Jahre als Erfinder versuchte. Einmal ging es um einen Nähmaschine für die technisch unbegabte Hausfrau, bei der, wenn ich das richtig verstanden habe, irgendein Problem mit der „Unterfadenspule“ genial einfach gelöst war, das andere Mal um eine Kartoffelschälmaschine, bei der jede einzelne Kartoffel auf einem Spieß fixiert und dann im kurbelnden Handbetrieb geschält werden konnte. Seine Tochter Michaela wirkte als „Testschälerin“ mit, zur Patentreife gediehen beide Projekte aber nicht.

1962 starb seine Frau Martha im Alter von 47 Jahren und Carl Karner geriet endgültig in alle denkbaren Schwierigkeiten, wirtschaftliche wie private. Zur Ruhe gekommen ist er, soweit ihm das möglich war, noch einmal, als er 1967 wieder geheiratet hat. Ich habe **Karin**, seine zweite Frau, als eine liebenswerte und lebenstüchtige Frau in Erinnerung, nach dem Urteil seiner Schwägerinnen Elsbeth, Ruth und Gerta war sie das beste, was Carl passieren konnte, und sie wurde in unserer Familie auch herzlich aufgenommen.[2607] Aber aus seiner wirtschaftlichen Misere kam Carl Karner nicht mehr heraus. Am Ende lebte er in Neu-Isenburg bei Frankfurt und Hanko Reißmann war, soweit ich weiß, der einzige aus der Familie, der noch regelmäßig persönlichen Kontakt zu ihm hatte. Ich glaubte damals leider, ich sei in meinem Job so unentbehrlich, dass ich für Familienbesuche keine Zeit hätte, und weiß deshalb nur von Hanko Reißmann, dass mein Onkel Carl 1987 nach langer Krankheit, zuletzt bettlägerig, zu Hause gestorben ist, „an einem gnädigen Herzinfarkt".

In diesem Zusammenhang schrieb mir Hanko Reißmann: „Ich habe ihn lieber in Erinnerung, wie er zu seinen besten Zeiten war: Wir gingen auf irgendeiner Familienfeier spazieren, vor uns seine drei Schwägerinnen nebeneinander im Gleichschritt, der Rocksaum der damaligen Mode entsprechend knapp unterhalb des Kniegelenks. Er prustete, dass die Funken stoben und sagte: ‚Schau, das Krampfadergeschwader fliegt ein.' Als die Damen giftig schauten, mein Vater kurz lachte und ich mich um Contenance bemühte – immerhin war meine Mutter eine von den dreien – da lachte er, dass die Zähne blitzten und schaute sich triumphierend nach allen Seiten um, aber er tat es so, **dass ihm niemand längere Zeit böse sein konnte**." So habe ich ihn auch in Erinnerung.

[2607] Carl und Karin Karner hatten drei Kinder: Eva, geb. 1959, aus Karins erster Ehe, und zwei gemeinsame Kinder, Michael, geb. 1969 und Kathrin, geb. 1977.

2.06*

Biographische Anmerkungen

Werner Reißmann
1915-1963

Zu den Briefen und Tagebuchaufzeichnungen von Werner Reißmann habe ich in den Fußnoten schon gesagt habe, was ich gefunden habe, darüber hinaus gibt es drei Anhänge, die sich mit seiner militärischen Laufbahn vom Wehrmachtsleutnant bis zum Oberst im Generalstab der Bundeswehr beschäftigen. (Vgl. im Anhang Nr. 1.18, 1.19 und 1.27) Hier will ich nur noch einige persönliche Erinnerungen an meinen Onkel Werner notieren, der mir in der Uniform von zwei Armeen und in Zivil noch heute sehr klar vor Augen steht.

Aus der Kinderzeit habe ich ihn als fröhlichen, warmherzigen und interessanten Mann in Erinnerung, als Student habe ich ihn als verschlossen, kurz angebunden und beinah kauzig erlebt. Ich kann nicht sagen, welches Bild ihm gerecht wird, vielleicht stimmen beide.

Seine Familie stammt, wie die meisten Herkunftsfamilien unserer Großfamilie, aus bescheidenen Verhältnissen[2608], seine Eltern hatten eine kleine Spielwarenfabrikation in Neustadt bei Coburg, sein Vater Albert galt in der Familie als etwas schwierig, seine Mutter Rosa als herzensgute Frau. Ich habe an beide nur freundliche Erinnerungen. Der Erste Weltkrieg und die folgende Weltwirtschaftskrise hatte die Spielwarenindustrie noch härter getroffen als andere Wirtschaftszweige, und es verdient deshalb um so mehr Respekt, dass die Eltern Reißmann ihrem Sohn Werner als erstem Mitglied der Familie den Besuch einer Höhere Schule und das Abitur ermöglicht haben.[2609]

Dass Werner Reißmann danach Berufssoldat wurde, war nur insofern eine naheliegende Wahl als seine Eltern, wie er mir einmal erzählt hat, auf keinen Fall in der Lage gewesen wären, ihm das erträumte Medizinstudium zu finanzieren, und sein Onkel Bernhard Lieder, ein „zwölfjährig gedienter Unteroffizier“, ihn auf die Chancen bei einer militärischen Laufbahn hingewiesen habe.[2610] Der Berufseinstieg war allerdings nicht ganz einfach, weil die damalige „Reichswehr“ (auf Grund des Versailler Vertrages) eine Berufsarmee mit nur 100.000 Mann war, die für ihre 4.000 Offiziersstellen keinen großen Nachwuchsbedarf hatte. Werner Reißmann trat deshalb am 4.4.1934 als Fahnenjunker in die Bayerische Landespolizei ein, die, wie jedermann wusste, zur „Schwarzen Reichswehr“[2611] zählte und in absehbarer Zeit zum regulären Militär gehören

---

2608 Eine kurze Geschichte der Familie Reißmann im Anhang Nr. 3.10 „Sippentafel ...“

2609 Werner Reißmann besuchte bis zur Mittleren Reife die Realschule in Neustadt, danach, auch mit moralischer und praktischer Unterstützug seiner Onkel Lieder und Arnold, bis zum Abitur 1934 das Ernestinum in Coburg (damals Oberrealschule, heute Gymnasium).

2610 Zu Bernhard Lieder vgl. Anmerkung zum Brief vom 19.9.1939.

2611 Unter der „schwarzen Reichswehr“ sind im weiteren Sinne alle paramilitärischen Verbände zu verstehen, die seit 1920 mit Wissen und Hilfe der Reichswehr wie der Reichsregierung gebildet worden waren, um die im Versailler Vertrag festgelegte Beschränkung der deutschen Streitkräfte auf 100.000 Mann zu umgehen. Zum Kern der „Schwarzen Reichswehr“ gehörten die kasernierten Bereitschaftspolizeien, die es damals in fast allen deutschen Ländern gab. Als Werner Reißmann 1934 in das Bamberger Regiment der

würde. Im März 1935 erklärte Hitler die „deutsche Wehrhoheit" für wiederhergestellt, führte die Wehrpflicht ein und begann mit dem Aufbau der „neuen Wehrmacht", in die im Herbst 1935 auch die Bayerische Landespolizei eingegliedert wurde. Werner Reißmann kam dabei zu dem Infanterieregiment 104 (IR 104), das unter anderem in Speyer (2. Bataillon) und Landau (1. und 3. Bataillon) stationert war. (Die übergeordnete 33. Infanterie-Division hatte ihr Hauptquartier in Darmstadt.) Dort wurde er zum 1.4.1936 zum Leutnant ernannt.[2612] In einer Truppe, die binnen weniger Jahre von 100.000 Mann zu einem Kriegsheer von 2,4 Millionen Mann mit einem Ersatzheer von 4,6 Millionen Mann anwachsen sollte, standen einem gescheiten und fleißigen Leutnant alle Karrierechancen der Welt offen.

Werner Reißmann tauchte im Sommer 1936 als „der Leutnant aus Speyer" am Rande unserer Familie auf, spätestens im Sommer 1937[2613] gehörte er zu Ruth Fritze und damit zur Familie, Ostern 1939 haben sie sich verlobt und am 23.10.1939 fand „eine Art Kriegstrauung" statt.

Als mein Vater von April bis Juli 1938 in Mannheim als Luftwaffen-Reservist einen Flugzeugführer-Lehrgang absolvierte, scheinen sich der 29-jährige Ed Berwanger und der 23-jährige Werner Reißmann gut verstanden und geschätzt zu haben, jedenfalls haben sie keine Gelegenheit zu einem „Familientreffen" ausgelassen und sich gelegentlich auch ohne Ruth getroffen. Der zwischen jungen Soldaten verschiedener Waffengattungen übliche Spott wird der Freundschaft keinen Abbruch getan haben. Ed Berwanger hatte keine angenehmen Erinnerungen an seine Grundausbildung bei der Infanterie, und Werner Reißmann wird seinem künftigen Schwager die alte Landserweisheit nicht vorenthalten haben, dass „die Luftwaffe jener Verein ist, der den Feind beschäftigt bis Soldaten kommen." Lange nach dem Krieg habe ich gelegentlich mit Werner Reißmann über meinen Vater gesprochen. Sein Tod muss ihn sehr bewegt haben, den Spruch über den „Verein, der den Feind beschäftigt" habe ich aber auch von ihm.

Bayerischen Landespolizei eintrat, war die halblegale Zeit allerdings schon fast vorbei, denn seit Herbst 1933 wurden ihre Ausbildung ganz offiziell von der Reichswehr überwacht, ab Februar 1934 hatte sie im Kriegfall unter den Befehl der Heeresleitung zu treten, und die Offizierschule der Landespolizei in München, an der Werner Reißmann im September 1935 die Offiziersprüfung ablegte, war bereits der Kriegsschule der Reichswehr unterstellt.

2612 In Werner Reißmanns Lebenslauf aus dem Jahr 1956 heißt es dazu: „Am 4.4.1934 trat ich als Fahnenjunker in die Bayerischen Landespolizei ein. Der Grundausbildung an der Vorschule in Bamberg folgten Unterführerausbildung bei der I. Abtlg. in Würzburg und Kommando an die [Landespolizei-] Offiziersschule in München. Zum Fähnrich befördert, legte ich im Sept. 1935 die Offz. Prüfung an der inzwischen der Kriegsschule München angegliederten Schule ab. Als Ob. Fähnrich zum I.R. 110 (Dresden) kommandiert, absolvierte ich an der Infanterie-Schule in Döberitz den Zugführerlehrgang und wurde danach zur Landespolizei-Abtlg Speyer / Rhein versetzt. Nach Überführung dieser Abteilung in die Wehrmacht wurde ich am 20.4.1936 [zum 1.4.1936] zum Leutnant [der Wehrmacht] befördert."

2613 Drei Fotos, datiert „Neustadt / W. Juni/Juli 1937", zeigen meine Mutter Elsbeth Fritze und Werner Reißmann, die sich über den „Stuka-Verband" amüsieren, den Werner Reißmann am rechten Arm trägt. (Bei einem Stuka-Verband wird der Arm in angewinkelter Lage abgespreizt waagerecht vor der Brust fixiert wird, was - in meiner Generation jedenfalls - entfernt an die typischen Stuka-Flügel erinnert. Stukas sind Sturzkampfbomber.)

In den Briefen und in seinem Nachlass wird erwähnt, dass er an Lehrgängen und Übungen teilgenommen hat - die Pionierschule Sperenberg sowie die Truppenübungsplätze Senne, Döberitz, Hammelburg, Köln-Wahn und Munster-Lager werden erwähnt - aber sonst findet sich über seine militärische Tätigkeit bis zum Kriegsbeginn nur ein Eintrag im Berwangerschen Gästebuch vom November 1938, in dem er „zur Erinnerung an meine Tätigkeit im ‚Bunker Baujahr 1938' in Saarbrücken und Umgebung" einen im Gelände versteckten Westwall-Bunker gezeichnet hat.

Was ich über seine „fünf Kriege" und die Gazala-Schlacht gefunden habe, beschreibe ich in den Anhängen Nr. 1.18 und 1.19.

Meine erste persönliche Erinnerung an meinen Onkel Werner muss aus dem Winter 1944/45 stammen. Die Familie Berwanger war in Neustadt, Werner Reißmann kam auf einen kurzen Urlaub und machte mit seinem Neffen Dietrich einen kleinen Spaziergang auf den benachbarten Muppberg. Auf mein neugieriges Drängen, ob er mit seiner Pistole, die er vorschriftsmäßig am Koppel trug, „auf die Neger schießt" und wie das geht, stellte er in einer kleinen Sandgrube einen Blecheimer auf, zielte, schoss und traf, woraufhin im Laufschritt ein Förster aus dem Wald kam, dem mein ritterkreuzgeschmückter Onkel etwas verlegen erklären musste, er habe seinem Neffen nur gezeigt, wie eine Pistole funktioniert.

Viel später, ich war etwa zwölf Jahre alt, saß die Familie, darunter auch Ruth und Werner Reißmann, mit den Großeltern in Kirkel bei dem Abendessen. Als ich über eine Bemerkung von Tante Ruth in kindliche Wut geriet und ihr mit der Hand auf den Arm schlug, verpasste mir Onkel Werner unverzüglich und ganz beiläufig eine Maulschelle und sagte, wie Gottes Gebot vom Berge Sinai: „Frauen schlägt man nicht". Ich habe es nie mehr getan.

In dieser Zeit muss auch eine Szene spielen, an die Hanko Reißmann sich als Augen- und Ohrenzeuge deutlich erinnert, während ich nur noch eine vage Vorstellung von ihr habe. Meine Mutter hatte damals, so Hanko, ihren Schwager Werner zu Hilfe gerufen, weil sie mit meinen Brüdern und mir nicht mehr fertig wurde. Onkel Werner hat uns wunschgemäss mit starken Worten und lauter Stimme in das Gewissen geredet, aber er hatte keine Chance: zu dritt waren wir vielleicht nicht stark, aber unausstehlich.

Viel später, ich studierte damals in Berlin unter anderem Geschichte und war Mitglied eines Studententheaters, erzählte ich bei einem Besuch in Neustadt begeistert von unserer Aufführung des „Hinkemann" auf dem Internationalen Studententheaterfestival in Erlangen. Werner Reißmann verstand Erfurt (damals DDR!) statt Erlangen, und ließ mir durch Tante Ruth ausrichten, wenn ich bei meinen bolschewistischen Auffassungen bleibe, müsse er mir als deutscher Offizier sein Haus verbieten.[2614] Durch Vermittlung von Tante Ruth wurde es trotzdem ein netter Aufenthalt, und wir saßen wiederholt vor seinem Bücherschrank und plauderten. Er sagte, als angehender Historiker müsse ich Rankes

[2614] „Hinkemann", entstanden 1923, war ein pathetisches Anti-Kriegsdrama von Ernst Toller (1893 – 1939) und meine „bolschewistischen Neigungen" ging nie über das hinaus, was damals an der Freien Universität Berlin zum guten Ton gehörte.

„Preußische Geschichte“ lesen, etwas besseres gäbe es nicht. Ich kannte und schätzte Ranke, aber doch nicht als das Nonplusultra der Geschichtsschreibung, und wechselte das Thema. Über Malerei, von der er wirklich etwas verstand, sagte er die deutschen Altmeister, besonders Dürer, besonders dessen Zeichnungen, seien unübertrefflich. Ich erwähnte Picasso und jetzt wechselte er das Thema.

Vermutlich waren wir im November 1962 zum letzten Mal längere Zeit zusammen und ich habe dabei eine Szene erlebt, die ich nie vergessen werde. Sie spielt in der Küche meiner Großeltern in Kirkel, am Abend der Beerdigung von Martha Karner, die im Alter von nur 47 Jahren gestorben war. Ein todtrauriger Tag für uns alle. Es war spät geworden, die Großeltern waren schon zu Bett gegangen, am Küchentisch saßen Ruth Reißmann, meine Mutter, Carl Karner, Werner Reißmann und ich. Die Männer machten eine Flasche Weißwein auf, dann noch eine, und es wurde erzählt von der Zeit als die Ehepaare Reißmann und Karner sich kennen gelernt haben, miteinander ausgingen, feierten und den Unfug trieben, den junge Schwäger mit jungen Schwägerinnen treiben. Die Unterhaltung ging nach dem Muster „Weißt Du noch wie Martha damals ...? Und Ruth ... weißt Du noch ?“ „Und ich habe gesagt ... und Martha hat gesagt ... “ Es waren liebevolle, fröhliche und traurige Erinnerungen. Werner und Carl tranken und lachten und weinten zugleich. Und plötzlich sprach Werner ganz ruhig, aber mit einer Wut und Verzweiflung, die ich niemals und bei niemandem je wieder erlebt habe, von dem Scheißkrieg, dem Scheißbarras, der Scheißbundeswehr und den verlorenen Jahren. Carl legte ihm den Arm auf die Schulter und versuchte, ihn zu trösten.

Ein Jahr später ist er im Alter von nur 48 Jahren gestorben und wurde, nicht weit von Martha Karner, mit allen militärischen Ehren begraben. (Im Anhang Nr. 1.18 ist auch davon die Rede.)

2.07*

Biographische Anmerkungen

Heinz Peters
1911-1954

An meinen Onkel Heinz Peters habe ich keine persönliche Erinnerung. Ich weiß aus dem Nachlass, dass ich ihn im Oktober 1944 in Neustadt bei Coburg, im Dezember 1945 in St. Ingbert und im Mai 1946 in Kirkel gesehen haben muss, aber vermutlich durfte ich dem Onkel Heinz nur das Patschhändchen geben bevor ich zum Spielen geschickt wurde, denn die Erwachsenen hatten damals viel zu bereden. Dass Heinz Peters ein ansteckendes Lachen hatte und ein baumlanger Kerl[2615] war, weiß ich nur von Fotos. Von seiner Frau Gerta Peters weiß ich, dass **seine Eltern**, nach den Maßstäben unserer Familie, von wohlhabenden Bauernfamilien aus den **Vierlanden** abstammten, und sein Vater Wilhelm Peters Ingenieur im „Bergedorfer Eisenwerk" war, zuletzt als kaufmännischer Direktor. (Das „Bergedorfer Eisenwerk" war einer der größeren Industriebetriebe Bergedorfs.)

In unserer Familie taucht Heinz Peters erstmals im August 1942 auf, als er die technische Zeichnerin Gerta Fritze kennen und ziemlich bald näher kennen lernt.[2616] Von diesem Zeitpunkt bis 1952 ist sein Leben in den Abschriften dokumentiert und, soweit möglich, erläutert. Hier will ich nur einiges über die Zeit davor und danach hinzufügen. Aus der „Zeit vor Gerta Fritze" weiß ich nur, was ich in den Unterlagen aus der „**Familienschublade**" meiner Tante Gerta gefunden habe, die ich 2005 durchsehen und exzerpieren durfte.

Die ältesten „Dokumente" sind einigen Postkarten, die Vater **Wilhelm Peters** (1875-1954) im Ersten Weltkrieg seinem Sohn Heinz geschrieben hat. Er war bei der **2. Ersatz-Kompanie des Eisenbahn-Regiments Nr. 1**, vermutlich weil er als Ingenieur für diese Verwendung eine besondere Qualifikation mitbrachte. Die Karten stammen aus Jüterbog bei Berlin, (einem großen Truppenübungsplatz, auf dem es eigene Übungsstrecken für die Militäreisenbahn gab,) aus dem Baltikum (Wilna) und aus Brüssel. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Heinz Peters später bei der Eisenbahnflak gelandet ist, denn solche familiären Affinitäten zu bestimmten Waffengattungen wurden in der Wehrmacht gerne gesehen und gefördert.

Über die frühen Jahre von Heinz Peters weiß ich nur, dass er am 20.5.1911 geboren und am 29.10.1911 getauft wurde, am 17.8.1924 bei dem Vereinswettkampf des „Spiel und Sport Bergedorf e.V." im Hochsprung mit 1.20 m den 1. Preis gewonnen hat und am 10.4.1927 konfirmiert wurde. Wann er aus der Kirche ausgetreten ist, weiß ich nicht, nur dass in seinem Soldbuch als Religion „**gottgläubig**" eingetragen wurde. Das hängt vermutlich, wie bei meinen Eltern,

---

[2615] Nach verschiedenen Ausweisen war Heinz Peters 1.88 m groß und seine Söhne wären ihm schon bald über den Kopf gewachsen, aber in seiner Generation waren Männer im Durchschnitt nur 1.69 m groß, weshalb er auf den meisten Fotos seine Umgebung deutlich überragt.

[2616] Zu dieser Begegnung vgl. Anmerkung zum 20.4.1943.

mit seinem persönlichen Verständnis der „NS-Weltanschauung“ zusammen, denn vorgeschrieben war der Kirchenaustritt bei den Nazis nicht.[2617]

Die nächsten Daten habe ich erst für das Jahr 1930 gefunden. Im Reisepass des „Schülers Heinz Peters“ findet sich am 28.6.1930 der Stempel „**Southampton**“. Laut Gerta Peters handelte es sich um „eine Art Schüleraustausch“, näheres konnte sie aber nicht sagen. Außerdem wissen wir durch eine „Besitzurkunde des HJ-Ehrenzeichens“, dass er **seit 1930 Mitglied der Hitlerjugend** war. Er war damit für HJ-Verhältnisse ein „alter Kämpfer“, denn 1930 hatte die Hitlerjugend insgesamt allenfalls 12.000 Mitglieder, meistens Söhne von SA-Männern. (Meine Vermutung - nur eine Vermutung! - warum er so früh in die HJ eingetreten ist, habe ich in dem Anhang Nr. 2.11 dargelegt.) Er blieb aktiver HJ-Führer bis er in den Krieg zog, am 17.10.1939 hat die Gefolgschaft 17/187 der HJ in Oldenburg ihrem „Hauptscharführer und lieben Kameraden Heinz Peters“ zum Abschied ein großes Gruppenfoto geschenkt, auf dem etwa 65 strahlende HJler in voller Wichs zu sehen sind. Hauptscharführer war ein relativ niedriger Rang, typisch für HJ-Führer, die sich nur ehrenamtlich und auf der lokalen Ebene engagierten.

Was Heinz Peters’ **NSDAP-Mitgliedschaft** betrifft, kennen wir zwar seine Mitgliedsnummer - 999.346 - nicht aber das Eintrittsdatum. Da die Entwicklung der Mitgliederzahlen der NSDAP vor 1933 unklar ist (unter anderem, weil 40 Prozent der frühen Mitglieder bald wieder ausgetreten sind) und die chronologische Reihenfolge bei NSDAP-Mitgliedsnummern nicht immer streng eingehalten wurde, ist Heinz Peters Eintrittsdatum an Hand der Mitgliedsnummer nur grob zu schätzen. Es ist einigermaßen sicher, dass die NSDAP im Sommer 1931 rund 800.000 und im September 1932 rund 1.300.000 Mitglieder hatte, weshalb die Annahme plausibel ist, dass er etwa im Sommer 1932 NSDAP-Mitglied geworden ist.[2618]

Zu seiner weitere politischen Laufbahn findet sich in der „Familienschublade“ ein am 1.6.1935 ausgestellter „**Ausweis für politische Leiter**“, dessen Passfoto Heinz Peters in NSDAP-Uniform zeigt. (Braunhemd, brauner Schlips, Parteiabzeichen als Krawattennadel.) Der Ausweis nennt die erwähnte Mitgliedsnummer, ist „gültig für die Amtsdauer als **Blockleiter**[2619] und **Kassenwalter des WHW**“[2620] und bestätigt, der Inhaber sei „berechtigt zum Tragen der

[2617] Vgl. zur Frage des Kirchenaustritts und der Bezeichnung „gottgläubig“ meine Anmerkung zum Eintrag vom 30.3.1939.

[2618] Zum Vergleich: mein Vater Ed Berwanger ist am 1.8.1933 in die NSDAP eingetreten mit der Mitgliedsnummer 2.695.050, meine Mutter Elsbeth Berwanger am 1.6.1936 mit der Mitgliedsnummer 6.933.446. Außerdem sind aus der engeren Familie nur noch mein Großvater Albert Fritze (vermutlich seit 1936) und Ruth Reißmann (seit dem 1.7.1939) in der NSDASP gewesen, ihre Mitgliedsnummern kenne ich aber nicht.

[2619] Zur Funktion des Blockleiters habe ich zu dem Brief von 1.11.1939 u. a.angemerkt: „Ein Block war die kleinste Organisationseinheit der NSDAP, ein Blockleiter waren zuständig für 40 bis 60 Haushalte. Er kassierten den monatlichen Parteibeitrag, führte Haussammlungen durch, sorgte für die Beflaggung der Häuser an NS-Feiertagen etc. Außerdem sollte er ‚Vorgänge politisch-polizeilichern Charakters’ nach oben melden.“

[2620] „Kassenwalter“ ist NS-Deutsch für Kassierer, mit dem W.H.W. ist das Winterhilfswerk gemeint. Zum WHW vgl. Anmerkungen zum 6.10.1936.

Uniform eines Ortsgruppen-Abteilungsleiters“. Heinz Peters gehörte damit zu den rund 700.000 „Goldfasanen“, wie die Politischen Leiter wegen ihrer goldbraunen Uniformen im Volksmund genannt wurden. Welche Rolle sie praktisch spielten, hing sehr von den Umständen ab, zumal bei den Blockleitern, der untersten Stufe in der Parteihierarchie, und auch mit dem Kassenwalter war sicher mehr Arbeit als Prestige verbunden, denn auf der lokalen Ebene kamen die Einnahmen des Winterhilfswerkes typischerweise als Kleingeld aus den Klapperbüchse der Straßensammlungen.

Aus seinem Attichy-Tagebuch (Eintrag vom 19.9.1945) wissen wir, dass er im September **1935** am **Reichsparteitag** in Nürnberg teilgenommen hat, was auch durch die Teilnehmermedaille „Reichsparteitag 1935“ in der „Familienschublade“ bestätigt wird. Vielleicht war er einer der 10.000 Politische Leiter, die am 12.9.1935 ihrem „Führer“ einen abendlichen Fackelzug darbringen durften, bestimmt war er aber am nächsten Tag dabei, als 100.000 Politische Leiter mit 20.000 Fahnen zum „Appell“ auf der Zeppelinwiese aufmarschiert sind um einer Rede Hitlers zu lauschen, der sie bei dieser Gelegenheit „die politischen Offiziere der Nation“ nannte. Die Presse hat das zwar als ein „machtvolles Bekenntnis der Gefolgschaftstreue des politischen Führerkorps für Adolf Hitler“ gewürdigt, es müssen aber mühsame Tage gewesen sein, mit endlosen Anmärschen, Wartezeiten und Abmärschen, um von der An- und Abreise in überfüllten Sonderzügen, der Unterbringung in riesigen Zeltstädten und der Verpflegung aus der Gulaschkanone nicht erst zu reden.[2621]

Vollständiger als Heinz Peters’ politische ist seine **berufliche Laufbahn** dokumentiert. Er hätte zwar, wie Gerta Peters berichtet, nach dem Abitur gerne studiert, aber damals erlebte „die Weimarer Republik ihre Höllenfahrt in den Abgrund einer beispiellosen Depression“ (Wehler) und auch die Familien Peters musste zurückstecken, vorerst zumindest, weshalb Heinz Peters vom 1.4.1931 bis zum 28.2.1934 bei der Hamburger Außenhandelsfirma A.C. Wilhelm Struss eine Lehre als **Handlungsgehilfe** absolvierte. Er besuchte im Winter 1931-32 bei dem Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband auch einen „Kursus für Export“ und erwarb Kenntnisse der englischen, spanischen und französischen Sprache. Danach hat er bei seiner Lehrfirma acht Wochen (bis zum 31.5.1934) als Korrespondent und Fakturist gearbeitet, dann vier Jahre (5.6.1934 bis 31.7.1938) als **Buchhalter** bei der Sparkasse zu **Hitfeld**, einer Zweigstelle der Kreissparkasse Harburg, und schließlich ab dem 1.8.1938 als **Kreditsachbearbeiter** bei der Kreissparkasse **Oldenburg**.

Am 30.9.1939 wollte er in eine deutlich bessere Stellung bei der **Stadtsparkasse Arnswalde**[2622] wechseln, hatte auch den Umzug schon vorbereitet und sogar sein Privatkonto an die neue Arbeitsstelle übertragen, aber antreten konnte er den Posten nie. Er wurde am 22.8.1939 eingezogen und als der Krieg endlich zu Ende war, lagen Arnswalde mitsamt seinem Konto und der Bestallungsurkunde zum Bankbeamten in Polen.[2623]

2621 Zum Reichsparteitag 1935 vgl. Anmerkungen zum 11.9.1935, zum allgemeinen Ablauf eines Reichsparteitages die Anmerkung zum 12.9.1936 und 10.9.1937.

2622 Arnswalde (heute Choszcno) war eine kleine Kreisstadt in der pommerschen Neumark, rund 80 Kilometer östlich von Stettin.

2623 Das war nach seinem Tod ein Problem, denn ohne die Bestallungsurkunde konnte Gerta

Sonst habe ich aus der Vorkriegszeit nur noch den Ausweis des **Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verbandes** gefunden, dessen Jugendabteilung Heinz Peters am 2.5.1931 beigetreten ist und die Mitgliedskarte des „**Volksbundes der deutschen sippenkundlichen Vereine** (VSV) e.V." dem er seit dem 8.3.1934 angehörte. Das Passfoto zeigt Heinz Peters in NSDAP-Uniform, geprüft und gebilligt wurde seine Aufnahme in den VSV von der Reichsstelle für Sippenforschung.[2624] Das kann, muss aber nicht mit der Ahnenforschungsmarotte der Nazis zusammenhängen. Familienforschung war damals ein populäres Hobby, dem man in den Familien Berwanger wie Fritze schon in den 1920er Jahren nachgegangen war.

Die zahlreichen Familienurkunden, die Heinz Peters zusammengetragen hat, habe ich nicht durchgesehen, durch einen Blick auf die Sippentafel aber festgestellt, dass sein ältester vermerkter Vorfahre vermutlich **Carsten Urbrook** ist, der **1544** geboren wurde. Einen weiter zurückreichenden Stammbaum in unserer weitesten Familie kenne ich nicht, es ist schon ungewöhnlich, wenn Urkunden einer bürgerlichen Familie die Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges überlebt haben.[2625]

Wie es Heinz Peters im Krieg und danach erging, habe ich, soweit es sich aus dem Nachlass ergibt, vorne aufgeschrieben.

Hier will ich nur noch anmerken, dass die fünfeinhalb Jahre in Mittenwald[2626] für ihn noch schwieriger gewesen sein dürften als für seine Schwäger Werner Reißmann und Kurt Fritze, die sich beide schon 1950 in Neustadt b. Coburg bzw. Frankfurt neue berufliche Existenzen aufbauen konnten. Wenn ich das richtig verstanden habe, war die bajuwarische Lebensart seine Sache nicht, und das Geschäftsgebaren seines Schwagers Carl entsprach auch nicht immer den

---

Peters keine Witwenrente beantragen. Erst als Karl Müller, Chef der „Neuen Sparkasse von 1864" und ein alter Freund von Heinz Peters, sich der Sache annahm und mit viel Mühe den ehemaligen Chef der Arnswalder Sparkasse ausfindig gemacht hatte, konnte durch dessen eidesstattliche Versicherung geklärt werden, dass Heinz Peters Bankbeamter gewesen war und seine Witwen damit einen Rentenanspruch hatte. (Solche Erklärungen waren nach 1945 angesichts der Hundertausenden von verlorenen, verbrannten oder sonst wie untergegangenen Urkunden üblich und ausreichend.)

2624 Die „Reichsstelle für Sippenforschung" (ab 1940 "Reichssippenamt") war die Aufsichtsbehörde für die amtliche Sippenforschung, Ariernachweise und ähnliches.

2625 Dass die Unterlagen der Familie Berwanger bis in das Jahr 1600 zurückreichen, ist vermutlich nur dem Umstand zu verdanken, dass das Örtchen Berwang in Tirol, aus dem unsere Vorfahren stammen, so abgelegen und armselig war, dass nicht einmal die ewig hungrige Soldateska des Dreißigjährigen Krieges sich die Mühe machte, es zu plündern.

2626 Nach den Unterlagen von Gerta Peters war Heinz Peters seit dem 1.8.1946 bis zum 31.12.1948 bei dem „Arbeitgeber Carl Karner, Mittenwald" angestellt. Nach dem Ende der Mittenwalder „Familienfirma" hat er verschiedene freiberufliche Tätigkeiten ausgeübt (vgl. Anmerkung zum 14.6.1949), seit November 1949 war er als Dolmetscher bei der amerikanischen Zollverwaltung angestellt. Nach den Versicherungskarten vom 1.8.1946 bis zum 31.12.1948 betrug sein Einkommen, (das auch für die Zeit vor der Währungsreform in DM umgerechnet worden war,) für die fünf Monate im Jahr 1946 1.250 DM, für das Jahr 1947 3.000 DM und für das Jahr 1948 2.664 DM. Das dürfte etwas über den damaligen Durchschnittsgehältern gelegen haben.

Vorstellungen eines hanseatischen Bankbeamten.

Im Januar 1952 - mehr als zwölf Jahre nach seiner Einberufung zur Wehrmacht - konnte er nach Hamburg und in seinen Beruf zurückkehren. Er durfte hoffen, endlich das Leben führen zu können, das er sich und seiner Familie in all den Jahren gewünscht hatte, aber schon 1953 wurde er hoffnungslos krank, und lag im Krankenhaus bis er seine Frau bat, ihn nach Hause zu holen. Dort ist er am 7.8.1954 gestorben.

Am nächsten Tag stand der Großvater Albert Fritze in St. Ingbert vor unserer Tür. Er sah ganz klein, grau und zerbrechlich aus, die Tränen liefen ihm über das Gesicht und er musste drei Mal ansetzten, bevor er es endlich sagen konnte: „Der Heinz ist tot.“ In der Generation meines Großvaters hat man Todesnachricht in der engeren Familie persönlich überbracht, das war man dem Toten schuldig.

2.08*

Biographische Anmerkungen

Die Kinder aus der Halbergstraße

Die Kinder aus der Halbergstraße, also meine Mutter Elsbeth und ihre Geschwister Martha, Ruth, Gerta und Kurt, begegnen uns schon im ersten der hier abgedruckten Texte, und sind danach in den Briefen und Tagebüchern allgegenwärtig. Sie waren, neben den Großeltern Fritze, die wichtigsten Bezugspersonen meiner Kindheit und fast alles, was ich über sie anzumerken habe, steht in den Fußnoten und Anhängen. Hier will ich nur noch einige beiläufige Beobachtungen notieren, die meine Generationsgenossen wohl in ähnlicher Form gemacht haben.

Die Männer in unserer Familie waren tüchtige und selbstbewusste Leute, dominiert wurde die Familie aber von den Frauen. Die vier Fritze-Schwestern wurden in der Familie oft unter dem Begriff „Fritze-Töchter“ subsummiert, womit meistens zugleich angedeutet war, dass sie einige Eigenschaften und Einstellungen teilten, die, je nach dem Standpunkt des Betrachters, mehr oder weniger angenehm waren. Dazu gehörte unter anderem ihre gusseiserne Besserwisserei in allen Fragen der Haushaltsführung, die auch ihren Schwiegertöchtern nicht entgangen sein dürfte. Das hatten sie von meiner Großmutter Emilie Fritze geerbt, die noch im hohen Alter ihren auch schon grauhaarigen Töchtern gerne erklärt hat, wie man richtig Salat wäscht oder Geschirr abtrocknet.

Meine Tanten waren für mich Nebenmütter und Onkel Kurt, jedenfalls in meinen Kindertagen, weniger ein Onkel als ein großer Bruder. Wenn ich sie in meiner Kinderzeit besucht habe, fühlte ich mich zu Hause, nicht zu Besuch, und später verlief meine pubertäre Abnabelung von ihnen so beiläufig wie bei meiner Mutter. Als ich erwachsen war, habe ich sie alle als freundliche und kompetente Gesprächspartner erlebt, mit denen ich nicht mehr Differenzen hatte als mit anderen Leuten ihres Alters. Je älter ich wurde, um so mehr habe ich zu respektieren gelernt, mit welchem Einsatz sie sich und ihre Familien durch die schweren Zeiten gebracht haben.

Nicht erwähnt wird in den Aufzeichnungen, dass die vier Schwestern sich bei den üblichen Spaziergängen im Rahmen der Kirkeler Familientreffen wenigstens einmal untergehakt in schnellem Schritt vom Rest der Familie abzusetzen pflegten. Ich hätte zu gerne gewusst, was sie so eifrig, oft mit Gelächter und großem Hallo, zu besprechen hatten, wurde aber immer entdeckt und weggeschickt, wenn ich mich mit langen Ohren unauffällig zu nähern versuchte. Ich sehe die Vierer- oder Fünferkette - manchmal war auch Marianne Fritze dabei, die gut zu ihnen passte - deutlich vor mir: starke, selbstbewusste Frauen, die aus alten BDM-Zeiten den Gleich- und Wechselschritt noch perfekt beherrschten. Als in den 1960er Jahren die „Frauenbewegung“ die deutschen Universitäten erreichte, wusste ich lange nicht, wovon die Rede war, denn in meiner Familie gab es nur Frauen, die so emanzipiert und selbständig waren wie meine Kommilitoninnen es erst werden wollten. Für mich war das ein Glück, denn ich habe in späteren Jahren - wenn mein Gedächtnis mir keinen Streich spielt - immer gescheite und selbstbewusste Frauen und Freundinnen gehabt, und bin

gut damit gefahren.

Dass in unserer Familie die Frauen den Ton angaben, hat mich nie gestört. Da meine Brüder und ich ohne Vater aufgewachsen sind, kannte ich es von zu Hause nicht anders, und auch im Haushalt meiner Großeltern gab die Großmutter den Ton an. Der Großvater ließ es sich gerne gefallen, nicht weil er unter dem Pantoffel stand, sondern weil er ein selbstbewusster Mann war und eine Respektsperson in seinem beruflichen und sozialen Umfeld. Ich habe es erlebt, wie er Herren oder Männer (mein Großvater machte diesen Unterschied) mal scharf, mal ironisch auf ihren Platz verweisen konnte. Die Leitung der Familie und des Haushalts hatte er an seine Frau delegiert. Damit fuhren beide gut und der Umgangston zwischen meinen Großeltern war immer liebe- und respektvoll. Wie das in den Familien meiner Tanten war, kann ich nicht wirklich beurteilen, weil ich sie meistens in Kirkel erlebt habe, und im Umfeld der Großeltern war ohnehin jedermann freundlich, höflich und diskret. Aber ich würde mich sehr wundern, wenn meine Tanten nicht auch in dieser Hinsicht erkennbar die Töchter ihrer Mutter gewesen wären.

Über die Beziehungen der Geschwister untereinander kann ich wenig sagen. Ich glaube zu wissen, und die Briefe im Nachlass scheinen es zu bestätigten, dass sie in der Kriegs- und Nachkriegszeit zusammengehalten und einander nach Kräften unterstützt haben. Dass es später gelegentlich Spannungen gegeben hat, steht zu vermuten, aber unsere Mutter hat in meiner Gegenwart nie, absolut nie, eine abfällige Bemerkung über ihre Geschwister gemacht oder zugelassen. Meine Brüder und ich wurden immer angehalten, den Tanten und Onkeln mit Zuneigung und Respekt zu begegnen und im allgemeinen - also außerhalb der pubertären Sturm- und Drangzeiten - haben wir uns, glaube ich, auch daran gehalten. Es hat mich überrascht als ich vor kurzem zum ersten Mal (von Hanko) gehört habe, dass es eine Frontstellung zwischen Martha und Ruth einerseits und Elsbeth und Gerta andererseits gegeben hat. Ich will es nicht bezweifeln, kann es aber aus eigener Kenntnis - trotz meiner langen Ohren - nicht bestätigen.

Was die Rollenverteilung zwischen den Geschwistern betrifft, sind die Ausgangsdaten bekannt. Meine Mutter Elsbeth war zwei, drei, sieben und zehn Jahre älter als ihre Geschwister und musste ihre Mutter schon früh bei der Betreuung der „Kleinen“ unterstützen. Martha und Ruth, die beiden mittleren Schwestern haben - eingeklemmt zwischen der älteren und dem Nesthäkchen Gerta - wohl besonders eng zusammengehalten, obwohl sie - „künstlerisch interessiert“ die eine (Martha), „burschikos“ die andere (Ruth) - nach ihrem Temperament eher Flügelpositionen in der Familie einnahmen. Dass Gerta als der jüngsten Tochter manche pädagogische Bemühung erspart geblieben sein dürfte, die ihre Schwestern noch auszuhalten hatten, ist eine Allerweltsweisheit. Kurt hatte eine Sonderstellung: einerseits war er der einzige Sohn und der Bruder von vier älteren Schwestern, andererseits steckte er noch in kurzen Hosen als er schon zwei Schwäger hatte, obendrein Leutnants, die ihn sehr kameradschaftlich behandelten. An Männern als „Rollenmodellen“ hat es ihm nicht gefehlt, ganz abgesehen von der männerbündlerischen Hitlerjugend.

Ich glaube nicht, dass aus dem angedeuteten Soziogramm der Fritze-Kinder viel über ihr wechselseitiges Verhältnis als Erwachsene abzulesen ist. Als die Geschwister nach dem Krieg im Jahr 1951 erstmals wieder in Kirkel zusam-

menkamen, war die Halbergstraße nur noch eine ferne Erinnerung - geprägt, verletzt und verhärtet hatten sie die Ängste und Entbehrungen der zwölf Kriegs- und Nachkriegsjahre. Mit diesen „Kriegsteilnehmern“ sind wir groß geworden, nicht mit den fröhlichen Kindern aus der Halbergstraße.

Das war nicht ganz einfach, bei uns zu Hause nicht und, wenn ich das richtig verstanden habe, bei meinen Altersgenossen auch nicht. Unsere Mütter gehörten zu der seit Menschengedenken einzigen Generation in Deutschland, die jahrelang nicht wusste, wie sie ihre Kinder satt bekommen, warm anziehen und mit Schuhen versorgen sollte, um von Spielzeug und sonstigem Kinderkram nicht erst zu reden. Den Wunsch, dass es ihren Kindern einmal besser gehen soll, haben alle Eltern zu allen Zeiten, aber als unsere Eltern in unserer frühen Kindheit diesen Wunsch hatten, saßen sie noch lange in einem tiefen dunklen hoffnungslosen Loch, sozial, wirtschaftlich und beruflich, und ein Ausweg war nicht zu erkennen.

Es muss oft zum Verzweifeln gewesen sein, aber sie gaben nicht auf, verlangten viel von sich, und von uns. Wir wurden mit fester Hand regiert, notfalls auch mit der flachen Hand, dem Kochlöffel, dem Stock oder dem Teppichklopfer, das war damals so üblich. Die Redensart „Schone die Rute und verdirb dein Kind“ galt als Binsenweisheit[2627], Volkskundler wollen herausgefunden haben, dass 1963 noch rund 85 Prozent aller Eltern Schläge für ein notwendiges Erziehungsmittel hielten[2628], und das verfassungsmäßige „Recht auf gewaltfreie Erziehung“ gibt es erst seit dem Jahr 2000.[2629] Wo die Grenze dessen lag, was damals noch als pädagogisch akzeptabel galt, und wie nahe unsere Eltern ihr kamen, ist im Nachhinein schwer zu sagen. Bei meinen Brüder und mir war die Zeit der handgreiflichen Erziehung, wenn ich das richtig erinnere, vorbei als die wirtschaftlichen und sonstigen Lebensumstände wieder entspannt und „normal“ waren.

Gerettet hat die Fritze-Kinder in den schweren Zeiten ihr fast hochmütiges Selbstvertrauen, dass sie es schaffen werden, was auch immer, und ohne fremde Hilfe. Ich glaube, wir Fritze-Enkel haben das, bei allen Temperaments- und sonstigen Unterschieden, geerbt. Das wäre kein schlechtes Erbe.

[2627] Das Original stammt aus dem Alten Testament: „Wer die Rute spart, hasst seinen Sohn.“ (Sprüche Salomonis 13, 24)

[2628] In deutschen Schulen wurde die Prügelstrafe erst 1973 abgeschafft, in Bayern sogar erst 1980.

[2629] BGB § 1631 (2) „Kinder haben ein Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen ... sind unzulässig.“ (Fassung vom 2.11.2000)

2.09*

Biographische Anmerkungen

Henner Pitz und der Schneider von Ulm
1894-1987

Henner Pitz war ein Neffe meiner Großeltern Fritze, den ich gut kannte und erinnere. In der „Sippentafel“ habe ich 2005 in einer Fußnote über Heinrich Pitz und seine Schwester Hanna Müller, unter andrem vermerkt: „Heinrich Pitz, genannt ‚der Henner‘, ‚arbeitete in seiner Jugend bei der Knappschaft und hat mich unter anderem dadurch beeindruckt, dass er, erstens, junge Leute aus hygienischen Gründen vor der Ehe warnte, zweitens, den schlüssigen Beweis dafür gefunden hatte, dass 1939 der Weltkrieg ausgebrochen ist, weil die Polen Deutschland überfallen haben,[2630] und, drittens, in den 1920er Jahren ein stufenloses Getriebe für Autos erfunden hatte und unermüdlich an weiteren bahnbrechenden Erfindungen arbeitete, um deren wirtschaftlichen Früchte ihn aber, wie er glaubte beweisen zu können, betrügerische Patentanwälte gebracht haben. Im übrigen war er ein höflicher und liebenswürdiger Mensch.“ Dass er ausserdem ständig an immer neuen, der Wissenschaft bislang unbekannten Krankheiten litt[2631], hinderte ihn nicht daran, ein hohes Alter zu erreichen, genau wie seine Schwester Hanna (1896 - 1995), verheiratete und geschiedene Müller, die kurz vor ihrem hundertsten Geburtstag, gestorben ist.

Mittlerweile muss ich die Fußnote um weitere Fußnoten und eine Trouvaille aus der Datenbank des Deutschen Patent- und Markenamtes in München ergänzen, denn dort habe ich im Jahr 2006 **fünf Patentanmeldungen** von Heinrich Pitz gefunden, die älteste von 1933, die jüngste von 1981.[2632] Die technischen Beschreibungen und Zeichnungen habe ich nicht verstanden, aber der Stil und die eingestreuten Betrachtungen sagen auch dem technischen Laien einiges über Heinrich Pitz als Mensch und Erfinder. Die britische Patentanmeldung von 1933 ist dank der Einschaltung einer englischen Kanzlei sprachlich klar und beschränkt sich auf die technische Seite der Sache, die späteren Texte werden immer kurioser. Heinrich Pitz hat wohl selbst den Verdacht gehabt, dass man

---

2630 Mein Onkel Henner hatte die Beweise in der „Deutschen National- und Soldatenzeitung“, einem rechtsradikalen Spinnerblatt, gefunden und mir davon erzählt. Er war damals etwa achtzig Jahre alt und schaute mich zutraulich mit großen blauen Kinderaugen an - was sollte ich antworten? Wir haben uns sehr freundschaftlich über die historiche Bedeutung seiner Entdeckung unterhalten.

2631 Vgl. Brief vom 5.11.1939.

2632 Die Anmeldung von 1933 liegt nur der Fassung vor, die bei dem britischen Patentamt eingereicht wurde für „Improvements in and relating to Variable Speed Gearing“ und beginnt mit den Worten „I, Heinrich Pitz, of Gneisenaustrasse 10, Saarbrücken III do hereby declare the nature of this invention ...“ Unterzeichnet wurde die „Patent Specification“ von einer britischen Kanzlei (Marks & Clerk), bei allen folgenden Patenten scheint Heinrich Pitz auf die Einschaltung eines Patentanwaltes verzichtet und seine Anträge selbst getippt zu haben. Ich habe die erste Patentschrift so wenig verstanden wie die folgenden von 1964 („Getriebe für schlupffreie Regelung einer Leistung“), 1969 („Dynaflow-Getriebe - Doppelturbinen-Wandler - mit nachgeschaltetem Hebelwerk zur regelbaren Steigerung der Zugkraft“), 1974 („Zusätzliches Räderwerk mit waageartigen Eigenschaften zur verlustarmen Regelung stufenloser Antriebe“) und 1981 („Waageartiges Hebelwerk die vom Halbmesser des Rades bestimmte Umfangskraft selbsttätig vervielfachend ohne veränderte Hebellängen, jeweilige Winkelgeschwindigkeiten“).

ihn nicht ganz ernst nehmen könnte, und betont deshalb 1974 ausdrücklich, seine Idee könne nicht „als erfinderische Utopie abgetan werden, wie etwa ein Perpetuum mobile“, aber 1981 kommt er in seinem Forschungsdrang diesem ewigen Menschheitstraum so nahe, wie es gerade noch möglich ist ohne in eine Anstalt eingewiesen zu werden.

Wenn man die technischen Ausführungen überspringt, heißt es in der Patentanmeldung von 1981: „Die hier vorgestellte Erfindung ... soll Hinweis und Lehre sein, daß nunmehr Maschinen und Motoren mit halber, viertel usw. Kraft gleiche Arbeit in der Zeiteinheit leisten können wie bisher. ... **ein einmaliger Fortschritt von epochaler und weltweiter Bedeutung** ... Gleichzeitig widerlegt die Erfindung, daß der Nachholbedarf an E-Strom nur durch den Neubau von Kernenergie-Kraftwerken zu decken sei. Offenbar war die gefährliche und unheilvolle Nuklearkraft als Feuer des Prometheus schon den als blond, hochgewachsen und blauäugig geschilderten Hellenen der Antike bekannt. ... Daß Prometheus deshalb an den Felsen gekettet worden ist, gibt zu denken. ... Im Vergleich zu der Erzeugung atomaren Stromes liegen nun die ethischen, volkswirtschaftlichen und technischen Werte in einer allumfassenden Weise bei der hier beschriebenen Erfindung: weniger Rohstoffe allein schon für die Motoren ... Entlastung des Netzes ... Belebung aller Bereiche der Wirtschaft. ... Das ist keine so einfach dahingesagte Behauptung; auch der Traum des **Daidalos** und **Ikaros**, des **Schneiders von Ulm** und natürlich auch der des **Lilienthal**, und sogar die Ganzmetallflugzeuge von Prof. **Junkers**, sind längst Wirklichkeit geworden.“

Dass Heinrich Pitz neben antiken Helden und erfolgreichen Erfindern auch den glücklosen Schneider von Ulm erwähnt, hat seinen eigenen Charme. Der **Schneidermeister Berblinger aus Ulm** wie der Knappschaftsbeamte Pitz aus Saarbrücken waren lebenslang besessene und letztlich gescheiterte Amateurerfinder. Berblinger baute unter anderem eine Art Drachenflieger, mit dem er 1811 vor einer großen Menschenmenge über die Donau fliegen wollte, zum allgemeinen Gespött aber nur ins Wasser fiel. 1986 hat man allerdings mit einem Nachbau festgestellt, dass das Ding vielleicht wirklich fliegen konnte - womit nicht gesagt sein soll, dass man auch die Maschinen von Heinrich Pitz nachbauen und auf ihre Funktionstüchtigkeit überprüfen sollte, sonst müsste man sich am Ende auch mit der - wie meine Cousine Irmgard Jungert sich erinnert - letzten unvollendeten Erfindung von Onkel Henner beschäftigen: dem Automotor, der als Brennstoff nur noch reines Wasser braucht.

Über die einfache Bekanntmachung des Patentantrages (sog. Offenlegungsschrift) ist Heinrich Pitz nicht hinausgekommen, eine förmliche Patentschrift wurde nie erteilt. Das mag auch an den Gebühren gelegen haben, denn nach der heutigen Gebührenordnung wären für eine Anmeldung zwar nur etwa 200 Euro fällig, für die Vorarbeiten[2633] und die Abfassung einer Patentschrift aber mehrere tausend Euro, und während der zwanzig Jahre dauernden Schutzfrist wären weitere 16.000 Euro zu entrichten gewesen. Das war mehr als Heinrich Pitz in seine Erfinderkarriere investieren konnte.

[2633] Mein Bruder Gerhart erinnert sich, dass Heinrich Pitz erzählte, er lasse von einem Handwerker maßstabsgetreue Modelle seiner Erfindungen bauen.

Jenseits aller Absonderlichkeit belegen die alten Patentanträge aber auch einen der liebenswürdigsten Züge von Heinrich Pitz, die rührende Sorge um seine Schwester Hanna. Weil sie kein eigenes Einkommen hatte, mussten beide von Heinrichs Rente leben, die recht bescheiden gewesen sein dürfte, weil er schon im Alter von etwa fünfzig Jahren als Knappschaftssekretär in eine Art vorgezogenen Ruhestand gehen musste.[2634] Es war Heinrichs ständige Sorge, seine Schwester für die Zeit nach seinem Tod wirtschaftlich abzusichern, und zweifellos hat er deshalb die Patente von 1969 und 1981 nicht nur in seinem, sondern auch in ihrem Namen angemeldet, sodass sie an dem erhofften wirtschaftlichen Erfolg teilgehabt hätte. Dazu kam es nicht, und Hanna Müller hat während ihrer letzten Lebensjahre von der Sozialhilfe und Zuwendungen der Familie ihres früheren Mannes - der alteingesessenen Brauerei-Dynastie Bruch - gelebt, ganz auskömmlich, soweit ich mich erinnere.

[2634] Heinrich Pitz ist nach dem Kriege im Rahmen der Épuration (der französischen Variante der Entnazifizierung) entlassen worden, was, wie mein Großvater Albert Fritze einmal bemerkte, der Saarknappschaft ganz recht gewesen sei, weshalb „der Henner“, anders als die Mehrzahl seiner Kollegen, später auch nicht wieder eingestellt wurde.

2.10*

Biographische Anmerkungen

Herbert Bursian, Hitler und Stalin
1921-2006

Herbert Bursian, geb. am 4.5.1921 in Neisse, Oberschlesien (heute Nysa, Polen) gehört zur Familie seit er 1966 meine Tante Else Berwanger (1913-2002) geheiratet hat. Er war ein freundlicher, etwas schrulliger Mann, der in seinem Berufsleben ein begabter Techniker und besessener Tüftler gewesen sein muss. Dass er für **Hitler** wie für **Stalin** an militärtechnischen **Geheimprojekten** gearbeitet hatte, erzählte er mir einmal so nebenbei.

Nach seinen Erzählungen, auf die ich mich hier im wesentlichen stütze, hat er in seiner Heimatstadt den Beruf eines **Elektroinstallateurs** erlernt, ging etwa 1938/9 zu Siemens nach Berlin, fand sofort Arbeit im „**Labor für Rundfunkgeräte**" und hat den Rest seines Arbeitslebens in Forschungslabors verbracht. Von dem Rundfunkgerätelabor kam er zum **Labor für Luftfahrtbordgeräte** der Siemens Apparate und Maschinen GmbH, die „schwachstromtechnische und feinmechanische Erzeugnissen für Heeres- und Marinezwecke" herstellte, und mit dieser 1940 in die ebenfalls zu Siemens gehörende „**Luftfahrtgerätewerk Hakenfelde GmbH**" (LGW). Er war zwar wehrpflichtig, war aber auch nach den strengen Maßstäben der Wehrmacht bei Siemens unentbehrlich und wurde bis Kriegsende immer wieder „unabkömmlich" (uk) gestellt.

Immerhin hat er während seiner Arbeit bei der Siemens-Luftwaffenerprobungsstelle in Diepensee[2635] nebenbei auch bei der **Heimatflak** gedient. Die Heimat- und Alarmflakartillerie war eine Art Hilfsartillerie zum Schutz von Industriebetrieben, großen Behörden u. ä., die aufgestellt wurde als 1942 rund 120.000 Flaksoldaten mitsamt ihrer schweren Geschütze an die Ostfront abgezogen wurden. Das Bedienungspersonal, Flakwehrmänner genannt, bestand aus Zivilisten der jeweiligen Firmen und Behörden, die bei Fliegeralarm von ihrem Arbeitsplatz zu den Kanonen eilten. Uniform trugen sie dabei nicht, durften sich aber eine Heimatflaknadel[2636] an das Revers stecken. Der ehemalige Flakwehrmann Bursian erinnert sich an diesen Teil seiner Arbeit bei der LGW nicht als Soldat, sondern als Arbeitnehmer: „Dienst hatten wir immer nur eine über die andere Woche, und dann immer nur ab 18 Uhr und bei Fliegeralarm. Dafür gab's Überstunden." Über den militärischen Teil weiß er nur noch: „Wir hatten drei 2-cm-Geschütze. Manchmal hat das ganz schön gekracht." [2637]

[2635] Die Luftwaffenerprobungsstelle Diepensee, ein Zweigwerk der LGW, lag auf dem damaligen Werkflugplatz der Henschel-Flugzeugwerke, aus dem später der DDR-Flughafen Schönefeld wurde und aus dem demnächst der Flughafen Berlin-Brandenburg International werden soll.

[2636] Das Luftwaffen-Verordnungsblatt vom 29.3.1943 beschreibt die Anstecknadel wie folgt: „Das Abzeichen stellt den Wesensinhalt der Heimatflakartillerie dar: den arbeitenden Menschen (Symbol Zahnrad) im Einsatz der Luftwaffe (Symbol Adler)."

[2637] Viel mehr als Krach hat die Heimatflak nicht gemacht. Ihre 2-cm-Flak 30 bzw. 38, hatte zwar eine Feuergeschwindigkeit von 120 bzw. 220 Schuss / Minute, eine Schussweite von 4.800 m und eine Schusshöhe von 3.700 m, aber sogar ausgebildete Artilleristen holten bei den damaligen Flughöhen und -geschwindigkeiten damit nicht viel vom Himmel. Bei Fachleuten galt die Heimatflak als Munitionsverschwendung, gut allenfalls zur Hebung der Moral an der Heimatfront.

Die LGW empfand sich, laut Herbert Bursian, als wissenschaftlich-technischer Konkurrent der Heeresversuchsanstalt und der Luftwaffenerprobungsstelle, die seit 1936 in **Peenemünde** errichtet worden war. Er war sich bis zu seinem Ende sicher, dass seine Firma „den Heinis in Peenemünde" technisch immer eine Nasenlänge voraus war und die Wehrmacht nur aus Konkurrenzneid die Serienfertigung vieler Erfindungen, die unter Mitwirkung von Herbert Bursian entstanden waren, hintertrieben hat.

Sein oft zitiertes Beispiel ist eine **Fernsteuerung**, mit der man über Funk ein Flugzeug vom Start bis zur Landung steuern konnte - heute würde man von einer **Drohne** sprechen - deren Prototyp 1940 für eine erfolgreiche Vorführung in Peenemünde in eine JU 52[2638] eingebaut worden war. „Aber die haben lieber an ihrer V 1 rumgebastelt, die nie funktioniert hat," weshalb die LGW und Herbert Bursian bis Kriegsende im wesentlichen an der Steuerungstechnik von Flugzeugen und Raketen für Peenemünde arbeiten mussten. Auch dabei waren sie „denen" immer eine Nasenlänge voraus, denn, so Herbert Bursian, „Peenemünde war vor allem Verwaltung. Die hatten 6.000 Mann, da kannst Du Dir vorstellen, wen die da alles beschäftigt haben."

1945 haben „die Russen" alle Flugzeug- , Steuerungs- und Raketenfachleute, „die die Amis nicht mitgenommen hatten" in **Schöneweide**, einem Ortsteil von Ostberlin, zusammengezogen, und ihre Entwicklungsarbeit fortsetzen lassen. Bis in die 1950er Jahre hat Herbert Bursian deshalb in einem „**Russen-Labor**" an Steuersystemen für die Raumfahrt und Raketenwaffen der Sowjets gearbeitet. Drei Dinge sind ihm aus der Zeit besonders gut in Erinnerung geblieben: erstens die „**Pajoks**" (Pakete) mit hochwertigen Lebensmitteln (Schmalz, Eier, Speck, Wodka), die die Sowjetische Militäradministration an verdiente Intelligenzler und unentbehrliche Techniker verteilte, zweitens die hohe fachliche und menschliche Qualität seiner russischen Vorgesetzten, und drittens die fortdauernde Konkurrenz mit „denen aus Peenemünde", jetzt über den Atlantik hinweg, denn „die Amis haben nur den Braun und solche Leute geholt, die von Steuerungstechnik keine Ahnung hatten."

Dass er erst Hitler, dann Stalin gedient hat, war Herbert Bursian, wie ich ihn kennen gelernt habe, ziemlich gleichgültig, denn Politik hielt er für Betrug, und vom Leben verlangte er nichts weiter als eine sehr gut ausgestattete Laborwerkstatt. Als die Sowjets den Vorschlag machen, das Labor mit Mann und Maus von Berlin in die Sowjetunion zu verlegen, wären er und seine Kollegen mitgegangen unter der Voraussetzung, dass sie in gleicher Weise unter den gleichen russischen Chefs weiterarbeiten dürften. Politische oder andere Vorurteile hatte Herbert Bursian nicht, abgesehen natürlich von seinem lebenslangen Groll auf Wernher von Braun und „die Peenemünder".

Aus dem Umzug in die Sowjetunion wurde nichts, stattdessen wurde er Anfang der 1950er Jahre zu einem **Labor des DDR-Marineministeriums** versetzt und

---

[2638] Die Junkers 52/3m (populär bekannt als „Tante Ju") war als Weiterentwicklung eines Frachtflugzeugs aus den dreißiger Jahren, bei Kriegsbeginn als Bomber, ab 1940 aber im allgemeinen als zwar langsames, aber sehr zuverlässiges Transportflugzeug verwendet worden.

baute eine Weile in Wismar, Rostock und Stralsund hochmoderne Seenotsender in die Schiffe der DDR-Ostseeflotte ein, bevor er zu einem Labor kam, das sich mit der elektrische Steuerung der **Eisenbahnsignale in der DDR** beschäftigte. 1960, als rund 200.000 Menschen aus der DDR flohen, hat auch Herbert Bursian „rübergemacht“. Er wurde „von den Amerikanern“ in Oberursel drei Wochen lang über seine Arbeit in der DDR befragt, war aber im Rückblick immer sehr unzufrieden mit diesen Verhören, denn „die Amis hatten keine Ahnung vom Eisenbahnsignalwesen“.

Danach hat er in den Entwicklungslabors verschiedener Firmen gearbeitet, u. a. in Hannover und in Westberlin. In Hannover hat er, wie er berichtete, den ersten transportablen **Protonenmagnetometer**[2639] gebaut, mehr oder weniger, wie er ebenfalls berichtete, nur um seinen skeptischen Vorgesetzten zu beweisen, dass das möglich sei.

Anfang der 1960er Jahre hat er „als Kurschatten“ die, wie er stolz erzählte, viel umschwärmte **Else Berwanger** näher kennen gelernt, 1966 haben die beiden geheiratet und einige Jahre in Berlin gelebt, Neukölln, Muschelkalkweg 1. Ich habe sie dort besucht und dabei erstmals Herbert Bursian kennen gelernt. 1970 wollte Herbert Bursian fort von Berlin - „weil man nie weiß, was der Russe vorhat“ - und die Familie zog nach Kreuznach, Roßstr. 29, in die Wohnung der 1963 verstorbenen Mutter von Else Berwanger. Seither und bis zu seinem Ruhestand arbeitete Herbert Bursian im **Labor des Instituts für Physik der Universität Mainz**, aber das hat ihm nicht gefallen: „Wenn man aus der Großindustrie und der Spitzenentwicklung kommt, ist so eine Behörde langweilig.“ Zur Erholung von der Langeweile der Universität und später des Ruhestandes hatte er zu Hause eine vorzüglich eingerichtete elektronische Bastelbude aufgebaut und nebenbei die **Makrophotographie** (Insektenaugen, Blütenfäden etc.) für sich entdeckt.

Herbert und Else Bursian kamen aus verschiedenen Welten, aber sie haben, soweit ein Außenstehender das beurteilen kann, 36 Jahre lang eine gute Ehe geführt, und ich bin ganz sicher, dass Herbert Bursian seine Else geliebt, bewundert und umsorgt hat bis zu ihrem Ende. Seine Frau ist 2002 einen leichten Tod gestorben, Herbert Bursian lebte danach in einer Art Altenheim in Kreuznach, versorgt sich im wesentlichen selbst und war immer noch technisch bestens ausgerüstet. Meine Brüder und ich hatten gelegentlich noch Kontakt zu ihm bis er am 11.7.2006 nach kurzer Krankheit gestorben ist.

[2639] Was ein Protonenmagnetometer ist, kann ich, trotz längerer Ausführungen von Herbert Bursian, nicht sagen, man verwendet ihn aber offensichtlich bei der Erdölexploration.

2.11*

Biographische Anmerkungen

Alfred Hartmann, Adolf und Walther
1890-1989

In den Papieren von Gerta Peters habe ich die „Besitzurkunde des HJ-Ehrenzeichens“ für Heinz Peters gefunden, die ihn als Mitglied der Hitlerjugend seit dem Jahr 1930 ausweist. Das kam mir rätselhaft vor, denn eigentlich spricht alles, was wir über die Sozialgeschichte der frühen Hitler-Bewegung wissen, dagegen, dass ein damals 19-jährige Abiturient aus gutem Hause schon 1930 ausgerechnet in Bergedorf der HJ beigetreten sein sollte.

Die HJ hatte damals im ganzen Reich allenfalls 12.000 Mitglieder und die NSDAP rekrutierte ihre Anhänger vor der „Machtergreifung“ typischerweise aus dem proletarischen Milieu sowie aus dem durch die Weltwirtschaftskrise deklassierten Mittelstand und unter ehemaligen Soldaten. Wilhelm Peters (1875-1954), der Vater von Heinz, gehörte als leitender Ingenieur und kaufmännischer Direktor des „Bergedorfer Eisenwerks“ sicher nicht zu diesen Kreisen[2640], und insofern half mir auch der Umstand nicht weiter, dass die NSDAP ab 1929 verlangte, dass die Kinder von Parteimitgliedern in die HJ eintreten. Ich hatte das Rätseln über Heinz Peters’ frühe HJ-Mitgliedschaft schon aufgegeben, als Wulf Peters mich auf **Alfred Hartmann** (1890-1989) aufmerksam machte, einen zwanzig Jahre älterer Cousin[2641] von Heinz Peters. Der passte besser in die Typologie der frühen NS-Anhänger[2642], und Heinz Peters hatte ein gutes Verhältnis zu ihm, wie Wulf berichtet. Er könnte - ich wiederhole: könnte - seinen Cousin Heinz für die Sache des Führers gewonnen haben, aber Alfred Hartmanns riskante **Doppelbeziehung zu Adolf (Hitler) und Walther (Gravenhorst)** ist auch ohne das erzählenswert.

In Wulf Peters’ Wohnzimmer hängt ein buntes **Glasfensterchen**, auf dem Alfred Hartmann seine lebenslangen politischen wie privaten Neigungen - und vielleicht sogar seinen geliebten Freund, den SS-Obersturmbannführer und Rittmeister Walther Gravenhorst - verewigt hat. Es zeigt einen nackten Jüngling mit wehendem Blondhaar, der auf einem Schimmel quer durchs Bild galoppiert. Die

---

[2640] Auch das 20.000-Einwohner-Städtchen Bergedorf, damals noch nicht nach Hamburg eingemeindet, war mit seiner altansässigen Bevölkerung ganz gut durch die schwere Zeit gekommen und bei den Wahlen vor 1933 hat die NSDAP in Bergedorf immer etwas schlechter abgeschnitten als im Reichsdurchschnitt. Als die Nazis im August 1930 einen ihrer ersten Propagandamärsche durch Bergedorf veranstalteten, brachte sie gerade einmal 100 Mann auf die Beine, von denen die meisten auf LKWs aus der Umgebung herangekarrt worden waren.

[2641] Sein Vater war der Großhandelskaufmanns Carl Hartmann (1861-1947), seine Mutter Martha Therese, geb. Lübbers, war die ältere Schwester von Heinz Peters’ Mutter Agnes, geb. Lübbers.

[2642] Meine einzige schriftliche Quelle über Alfred Hartmann ist eine Ortschronik der Gemeinde Rosengarten von Dr. Michael Peters. („Geschichte der zehn Rosengarten-Gemeinden in der Zeit des Nationalsozialismus“, Privatdruck, Gemeinde Rosengarten, 1997.) Wulf Peters - mit dem Autor weder verwandt noch verschwägert - hat mir die einschlägigen Seiten freundlicherweise in Kopie zur Verfügung gestellt. Ihm verdanke ich auch Angaben über die privaten Neigungen von Alfred Hartmann.

rechte Hand sieht aus, als hätte der Reiter gerade einen Speer geschleudert, die linke führt einen Schild, auf dem heute nur noch eine Art viergeteilter schwarzer Fensterrahmen zu sehen ist, von dem bei näherem Hinsehen aber unschwer zu erkennen ist, dass es sich um ein nachträglich übermaltes Hakenkreuz handelt.

Alfred Hartmann stammte aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie, absolvierte die Handelsschule, wurde 1913 zum Militär eingezogen, war im 1. Weltkrieg unter andere Militärdolmetscher an der Westfront und nach dem Krieg als Teilhaber der väterlichen Textilgroßhandelsfirma tätig. In den 1920er Jahren zog er in das damals noch sehr ländliche **Eckel**, heute ein Ortsteil der Gemeinde **Rosengarten** bei Hamburg, und lebte ab 1928 in einer schönen „Hamburger Kaffeemühle“[2643], heute **Eichenstraße 20**, in der mittlerweile Wulf Peters mit Familie wohnt.

Dort scheint er sich, wie viele Weltkriegsteilnehmer, um 1929 einer männerbündlerischen Gruppen ehemaliger Soldaten angeschlossen zu haben und ist am 1.12.1931 offiziell in die NSDAP eingetreten. Schon ein halbes Jahr später wurde er **NSDAP-Ortsgruppenleiter** von Klecken-Eckel-Nenndorf und begann, wie die Ortschronik etwas vollmundig formuliert, seinen „Aufstieg in den Parteigliederungen der NSDAP sowie in den gleichgeschalteten Behördenorganisationen“.

Auf der kommunalpolitischen Ebene wurde Alfred Hartmann Mitglied im Gemeinderat von Eckel, im Harburger Kreistag, in der Kreisverwaltung, in der Kreisrechnungskommission, im Vorstand der Kreissparkasse sowie im Kreisausschusses für Jugendpflege, aber weil die kommunale Selbstverwaltung von den Nazis abgeschafft worden war, bedeutete das wenig mehr als gelegentliche Anwesenheitspflicht und Sitzungsgelder.

In der Partei wurde der Ortsgruppenleiter Alfred Hartmann 1932 auch noch Beisitzer und 1934 sogar stellvertretender Vorsitzender des Gaugerichts Ost-Hannover, aber das klingt eindrucksvoll als es war. Tatsächlich waren die Parteigerichte nur interne Schiedskommissionen, die nach einigen Querelen mit der Parteileitung bald kaltgestellt wurden, ihre schönen Titel, Uniformen und Büros aber behalten durften. Das war wichtig, denn gerade Parteigenossen aus dem männerbündlerischen Milieu der Kriegsteilnehmerverbände fanden das umtriebiges Leben in kleidsamen Uniformen, mit schneidigen Adjutanten und schicken Dienstwagen attraktiver als die dröge „NS-Philosophie“ oder gar den Alltag eines bürgerlichen Berufs.

Eine Karriere, wenn man das so nennen will, machte Alfred Hartmann erst, als bei Kriegsbeginn die jüngeren Männer eingezogen wurden und er vom Oktober 1939 bis zum Februar 1942 als **Kreisleiter** von Harburg-Land amtieren durfte. Außerdem wurde er im November 1939 kommissarischer Leiter, ab Ende 1943 sogar **Kammervorsitzender** des mittlerweile ganz und gar einflußlosen Gau-

2643 In Architekturlexika wird die „Hamburger Kaffeemühle“ als eine zweigeschossige Stadtvilla beschrieben, die an ihrer annähernd kubischen Form, dem hohen Walmdach, dem Rotklinker-Mauerwerk und dem weißen Holzwerk leicht zu erkennen sei. Dieser Haustyp war in Hamburg etwa seit der Wende zum 20. Jahrhunderts populär und wird bis heute gebaut.

gerichts. Die letzten Kriegsjahre hat er im **Gaupersonalamt** Lüneburg verbracht, sozusagen als Personalsachbearbeiter einer immer kleiner werdenden Zahl hauptamtlicher NSDAP-Funktionäre.

Eingebracht hat ihm die NSDAP-Karriere das Kriegsverdienstkreuzes II. Klasse (das außer ihm noch weitere drei Millionen Deutsche trugen) das Gauehrenzeichen (über dessen Verleihungskriterien ich nichts feststellen konnte) und drei Jahre Internierungslager (April 1945 bis April 1948) bei den Engländern. Danach hat er wieder in der „Kaffeemühle“ gelebt, zusammen mit seinem geliebten Freund und Lebensgefährten Walther Gravenhorst, den er wohl schon seit Anfang der 1920er Jahre kannte.

Nach der erwähnten Ortschronik war **Walther Gravenhorst** (1898-1984) Kaufmann und im 1. Weltkrieg Soldat, scheint nach 1918 aber eine politisch radikalere Linie als sein Freund Alfred eingeschlagen zu haben. Er war in verschiedenen Wehrverbänden und **Freikorps** aktiv, trat schon 1927 in die **NSDAP** ein und wurde als „Alter Kämpfer“ und Träger des **Goldenen Parteiabzeichens** 1932 Vorsitzender des **Gaugerichts** Ost-Hannover. Nach 1933 brachte er es in der Allgemeinen SS (nicht in der Waffen-SS, die erst 1939 gegründet wurde) zum Obersturmbannführer. 1943 wurde er aus der SS entlassen, einen Grund für diesen ungewöhnlichen Vorgang nennt die Ortschronik nicht. Zu seiner militärischen Laufbahn während des 2. Weltkrieges erwähnt sie nur, dass Gravenhorst im Januar 1940 als Leutnant „Zugführer im Heimatpferdepark X Lüneburg“ war und den Krieg als **Rittmeister** beendete.

Es ist nicht ohne makabre Ironie, dass die Freunde Alfred und Walther einerseits im weiten Umkreis unserer Familie die höchsten NS-Parteiränge bekleideten, und andererseits die einzigen waren, die tagtäglich die Einlieferung in ein Konzentrationslager fürchten mussten, in dem Häftlinge mit dem rosa Homosexuellen-Winkel auf der Jacke besonders sadistisch gequält wurden bevor man sie umbrachte. Das blieb ihnen erspart, und Alfred ist nicht nur Walther, sondern, wenn ich das richtig verstanden habe, auch Adolf sein Leben lang treu geblieben.

2.12

Biographische Anmerkungen

Drei SS-Männer im Umkreis der Familie

In Nachlass werden drei SS-Männer eher beiläufig erwähnt, ich will aber trotzdem hier zusammenstellen, was ich über sie herausfinden konnte.

Gerhard Kirsten[2644] wird im Nachlass nur drei Mal erwähnt und das meiste, was ich weiß, verdanke ich den Erinnerungen von Gerta Peters und Michaela Renfordt. Er tauchte erstmals am Rande der Familie auf, als Hitler im März 1935 mit großem Gepränge zur Feier der Rückgliederung nach Saarbrücken kam und die **SS-Leibstandarte**[2645] durch die Stadt paradierte. Damals soll sich die zwanzigjährige Martha Fritze (so Gerta Peters) Hals über Kopf in einen SS-Mann und „blonden Hünen“ namens Gerhard Kirsten verliebt haben. Sie ist im September des gleichen Jahres privat zum Reichsparteitag nach Nürnberg gefahren in der Hoffnung, ihn dort irgendwie treffen zu können. (Brief vom 11.9.1935) Ob es zu einem Treffen gekommen ist, weiß ich nicht, es muss aber eine lange und unglückliche Affaire geworden sein, die auch in der Familie allgemein bekannt war. Am 1.4.1940 schreibt Martha an Elsbeth: „Ich habe in den vergangenen Jahren wirklich innerlich sehr viel mitgemacht. ... Nicht daß ich Gerhard Kirsten noch nachtraure. Aber alles, was für mich nach dem kam, war durch diese unglückselige Angelegenheit bedingt.“

Was der SS-Mann Kirsten sonst noch vor und während des Krieges angestellt hat, weiß ich nicht. Sein Name wird weder in SS-Monographien noch in militärhistorischen Arbeiten, Ordenslisten oder Nachkriegsprozessen erwähnt, aber das will bei insgesamt etwa 900.000 Mitgliedern der Waffen-SS nicht viel sagen.

Kurz nach dem Krieg ist er überraschend mit Frau und Kindern bei Karners in Frankfurt aufgetaucht und hat für ein paar Tage Unterschlupf gefunden. Im April 1948 war er in Mittenwald und Emilie Fritze, die damals zu Besuch in Mittenwald war, schrieb an Elsbeth Berwanger: „Gestern Nachmittag war G. Kirsten mit Frau hier, ich soll Dir Grüße bestellen.“

Ab etwa 1950 war Kirsten (so Michaela Renfordt) in Frankfurt bei Karners in dem wiederholt erwähnten Haus am Rossmarkt als Hausmeister beschäftigt und Michaela Renfordt erinnert sich gut an ihn, seine Frau und die drei Töchter

---

2644 Gerhard Kirsten wird, indirekt oder namentlich, erwähnt in den Briefen vom 11.9.1935, 1.4.1940 und 12.4.1948.

2645 Die SS-Leibstandarte gehörte zur „SS-Verfügungstruppe“, einer paramilitärische Sondereinheit der SS, die als Hitlers Privatarmee fungierte. Die Leibstandarte tat sich 1934 bei der Mordaktion an den SA-Chef Röhm und andere hervor, danach nahmen die etwa 2.500 Mann aber bis zum Kriegsbeginn vor allem dekorative Aufgaben wahr. Sie galt als die weltweit beste Paradetruppe und wurde von der Wehrmacht als „SS-Vergnügungstruppe“ verspottet. Die öffentlichen Auftritte der hochgewachsenen jungen Männer in maßgeschneiderter schwarzer Uniform, weißem Koppelzeug, weißen Handschuhen, silbernen Paspelierungen, glänzenden Schaftstiefeln und schwarzlackierten Stahlhelmen galten, wie wir aus einschlägigen Biographien wissen, als Augenweide der Berliner Schwulenszene.

Elke, Gesine, und Angela, von denen Elke, die älteste, etwas älter als Michaela gewesen sein soll. Außerdem erinnerte sie sich, dass Martha Karner Kirsten einen „Rilke-Jüngling“ genannt hat, dass er Alkoholprobleme hatte und einige Zeit später in den Polizeidienst ging.

Friedrich Poth[2646] war der Dienstwagenfahrer der Obergaujungmädelführerin Elsbeth Fritze. Ich habe einmal ein (im Nachlass nicht überliefertes) Foto gesehen, auf dem er, neben einem großen schwarzen Auto stehend, eine schwarzen Uniform trug, die mir wie eine SS-Uniform vorkam. Auf Nachfrage hat meine Mutter leicht entgeistert erklärt, Poth sei natürlich nicht in der SS gewesen, sondern habe nur gelegentlich eine schwarze Uniform getragen, ich bin mir aber ziemlich sicher, dass wir beide recht haben. Meine Mutter meinte, ihr Fahrer sei nicht in der „hauptberuflichen“ SS gewesen, und das wird auch stimmen, denn die dünkelhafte SS hat dem BDM bestimmt keinen hauptberuflichen SS-Mann als Fahrer zur Verfügung gestellt.

Wie kam Poth, wenn ich das auf dem Foto richtig gesehen habe, trotzdem zu seiner SS-Uniform? Die Sache ist, wie vieles bei den Nazis, etwas verwirrend: Die SS war vor 1933 nichts weiter als eine bei Saal- und Straßenprügeleien besonders aggressive Unterabteilung der SA, deren Mitglieder ehrenamtlich und nach Feierabend tätig waren. (Die Ausnahme waren ein paar Dutzend hauptberufliche SS-Führer und rund 100 SS-Männer, die in München als parteiinterner Sicherheitsdienst und Leibwache Hitlers dienten.) Als ab 1933 die neuen und hauptberuflichen SS-Einheiten entstanden (KZ-Wachmannschaften, SS-Sicherheitsdienst, Waffen-SS, SS-Wirtschaftsbetriebe und sonstige SS-Bürokratien) wurde die nur „ehrenamtliche“ SS in „**Allgemeine SS**“ umbenannt. Ihre rund 160.000 Mitglieder machten ihren SS-Dienst weiterhin freiwillig, unentgeltlich und während ihrer Freizeit. Sie trugen ein Uniform, die zwar schwarz war, aber ohne das Glanzleder und die Silberpaspelierungen auskommen musste, die man aus dem Kino kennt, und im Krieg wurden sie zur Wehrmacht eingezogen, nicht zur Waffen-SS. Friedrich Poth war, mit anderen Worten, vermutlich als hauptberuflicher Chauffeur bei dem BDM angestellt und nach Feierabend Mitglied der „Allgemeinen SS“, deren schwarze Uniform er mehr oder weniger regelmäßig auch trug, wenn er Elsbeth Fritze dienstlich durch die Saarpfalz kutschierte.

Otto Engel[2647] war der jüngere Bruder von Elsbeth Fritzes Schulfreundin Else Engel. Er sei in Berlin „bei den SS-T-Verbänden“, teilt Elsbeth Berwanger am 19.10.1939 ihrem Mann mit, was nur bedeuten kann, dass Otto Engel sich freiwillig[2648] zu der damals neu aufgestellten **SS-Division Totenkopf** gemeldet

---

[2646] Friedrich Poth wird im Nachlass vielfach erwähnt, erstmals am 17.5.1936, letztmals am 28.5.1937.

[2647] Otto Engel wird erwähnt in den Briefen vom 19.10.1939, 26.6.1940, 1.3.1945, 28.2.1948, 2.3.1950 und 28.2.1951.

[2648] Damals bestanden die hauptberuflichen SS-Einheiten nur aus Freiwilligen, die körperlich Himmlers Wahnvorstellung vom „echten Germanen“ entsprachen. Auf Freiwilligkeit wie Germanentum musste die SS im Verlauf des Krieges mehr und mehr verzichten, und von den etwa 900.000 Mann, die bis 1945 zur Waffen-SS gehörten, war mehr als die Hälfte in besetzten Ländern rekrutiert worden, teils freiwillig, teils zwangsweise, meistens in einer Mischung aus beidem.

hatte, einer der Keimzelle der erst im Aufbau befindlichen Waffen-SS. Nach dem Brief vom 26.6.1940 war er „bei der Tankschlacht bei Arras [im Mai 1940], in Dünkirchen und dann in Paris“ dabei, wo auch die „SS-Totenkopfdivision (mot.)“ eingesetzt war, aber keine größere Rolle spielte.

Über seine weitere Verwendung im Krieg konnte ich nichts feststellen. Im Nachlass findet sich dazu nur die Mitteilung seiner Schwester Else (Brief vom 1.3.1945), er sei im Februar 1945 nach Absolvierung eines Lehrgangs zum SS-**Untersturmführer** befördert worden und käme in Mähren zum Einsatz, als „Verwaltungsführer“ (d.h. in der Schreibstube), wie seine Schwester hoffte. Ein SS-Untersturmführer war ranggleich mit einem Leutnant der Wehrmacht, eine bemerkenswerte Karriere scheint Otto Engel in fünf Kriegsjahren also nicht gemacht zu haben, zumal man bei der Waffen-SS schneller befördert werden konnte als in der Wehrmacht. Mehr konnte ich über ihn nirgends finden, und insoweit gilt für ihn, was ich oben über Kirsten gesagt habe.

Bei Kriegsende geriet er in russischer Gefangenschaft und seine Familie hatte nach langer Ungewissheit über das Rote Kreuz unregelmäßigen Briefkontakt mit ihm. 1951 war er im **Gefangenenlager Nr. 7182/9 bei Schachty**, in dem Bergbaurevier des östlichen Donezbeckens, und seine Familie hoffte, „daß er trotz aller Verurteilung“ bald heimkehren könne. (Brief vom 28.2.1951). Vermutlich handelte es sich bei der Verurteilung um einen der mindestens 20.000 „**Kriegsverbrecherprozesse**“, die nach dem Krieg in sowjetischen Kriegsgefangenenlagern gegen Soldaten aller Waffengattungen und Dienstgrade geführt wurden. Sie dauerten - ohne Einzelfallprüfung, ohne Übersetzer und ohne Öffentlichkeit - immer nur wenige Minuten, und endeten immer mit einem Todesurteil, das sofort in 25 Jahren Zwangsarbeit umgewandelt wurde. Da es bei der Roten Armee neben diesen Schnellverfahren auch zahlreiche „normale“ Kriegsverbrecherprozesse gab, ist es bis heute umstritten, welchem Zweck diese Prozesse in den Gefangenenlagern dienen sollten.[2649]

Nach 1949 schickte die Sowjetunion gelegentlich solche Verurteilte nach Hause, wobei bis heute unklar ist, nach welchen Kriterien die Termine und Personen ausgewählt wurden. Zu einer größeren Entlassungswelle kam es erstmals im Herbst **1953**, als 12.000 Mann heimkehren durften, weil die Sowjetunion sich (so die überwiegende Meinung) nach dem niedergeschlagenen Aufstand vom 17. Juni in der deutschen Öffentlichkeit wieder etwas „Kredit verschaffen“ wollte. Aus dieser Zeit stammen undatierte Zeitungsausschnitte im Nachlass, die von **Spätheimkehrern** in das Saarland berichten, darunter einer mit einem Foto, das Otto Engel „inmitten seiner Angehörigen, Mutter, Frau und Kinder“ zeigt. Im Begleittext heißt es, er sei braungebrannt und sähe aus „als käme er aus Afrika und nicht aus dem kalten Norden Russlands“. Soweit das auf dem Foto zu erkennen ist, war Otto Engel ein großer, gut aussehender Mann mit vollem schwarzen Haar.

[2649] In der Literatur werden zwei Erklärung diskutiert: entweder musste die sowjetische Militärjustiz ein „Verurteilungssoll“ erfüllen, oder die Lagerverwaltung wollte durch die Prozesse aus Kriegsgefangenen Strafgefangene machen um sie länger für Zwangsarbeit zur Verfügung zu haben.

Nach dem Krieg hat er offensichtlich versucht in Hamburg, Fuß zu fassen, hatte auch Kontakt zur Familie Peters und hat sich bei der Beerdigung von Heinz Peters im August 1954 in die Kondolenzliste eingetragen. Über sein weiteres Schicksal weiß ich nur, dass er (so Gerta Peters) in den 1950er Jahren gestorben ist.

3.01*

Kinderbriefe meiner Mutter aus Wittensee
1925

Zur Orientierung:

Nach den Notzeiten des Ersten Weltkrieges und der Weltwirtschaftskrise war die Gesundheit der Kinder vor allem in den Städten so schlecht, dass schon frische Luft, viel Milch und genug Obst Wunder wirken konnten. Staatliche und kommunale Stellen organisierten deshalb Erholungsurlaube von etwa acht Wochen Dauer, bei denen Schulkinder in Heimen oder bei Gasteltern auf dem Land untergebracht wurden. Die öffentliche Hand hat sich, je nach Lage der Familien, an den Kosten beteiligte oder sie ganz übernommen, wenigstens ein Lehrer begleitete die Kinder auf der Reise.

Als meine Mutter zwölf Jahre alt war, fuhr sie zu einem dieser Erholungsurlaube nach Wittensee in Schleswig-Holstein. Von dieser Reise stammt das älteste Dokument aus ihrer Kindheit, ein Paketanhänger aus braunen Karton (11 x 5 cm) mit verstärkter Öse, der auf der Rückseite folgenden Text trägt:



Auf dem Anhänger hat Elsbeth Berwanger viel später notiert:

Dieses Schild hatte ich umgehängt.

Aus dem Briefwechsel mit ihrer Familie in dieser Zeit gebe ich nur Auszüge der Briefe von Elsbeth Fritze wieder, weil sie erklären, warum meine Mutter so gerne an diese Zeit zurückgedacht hat.

Elsbeth Fritze an Familie Fritze
23.6.1925

...
Wir sind vor 2 Stunden in **Kiel** angekommen. Ich sitze eben im Zug der gleich nach **Eckernförde** abfahren wird. Es gab sehr viel zu sehen auf der Fahrt. Ich sah die **Mosel**, und dann ging's in die **Eifel** hinein. Wir konnten nicht schlafen. Erst nach einem 1 1/2-stündigen Aufenthalt in Köln überwältigte uns die Müdigkeit. Wir waren schon im Schlafen, da weckte uns ein Schrei aus dem Nebenabteil, „**Der Rhein! Der Rhein!**" Natürlich war jetzt das Schlafen vorbei. ... Um 8 Uhr waren wir auf dem **Hamburger Hauptbahnhof**. Dort mußten wir umsteigen. Um 11 Uhr gelangten wir in Kiel an. Wir tranken zuerst im Wartesaal Kaffee. Dann besahen wir uns vom Hafen den Kanal. Wir besahen uns auch

noch den Schloßhof.[2650]

....

29.6.1925

Ich bin glücklich in **Groß Wittensee** angelangt. Es sind sehr nette Leute. Herr **Neumann** ist Kaufmann. Es sind drei Kinder da. Ein Mädchen, etwas älter, aber kleiner als ich. Dann noch ein Mädchen von drei Jahren und ein kleines Bübchen von 1/2 Jahr. ... Es war 6 Uhr als ich an Ort und Stelle ankam. Herr Neumann zeigte mir gleich das ganze Haus. Ich habe es von hinten abgezeichnet, um es Euch nachher zu zeigen.[2651]

....

29.6.1925

Es geht mir hier sehr gut. Hier haben die Mädchen etwas ganz anderes an sich als in Saarbrücken, sie haben **keine Bubiköpfe** und enge Röcke. Man weiß hier, man ist in Deutschland: Fast alle haben **blondes Haar** und **hellblaue Augen**.

Die Luft ist hier viel schöner, viel freier als in Saarbrücken. Wenn wir hinter unserem Haus stehen, sehen wir den Wittensee. In der Luftlinie hätten wir 100 m bis hin. In mein Tagebuch schrieb ich: der **Deutschmühlenweiher** geht 10 x hinein, als ich ihn gestern Abend aber sah, dachte ich: er geht doch mindestens 40 x hinein.[2652]

Gestern war hier „großes“ **Ringreiten**, an dem aber nur 18 Reiter, Knechte aus dem Dorf, teilnahmen. Wir sahen auch zu. Ihr wißt nun aber gar nicht, was ein „Ringreiten“ ist, deshalb will ich es Euch sagen. Bei diesem Fest dürfen nur Knechte und Mägde teilnehmen. Für die Knechte ist das Ringreiten, wonach das Fest seinen Namen hat, und für die Mägde ist **Fischwerfen**. Das ist ein Spiel, bei dem ein Holzfisch, dem eine Nadel aus dem Maul steckt, auf ein Ziel geworfen wird. Bei dem Ringreiten sausen die Reiter unter einem Bogen durch, und müssen bei dem Durchsausen einen kleinen Ring mit einem Stöckchen aufspießen. Das wiederholt sich bestimmte Male mit immer kleineren Ringen. Wer zuletzt die meisten Male den Ring herunter bekommen hat, ist Sieger. Er hat den 1. Preis und ist König des Spiels. Als Ehrenzeichen erhält er eine Scheibe, dieses Jahr war es eine rot-weiße. Auf dieselbe Art wird die Königin gewählt. Das Königspaar wird dann nach Hause gebracht und abends ist Tanzmusik.[2653]

...

2650 Der Bahnhof in Kiel liegt an einem Ausläufer des Hafens, der Hörn, die der jungen Besucherin wie ein Kanal vorkommen sein mag. Welchen Schloßhof Elsbeth Fritze in der Nähe des Bahnhofs gesehen zu haben glaubt, konnte ich nicht feststellen.

2651 Die Zeichnung ist im Nachlass leider nicht erhalten.

2652 Der Wittensee ist gut 500 mal so groß wie der Deutschmühlenweiher in Saarbrücken.

2653 Elsbeth Fritze hat beide Wettbewerbe völlig zutreffend beschrieben, wie man auf den Websites des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes nachlesen kann, dessen Trachten- und Reitervereine diese folkloristisch-touristischen Wettbewerbe immer noch veranstalten, auch das Fischewerfen scheint weiterhin eine beliebte Attraktion bei Schulfesten zu sein.

Übrigens, wenn ich nach Hause komme, versteht Ihr mich, glaube ich, nicht mehr, denn ich spreche schon viel **Blattdeutsch**. [sic!]

Das Vergißmeinnicht im Brief pflückte ich gestern Abend bei einem Spaziergang am See.[2654]

....

3.7.1925

Heute morgen schlief ich bis 10 Uhr. Nachdem ich mich fertig gemacht hatte, trank ich Kaffee und schnappte ein bißchen frische Luft und schrieb Euch dann gleich. ... Wegen dem **Baden** braucht ihr keine Angst zu habe. Wir fragten Herrn Neumann, wie weit wir hinein gehen können. Da sagte er: „So weit ihr kommt.“ Ich badete auch schon dort, wenn ich mit dem Mund im Wasser bin, fällt es ganz steil ab, sonst ist es ganz eben, tiefe Löcher mitten darin gibt es nicht! Trotzdem wagen wir uns nur bis an die Hüften hinein.

Neumanns haben **ein Pferd**, **10 Hühner**, **10 Küken**, **5 Entchen**, **1 Hündchen** und ein **Kätzchen**. Trotzdem bekommen ich jeden Tagen meine **3/4 - 1 Liter Milch**. Allein bei der Suppe gibt es 1/2 Liter. Hinten am Haus ist ein großer Garten, wir dürfen **Obst** essen, soviel wir wollen.

Herr Neumann ist Sattlermeister, er hat einen Lehrling. Frau Neumann hat ein Geschäft (wobei Herr Neumann doch die Hauptperson ist.) Im Geschäft ist ein Gehilfe, Herr Reumann. Es ist drollig, daß Herr Neumann und der Herr Reumann so zusammentrafen.

Bitte schickt mir, wenn es geht, noch 1 Paar Unterhosen, 1 Hemd, 1-2 Unterröcke und 1 Nachthemd. Da Neumanns **nur alle 4 Wochen waschen**, müßten ich jedes Mal den großen Waschkessel besonders angesteckt bekommen.

....

8.7.1925

Frl. Lawall[2655] schrieb ich auch schon ein Mal und der Großmutter zu ihrem heutigen Geburtstag. Ich schlafe mit Emma [Mallwitz, einer Mitschülerin] zusammen in einem Zimmer. In dem Zimmer steht ein Schrank und ein Waschtisch, dann noch ein Stuhl und eine kleine Truhe.[2656]

Jetzt will ich Euch einen Tag kurz schildern: Montag, 6.7.1925. Nach dem Kaffee schrieb ich in mein **Tagebuch** und dann spielte ich bis Mittag. Wir

---

2654 Ein trockenes Blümchen, das vielleicht einmal ein Vergißmeinnicht war, liegt über achtzig Jahre später immer noch bei den Briefen.

2655 Frau Lawall war eine langjährige Lehrerin von Elsbeth Fritze an der Cecilienschule, „Fräulein“ war die „Berufsbezeichnung“ für Lehrerinnen, was nicht ganz abwegig war, weil Beamtinnen (mit wenigen Ausnahmen) bis 1951 (in Baden-Württemberg bis 1956, in der Schweiz bis 1961) bei ihrer Heirat aus dem Dienst ausscheiden mussten. Die „Berufsbezeichnung“ Fräulein hat die Abschaffung des „Lehrerinnenzölibats“ allerdings lange überlebt, und wenn ich meine Mutter gelegentlich in der Schule abholte, riefen die Kinder noch in dern 1970er Jahren „Fräulein Berwanger, ihr Sohn ist da!“

2656 Hier ist eine sehr kleiner, aber anschaulicher Plan des Zimmers eingefügt mit Erläuterungen wie „Emmas Bett“, „mein Bett“, „Schrank“, „Waschtisch“ etc.

setzten uns dann in den Garten. Um 4 Uhr pflückten wir **Himbeeren**. Dann aßen wir um 6 Uhr zu Nacht. Nachher gingen wir baden, wobei ich Steine sammelte. Um 9 Uhr gingen wir zu Bett.

Vater sagte, er möchte **das Dorf** näher beschrieben haben. Es führt eine Hauptstraße durch, in der wir wohnen. Den Namen kann ich Euch nicht nennen, weil sie keinen hat. Sie ist aber nicht so breit wie das Heimeck.[2657] Dann führen noch kleinere Straßen davon ab. Jedes Haus ist schön mit einem Vorgarten geziert. Eine Straße führt ganz dicht am See entlang. Eine Kirche ist hier nicht, bis zu der nächsten ist es ungefähr 1/2 Stunde zu gehen. Eine große Getreidemühle ist im Dorf, eine **Windmühle**. Mehr weiß ich nicht.[2658]

....

11.7.1925

Es ist schwer, sich von dieser Gegend eine Vorstellung zu machen. Darum will ich sie Euch ein bißchen erklären.[2659] Was ich auszeichne [d. h. schraffiere] ist Ackerbau, das andere ist alles Viehzucht, also: das sind Koppeln oder Weiden, wo das Vieh Tag und Nacht ist. Morgens und mittags werden die Kühe gemolken. Im Durchschnitt gibt jede Kuh jedes Mal 1 Eimer voll Milch.

Am Donnertag fuhr ich mit Herrn Reumann die Waren in die umliegenden Dörfer aus. Unterwegs sagte er mir: „Jetzt kommen wir gleich über **drei große Berge**, oben geht es immer eben weiter“. Als wir die „großen“ Berge sahen, waren sie an der höchsten Stelle nicht so hoch wie Rudolffis Haus. Auch machte er mich auf einige **„große“ Wälder** aufmerksam. Als ich sie genauer besah, merkte ich, daß sie vielleicht so groß waren wie der Bruch’sche Park.

Ganz vergessen habe ich Euch zu sagen, daß ich am Dienstag, dem 7. Juli mit den anderen Saarkindern unter Herrn **Lehrer Krombach**’s Führung an der **Ostsee** war. Wir fuhren mit dem Omnibus hin und besahen uns den Strand, wobei wir alle ein **Fußbad** nehmen durften. Dann machten wir mit dem **Motorboot** eine kleine Rundfahrt, wobei ich steuern durfte. Dann kamen wir mit dem Omnibus um 6 Uhr wieder zu Hause an.

....

16.7.1925

[Postkarte „Blick vom Kurhaus Seegarten auf den Wittensee“[2660]]

2657 Die Hauptstraße, an der Neumanns wohnten, ist - und war damals schon - die Rendsburger Straße. Die Familie Fritze wohnte in der Saarbrücken in der Straße „Am Heimeck“ Nr 5.

2658 Groß Wittensee, etwa zehn Kilometer landeinwärts von Eckernförde, war damals ein Bauerndorf mit rund 500 Einwohnern am gut 10 Quadratkilometer großen Wittensee. Heute hat der Ort gut 1.000 Einwohner und das übliche Ferienangebot, die alte Windmühle wird gerne für Hochzeiten benutzt.

2659 Hier ist eine kleine Karte eingezeichnet, die den Wittensee und vier an ihm gelegene Orte zeigt. Groß Wittensee und Brandenhorst werden namentlich genannt, Bünsdorf und Sande nicht. Neben den Dörfern sind kleine Flächen schraffiert, die die Ackerflächen darstellen. Die Karte ist zwar nicht genordet, sondern gesüdet, sonst aber zutreffend.

2660 Eine Badestelle namens Seegarten gibt es am Wittensee noch, das Kurhaus scheint verschwunden zu sein.

...
Ich vergaß euch gestern zu sagen, daß ich mein dünnes weißes Kleid ganz gut gebrauchen kann. Hier ist es nämlich schrecklich heiß in diesen Wochen. Bei der Gelegenheit schickt mir bitte auch noch die bunte **Trägerschürze** und die gestreifte **Mantelschürze**. Weiter habe ich Euch heute nichts zu sagen.
...

....

24.7.1925

...
Mit dem Baden könnt Ihr euch beruhigen, ich kann jetzt richtig **schwimmen**, mindestens zwei Mal so weit, wie unser Haus lang ist.

Noch etwas habe ich gesehen, was keins von meinen Geschwistern schon gesehen hat - vielleicht im Zirkus - einen richtigen lebendigen **Storch**.

Am Montag Mittag war ein kleines **Fest** für die Saarkinder bei Schröder, wo Elfriede Mohr ist. Die kam auch auf die Idee: jeder kauft für 15 Pfennige Preise. Ich gewann beim Topfschlagen einen Ball, beim Eierlaufen eine Spange und bei der Verlosung eine Spange. Sonst weiß ich nichts.

....

21.8.1925

...
Heute schreibe ich Euch zum letzten Mal. Ich freue mich so auf Dienstag. Es geht um 3.47 Uhr in Eckernförde los. Um 3 Uhr müssen wir uns versammeln. Ich fahre mit dem 1/4-vor-2-Omnibus hier fort und bin um 1/2 nach 2 Uhr dort.

Als Andenken bringe ich das **Tagebuch** mit, ich habe aber auch schon einen schönen Strauß Heidekraut für den **Porzellan-Rucksack**.[2661] Er ist auf dem Wittenseer Moor gepflückt worden, als ich mit Anna und ihrer Schwägerin **Kratzbeeren** pflücken war. Das sind ganz kleine Beerchen an ganz niedrigen Ranken, daß es aussieht als wenn sie auf die Erde gestreut wären. Wenn sie reif sind, sehen sie rot oder braun aus.[2662] Gestern war ich mit Emma und Anna Brombeeren pflücken. Beim Überschreiten einer Koppel lief uns ein ganz herrenloses kleines **Füllen** nach, vor dem wir Angst hatten. Schnell überstiegen wir die Pfosten der Koppel, wobei ich meine Hose etwas zerriß.

....

2661 Der „Porzellan-Rucksack“ war eine Wandvase in Form eines kleinen grünen Rucksacks. Er wurde in Ehren gehalten als Mitbringsel von der Hochzeitsreise meiner Großeltern nach Berchtesgaden.

2662 Elsbeth Fritze beschreibt die Kratzbeeren (Rubus caesius, bayerisch Kroatzbeeren) ganz richtig. Sie gehören zur Gattung der Brombeeren, schmecken etwas säuerlich, werden aber für Kuchen, feine Konfitüren, Liköre und Schnäpse gerne verwendet.

3.02*

Vierländerfahrt im Faltboot von Ed Berwanger, 1930

Zur Orientierung:

Mein Vater Ed Berwanger und sein Freund Karl Wüst, beide 21 Jahre alt, haben ihre ersten Sommerferien als Volksschullehrer (und ihr erstes selbstverdientes Geld) für eine etwa dreiwöchige Auslandsreise genutzt. Im Nachlass meiner Mutter befinden sich 21 Blätter aus einem Schulheft mit einem handschriftlichen Reisebericht meines Vaters sowie ein Notizheftchen, etwa 8 x 14 cm („Tagebuch einer Faltbootreise"), in dem er über die ersten Reisetage einige Stichworte notiert hat. (Im Nachlass TB 02 und Mappe 44) Der vielfach korrigierte Reisebericht ist vermutlich die Rohfassung eines Artikels, der seinerzeit, nach Berichten meiner Mutter, im St. Ingberter Lokalblättchen erschienen sein soll. Die Notizen aus dem Heftchen habe ich, soweit sie den Bericht ergänzen, in die Fußnoten aufgenommen.

Vierländerfahrt, das hört sich großartig an, ist aber ganz einfach. Besonders einfach, wenn man sich die notwendigen Pässe und Papiere vom **Paßbüro Saarbrücken** über das heimische Bezirks- und Bürgermeisteramt glücklich besorgt hat[2663], denn größere Schwierigkeiten wie die, können einem im fremden Land und bei den verwickeltsten Grenzverhältnissen nicht mehr begegnen.

Am 1. August hatten mein Freund [Karl Wüst][2664] und ich also diese Schwelle glücklich überwunden. Der Reiseplan lag schon seit Frühlingsbeginn, wo uns die Wanderlust wieder so recht gepackt hatte, fertig ausgearbeitet vor.[2665]

Von Saarbrücken ausgehend, wollten wir uns ein Stückchen Europa erobern. Das **Faltboot** war eigens angeschafft[2666] und sollte gebührend ausgenützt werden; deshalb hatten wir den Plan gefaßt, **Saône** und **Rhône** abwärts zu

---

[2663] Ed Berwanger hatte seit dem 2.8.1930 einen „Personal-Ausweis für alle Saargebietsbewohner", der „zum freien Verkehr im Saargebiet, im besetzten und unbesetzten Deutschland" berechtigte. (Box 1)

[2664] Karl Wüst hatte gemeinsam mit Ed Berwanger das Lehrerseminar in Speyer besucht. Er wohnte damals in Oppau bei Ludwigshafen.

[2665] Über die Vorbereitungen und die Anreise heißt es in dem Notizheftchen:

Ausgangspunkt: St. Ingbert, 31. Juli 30 - Freitag 1.8.30 Paßbesorgung - Samstag 2.8.30 Abreise Saarbrücken 7 h 29 - über Metz, Nancy, Epinal [nach] Port d' Atelier a. d. Saône

[2666] Ich nehme an, dass die jungen Lehrer sich die für ihre Verhältnisse kostspieligen Anschaffungen geteilt hatten. Karl Wüst kaufte das Faltboot, Ed Berwanger das unten erwähnte Hauszelt, das seine Frau und seine Söhne 1952 bei einer Fahrradtour zum Bodensee und bei vielen anderen Gelegenheiten benutzt haben. Später haben seine Enkel Ulrike, Peter und Gudrun darin gespielt, bis es den Weg aller Zelte gegangen ist.

rudern[2667] bis **Marseille**, von dort mit **Bahn, Autobus** und **Schiff** gemütlich an der französischen und italienischen Riviera entlang zu bummeln bis **Genua**, dann zu den **oberitalienischen Seen** und quer durch die Schweiz zu fahren, um uns endlich oberhalb **Basel**, (aber unterhalb des Rheinfalles) dem guten Vater **Rhein** anzuvertrauen, der uns bis **Ludwigshafen** bringen sollte. Ich will es gleich vorausschicken, daß der Plan auch so durchgeführt wurde, wie er aufgestellt war.

Der aufmerksame Leser wird auch schon die Berechtigung des Titels „Vierländerfahrt" bemerkt haben. Derjenige aber, der geographischen Kleinkram (sprich Pedanterie) besonders liebt, wird mich sogar verbessern, und wird von einer **Fünfländerfahrt** sprechen, denn die „**Principauté de Monaco**" ist auch ein Land, soweit das durch einen herrschenden Fürsten, (der nichts zu sagen hat), Schutzleute mit ganz besonders schön verzierten Uniformen und eigenen Briefmarken verbürgt wird.

Die ganze Fülle der Erlebnisse und Eindrücke zu schildern, ist mir unmöglich, denn, ehrlich gesagt, wir haben uns ein wenig übernommen, es war zuviel des Schönen für die kurze Ferienzeit. Interessant war die Reise von der ersten bis zur letzten Stunde.

Als hinter Metz im ganzen Zuge nur noch französisch gesprochen wurde, redete uns plötzlich ein Herr an. Mein Freund sah mich an, ich sah ihn an, keiner hatte etwas verstanden. Ich kramte schnell in meinen **Sprachkenntnissen**, suchte Vokabeln, wog grammatische Unrichtigkeiten gegeneinander ab, um möglichst den weniger großen Fehler zu machen, und war nach einiger Zeit soweit, dem Franzosen klar machen zu können, er solle seine Rede langsam, ganz langsam, wiederholen. Die Sache klappte und bald war die schönste Unterhaltung in Gange.

Wir redeten **französisch**, mit einer Fülle grammatischer Fehler, mit raffinierten Umschreibungen, und mit erklärenden Arm- und Beinbewegungen. Unsere ehemaligen Sprachlehrer müssen sich im Grab herumgedreht haben. Aber allmählich kam doch das ehemals so sauer erworbene Wissen wieder aus dem Unterbewußtsein hervor. Das war auch sehr notwenig, denn als wir mitten in der Nacht in einem kleinen Dörfchen an der **Saône**[2668] ankamen, war natürlich kein Gasthaus da, wo man hätte bleiben können. Da galt es also, dem Schaffner klar zu machen, daß wir im Wartesaal übernachten wollten. Natürlich wurde uns das sofort gewährt.

In dem tranig-gelben Lichtschein einer schmucklosen Petroleumlampe sahen wir aber, daß wir nicht die einzigen Gäste waren. Auf den Bänken rundum lagen **Soldaten**, von denen ein süßlicher Alkoholdunst ausströmte und in den Ecken hockten verdächtige Gestalten, die sich aber später als harmlose Arbeiter ent-

---

[2667] Die beiden Freunde waren mit dem neu erworbenen Faltboot vermutlich zu ersten Mal ernsthaft auf dem Wasser. Dass Ed Berwanger von „rudern" statt von „paddeln" spricht, legt diese Vermutung ebenso nahe wie der Umstand, dass sie bereits am ersten Tag gekentert sind. (Vgl. Eintrag vom 3.8. in den Fußnoten.)

[2668] Gemeint ist Port d' Atelier an der Saône. Die Bahnreise von Saarbrücken bis Port d' Atelier würde heute gut sechs Stunden dauern.

puppten, die hier scheinbar aus reinem Berufsdünkel nur in Lumpen herumlaufen, obwohl ihre Löhnung ziemlich angemessen ist. Wir paßten uns ohne besondere Schlaftoilette der Umgebung an und nach fünf Minuten schnarchten wir wie die andern, nur nicht so laut. Alle halbe Stunde etwa ratterte ein Schnellzug vorbei, daß die ganze Bude wackelt, die Schnarcher machen nur ein kurzes Ritardando, um dann mit doppelter Wucht wieder einzufallen.

Diese Nacht war sicher kein besonders lieblicher Auftakt für unsere große Fahrt, obwohl die Sache von außen recht romantisch aussieht. Aber die echt südfranzösische Romantik ließ auch nicht lange auf sich warten. Schon am Morgen sahen wir die ersten Fischer[2669], das ist deshalb von Bedeutung, weil die Fischerei der einzige wirkliche Nationalsport in Frankreich ist. Auf unserer ganzen Fahrt haben wir so zwischen tausend und zehntausend Fischer gesehen, die alle Augen machten wie Wagenräder, als sie uns beide in dem kleinen Boot sahen.[2670]

Wenn das Gebiet an der Saône einmal für den Reisenden „entdeckt“ ist, wird die Landschaft im Reiseführer sicher als „lieblich“ bezeichnet werden. Vorläufig findet man auch ohne Reiseführer heraus, daß die Landschaft einen lieblichen Charakter hat. Grünes Weideland auf beiden Seiten, dunkle Buschgruppen, dazwischen riesige Rinderherden und in der Ferne die blauen Berge der **Cote d’or**. In Fahrtrichtung vor uns ein kleines weißes Schlößchen, von Tannenschwarz umrahmt, und neben uns ein langsam gleitendes Kanalboot, dessen Mast wie eine Nadel in den blauen Himmel sticht, ist da nicht lieblich?

Wir sind in der Heimat **Lamartines**, die Landschaft ist seine Lyrik ins Körperhafte übersetzt, sie ist Lyrik in Stoff und Form. [2671] Aber schon am nächsten Tag werden wir unzart in die Prosa zurückgeholt, oder sollte es Romantik der Großstadt gewesen sein? Die Entscheidung will ich dem geneigten Leser überlassen.

Bei Einbruch der Dunkelheit näherten wir uns der Stadt **Lyon**, wo die Saône ja

---

2669 Gemeint sind nicht Fischer, sondern Angler.

2670 Über die beiden ersten Tag auf der Saône heißt es im Notizheftchen:

Sonntag, 3.8.30
Schwieriger Bootstransport zur Saône. Aufbau im Regen, Abfahrt bei strömendem Regen.
3 km später d. 1. Schleuse écluse. - Nasses Bad mit sämtl. Kleidern (Mantel).
Fahrt bis Port sur Saône [ca. 10 km],
Eisenbahn über Dijon nach Chalons sur Saône [ca. 150 km], Übernachten im Hotel.

Montag 4.8.30
9 h Aufstehen - 1/2 11 Boot aufbauen - Regenwetter - Landschaft eintönig.
Abends kurze Rast in einem Landhaus, Cafe .
Zeltaufbau bei einbrechender Dunkelheit, 1. Zeltlager - zurückgelegte Strecke ca. 50 km

2671 Alphonse de Lamartine (1790-1869) stammte aus Mâcon an der Saône. Er war eine religiös-sentimentaler Vielschreiber, von dem es heißt er habe „die Natur als Spiegel seelischer Stimmungen“ beschrieben. Ed Berwanger scheint so etwas ähnliches während seiner Lehrerausbildung gelesen zu haben, hat es wörtlich genommen und in der „Heimat Lamartines“ pflichtgemäß wiedererkannt.

in die **Rhône** mündet. Wir wollten eigentlich vor der Stadt schon unser Zelt aufschlagen, aber unversehens waren wir in die Stadt gerutscht. Der Fluß war ziemlich reißend und brachte uns in einer guten Stunde ins Zentrum der Stadt. Auf den beiden Ufern rasselten Straßenbahnen, die unzähligen Brücken spannten sich als Lichterbogen über den Strom. Wir wurden geblendet von Lichtreklamen. Hohe Kaimauern verhindern das Anlegen. Der Fluß selbst lag vollständig im Dunkel. Die verankerten Schiffe tragen keine Positionslichter und tauchten immer ganz plötzlich vor uns auf und erschienen uns dann riesengroß. Wir haben es nur dem Glück, das den Ahnungslosen ja immer hold ist, zu verdanken, daß uns der Strom nicht zwischen zwei Schiffe riß, wo wir rettungslos umgekommen wären, und daß uns nicht ein fallendes Eisenstück erschlug, als wir unter einer Brücke durchfuhren, welche gerade repariert wurde. Der Lärm der Großstadt hätte unsere Hilferufe erstickt und das klingende Lachen der Mädchen und Burschen, welche auf der Kaimauer saßen, wäre unser Grabgeläute gewesen.

Wir hatten aber Glück und fanden sogar noch einen Lagerplatz, wo wir unser Hauszelt aufschlagen konnten. „In der Großstadt Lyon?“ denken Sie. „Ja“, und zwar ganz in der Nähe der City. Dort, wo Saône und Rhône zusammenfließen, hat sich nämlich im Laufe der Zeit eine schmale Landzunge gebildet, die spärlich mit Gras bewachsen ist.[2672] Unbehelligt durch das Licht und den Lärm der Großstadt, kochten wir uns kurz vor Mitternacht unseren Tee auf dem Spirituskocher und nahmen unser sauer verdientes Abendbrot zu uns.[2673] Mit abgründigen Gedanken über die „Gefahr der Großstadt“ schliefen wir schließlich ein. Mag diese Nachtfahrt durch Lyon nun romantisch gewesen sein oder nicht, so möchte ich sie doch auf keinen Fall zur Nachahmung empfehlen.

Die Besichtigung der Stadt [**Lyon**] hatte hier, wie später in **Marseille**, den üblichen Verlauf. Man sieht viel, staunt noch mehr und vergißt wieder sehr viel. Der unumgängliche Place de la République sieht in allen Städten gut aus und ist ziemlich gleichmäßig mit geschmacklosen Monumentaldenkmälern geziert, während alte, wirklich wertvolle Baudenkmäler unbeachtet und ungepflegt langsam zerfallen.[2674]

2672 Die Landspitze ist mittlerweile ein Gewerbegebiet mit Container-Lagern geworden.

2673 Über die Fahrt nach Lyon und die Ankunft heißt es in dem Notizheftchen:

Dienstag 5.8.30
vor Macon leichter Regen, franz. Schlößer, ungemütl. Fahrt, Fischer.
Im Schlepptau eines Frachtkahns.
Annäherung an Lyon. [Macon – Lyon ca. 64 km.]
Einfahrt in Lyon bei einbrechender Dunkelheit. Suche eines Landeplatzes. Brücken.
Endlich Landung auf der äußersten Spitze der Landzunge zwischen Saône u. Rhône
Abkochen

2674 Über den Tag in Lyon heißt es im Notizheftchen:

Mittwoch 6.8.30
Besichtigung der Stadt Lyon.
Change–Pont. [richtig: Pont du Change]. Mietskasernen. Cathedrale St. Jean, gotische Kirche. Erzbischöfl. Kollegien im Gebet.
Wir ziehen durch unsere Kleidung d. Aufmerksamkeit der Stadt auf uns. (Knikkerbockers)
Eglise de Fourière? [richtig Fourvière] Aussicht über die schön angelegte Stadt, ca 600.000 Einw. - Suchen eines Hotels - Nachtessen (Plat du jour) - Börse, Hotel de ville,

Frankreich ist eine Republik, aber an der **Cote d’ Azur** zeigt es seinen republikanischen Charakter nicht, denn hier stehen Denkmäler ehemaliger französischer, russischer, deutscher, italienischer und englischer Fürsten, welche den kleinen Städten meist große Stiftungen machten.

Alle Geschäftsleute und Kellner sprechen drei Sprachen und behandeln jedermann, aber diejenigen besonders, die es gern sein möchten, wie Aristokraten von Geburt. Alle wollen sie Geld verdienen an den Fremden, und die unvergleichliche Schönheit dieses Küstenstrichs ist ihnen nur die Dirne, mit der sie die Gäste heranlocken.

Diese Schönheit wahr zu schildern, würde viel Mühe kosten. Wenn der Leser einmal einen Reiseführer über die Riviera in die Hand nehmen will, so kann er sich mit Hilfe der geeichten und genormten Ausdrücke wie romantisch, lieblich, idyllisch, bizarr, paradiesisch usw. sicher eine verschwommene Vorstellung von der landschaftlichen Schönheit der französischen Riviera machen. Man geht aber doch sicherer, wenn man das Land einmal besucht und sich durch eigenen Augenschein von seiner Schönheit überzeugt.

So schön wie die französische Riviera, so fruchtbar ist die **italienische Riviera**. Die Pfirsiche lachten rot und gelb aus den Gärten. Die Trauben schimmerten golden, das Gemüse strotzte grün vor saftiger Fülle auf den Feldern. Überall wippten bunte Kopftücher auf und ab in diesem Grün und verrieten, daß fleißig gearbeitet wurde. An den Berghängen waren Zisternen eingemauert, welche für die Bewässerung des Landes zu sorgen hatten.

Aus den Weinbergen scholl fröhlicher Gesang, der schöne und ziemlich geschulte Stimmen erkennen ließ. Am Strand, auf der Straße, in den Caffeehäusern, sogar im ratternden Zug, überall wurde gesungen. Einer stimmt das Lied an und alle fielen sie ein. Wir verstanden zwar nie die Worte, aber an der Melodie und der Art des Vortrages konnten wir den Inhalt wohl erahnen. Es waren meist Liebeslieder des italienischen Volkes, welche mit leichter, feuriger Melodieführung beginnen und in gleichförmig schleppendem, ewig wiederkehrenden Refrain endigen.

Volksgesang, Musik im Volk, das ist das eine Kennzeichen Italiens, **Mussolini, il duce** das andere. Wo man hinblickt hängt ein Bild von ihm auf jeder freien Mauerfläche ist sein Bild zu finden. Schwarze Hemden, schwarze Krawatten,

---

23 Brücken
Gesamteindruck: Großstadt mit allen Mängeln. Schmutzig. Wenig Polizei. Abfahrt bei beginnender Dämmerung.
Suchen uns Nachtlager auf einer Insel, sehr idyllisch. Schlangengefahr. Sehr angenehmes weiches und warmes Nachtlager. Letztes Abkochen.

Mit diesem „letzten Abkochen“ wird die Bootsreise auf der Rhône mehr oder weniger zu Ende gewesen sein, denn der Fluß war vor dem modernen Ausbau so schnell und so schwer zu befahren, dass er die beiden Amateurpaddler zweifellos überfordert hätte und sie lieber auf die Eisenbahn umgestiegen sind. Dass Ed Berwanger diese Änderung des ursprünlichen Reiseplanes (mit dem Boot „Rhône abwärts bis Marseille“) in seinem Bericht nicht ausdrücklich erwähnt, gehört zu den dichterischen Freiheiten eines jungen Reiseschriftstellers.

schwarze Hutbänder, schwarze Strümpfe, alles soll die Ergebenheit in den Willen Mussolinis bekunden. Sein Name wird mit Ehrfurcht und Andacht genannt. Wir politisch „gereiften" Deutschen lächeln über diesen Diktatorenkult, aber was hat dieser Diktator nicht alles geleistet. An der Küste steht ein staatliches Kinderheim neben dem andern, es herrscht Zucht und Ordnung im gesamten italienischen Verkehrswesen, es gibt viele Verbotstafeln, deren Beachtung von jungen Soldaten scharf überwacht wird. Die Beamten sind meist junge Leute, die pünktlich ihren Dienst verrichten.[2675]

Genua, von jeher als schmutzige Hafenstadt bekannt, steht heute in dieser Beziehung weit über Marseille, welches einen viel schlechteren Eindruck bei uns hinterließ.

Die paneuropäischen Ideen sind noch nicht bis hierher gedrungen, die Besichtigung des Hafens von Genua ist z. B. den Franzosen nicht gestattet, während wir als Deutsche freien Durchgang hatten, dafür war es uns in Frankreich aber auch nicht erlaubt worden, ein altes französisches Unterseeboot zu besichtigen, nur weil wir das Unglück hatten, Deutsche zu sein. Alles Folgen der gewaltigen „Abrüstung".

Genua ist im Gesamtbild der Stadt dem französischen Marseille nicht unähnlich, den größten Eindruck machte auf uns aber nicht die Stadt und der Hafen, sondern der große, **prunkvolle Friedhof**, der seinesgleichen in ganz Europa sucht. Der Reichtum an Marmor und schönen Kunstformen überbot alles, was ich bisher in Deutschland gesehen hatte.[2676]

Genua war als Höhe- und Wendepunkt unserer Reise gedacht, von dort wurde die Heimreise angetreten. Mit dem verpackten Faltboot fuhren wir nach Como, von dort wurden der **Comer See**, der **Luganer See** und der **Lago Maggiore** durchkreuzt. Beim Übergang von einem See zum andern, mußte das Boot immer wieder auseinander genommen werden um nach einer kurzen Strecke Bahnfahrt wieder aufgebaut zu werden. Diese Arbeit ist nicht ganz leicht, wie jeder Faltbootfahrer wissen wird.

Auf diesen Seen erlebten wir auch unsere ersten **Grenzzwischenfälle**. Da die italienisch-schweizerische Grenze in den Seen verläuft,[2677] pendelten wir immer zwischen den beiden Ländern hin und her, der Erfolg war, daß wir von vielen italienischen Zollbooten angehalten wurden, deren Führer unsere Pässe scharf kontrollierten und uns mit einem freundschaftlichen Wink auf den Karabiner

---

[2675] Ed Berwanger hat in Italien nur gesehen, was er zu sehen erwartete – saftige Südfrüchte, singende Italiener und eine funktionierende Diktatur. Dass der Duce zwar etwas theatralisch sei, aber immerhin für Ruhe und Ordnung, pünktliche Eisenbahnen und schöne Kinderheim sorge, konnte man damals in allen europäischen Zeitungen lesen.

[2676] Gemeint ist der berühmte Camposanto di Staglieno, ein Friedhof, der, terrassenförmig ansteigend, Hunderte von monumentalen Kapellen und Tausende von Grabdenkmälern und Skulpturen enthält, die alle Stilrichtungen seit seiner Gründung um 1850 repräsentieren.

[2677] Die Grenze durchschneidet den Lago Maggiore ein Mal, den See von Lugano sogar zwei Mal.

irgendetwas klarzumachen suchten, was wir natürlich nicht verstanden, da die Kerls kein einziges Wort Deutsch sprachen. Auch die **Schweiz** bereitete uns einen ehrenden Empfang. Wir hatten kurz vor Locarno wieder einmal, ohne unser Wissen, die schweizerische Grenze überschritten. Der Zöllner hielt uns aber für verdächtig und fand es nötig, **zweimal nach uns zu schießen**. Wir waren unbefangen genug, das nicht zu bemerken. Als wir aber in Locarno landeten, wurden wir schon von Soldaten empfangen und sofort aufs Zollbüro gebracht. Drei Tage Arrest schwebten schon in der Luft, aber wir ließen unsere rednerischen Talente so spielen, daß es mit einem tüchtigen Rüffel und der Zahlung der Telefongebühren glimpflich genug abging.

Der nächste Tag sah uns schon daheim, denn in **Zürich** konnten wir endlich nach langer Zeit wieder deutsch hören und sprechen und wenn der Auslandsreisende die deutsche Sprache wieder hört, dann fühlt er sich wie daheim.

Die Abfahrt auf dem **Rhein** war oberhalb und kurz unterhalb von Basel gewiß keine leichte Arbeit. Aber wir waren in Deutschland und es ging der Heimat entgegen, das machte sogar das Zelten[2678] im stärksten Regenwetter keinen Verdruß mehr. In drei Tagen war es geschafft. Wir durften in Federbetten, in unseren Federbetten, schlafen, und uns von den Strapazen ausruhen.

Hätten wir diese Ruhe nicht während unserer ganzen Urlaubszeit haben können? Doch, aber das Singen im Blut, der Zug in die Fremde, wenn die Reisezeit kommt, wie soll man sich dagegen wehren?

Ich fühle es schon, nächstes Jahr werde ich wieder ziehen. Wohin? Weiß ich's?

Ed Berwanger, 1930

[2678] Am Rand des Blattes gibt es hübsche Skizzen von dem Hauszelt, dem Boot und einem auf der Wiese liegenden Mann, außerdem von zwei Paddlern, die sich durch die Wellen kämpfen.

3.03*

Ed Berwanger und die Globalisierung der Medien

Abschrift eines Plattenmitschnitts von 1936

Zur Orientierung:

Mein Vater Ed Berwanger hat etwa 1936 auf einer St. Ingberter Industrie- und Handelsausstellung mit dem Radiohändler Bachtler ein Gespräch geführt, das auf einer Wachsplatte mitgeschnitten wurde um das technische Wunder einer privaten Tonaufzeichnung zu demonstrieren. Das Original liegt im Familienarchiv in Hennef bei Gunter Berwanger, der auch das Kunststück fertig gebracht hat, eine Wachsplatte von 1936 im Jahr 2004 auf eine CD zu überspielen.

Ich gebe eine Abschrift des „Gesprächs“ hier wieder, weil es einen Blick in die Kinderstube der „neuen Medien“ erlaubt, als die Töne noch mit dem Messer in eine Wachsplatten geschnitten wurden. Dass mein Vater mit seinem nicht ganz ernst gemeinten Vorschlag zum weltweiten Versand solcher Aufnahmen die globale Verbreitung von „sound files“ und „youtube-videos“ vorweg genommen hat, konnte er nicht einmal ahnen.

Berwanger: Herr Bachtler, Sie haben da auf der Industrie- und Handelsausstellung in St. Ingbert einen sehr kompliziert aussehenden Apparat stehen, und wenn man sich erkundigt, dann hört man, dass da Platten geschnitten werden sollen, auf denen man die eigene Stimme nachher ganz gut verstehen und hören könnte.

Bachtler: Der Apparat sieht komplizierter aus wie er ist. Es ist nur ein einfacher Verstärker, der durch einen Tonabnehmer angesteuert wird. Der Tonabnehmer ist gerad im umgekehrten Sinn wie der normale Tonabnehmer bei einem Grammophon geschaltet, das heißt, die Amplituden, die durch die Sprache oder Musik erzeugt werden, werden in dem Tonabnehmer auf die Platte aufgeschnitten.

Berwanger: Ah - aufgeschnitten. Also würde statt der Nadel, an die wir vom Grammophon gewöhnt sind, da irgend ein kleines Schneidmesser, oder eine Art Schneidmesser, sitzen, das dann die Rillen in die Platte hineinschneidet, und dadurch eben die Schallwelle in eine feste Form bringt, die wir nachher .auf dem Grammophon ja wieder abnehmen könnten.

Bachtler: Ganz richtig. Die Nadel ist eine Schneidnadel, die die Amplituden in die Platte, in das Plattenmaterial, hineinschneidet.

Berwanger: Aha. Jetzt würd’s mich doch mal interessieren, ob ihre Platten ebenso teuer sind wie die, die man von Telefunken oder sonstigen Firmen zu kaufen kriegt.

Bachtler: Die Platten, die durch Selbstaufnahme hergestellt werden, sind naturgemäß teurer als wie [!] die üblichen Handelsplatten, da erstens das Plattenmaterial teurer ist und jede Platte für sich bearbeitet werden muss.

Berwanger: Aha. Das ist mir vollkommen klar. Jetzt, für was sollen denn diese Platten eigentlich verwendet werden? Ich meine, wenn man kein großer Sänger ist, da hat man schließlich kein Interesse daran, seine Stimme in einem meisterhaften Song irgendwie zu hören. Gibt's dafür sonst noch irgendeine Verwendungsmöglichkeiten für so private Bürger wie wir sie sind.

Bachtler: Selbstverständlich. Sie können auf dieser Platte vor allen Dingen mal Erinnerungen festhalten, sie können Gespräche oder Unterhaltungen festhalten, sie können Kinderstimmen da drauf festhalten, die später eben durch die Erinnerung einen bestimmten Wert darstellen.

Berwanger: Ach so ist das. Wenn ich mir also die Sache ganz zu Ende denken, könnte ich mir vorstellen, dass man da geradezu, wie man ein Fotoarchiv, ein Bildarchiv anlegt, auch ein Stimmarchiv anlegt, dass man sich solche Schallplatten meinetwegen von Zeit zu Zeit jährlich oder noch in geringeren Abständen, anfertigt oder von seinen Kindern anfertigen lässt, und hört die nach einer gewissen Zeit, wenn man wieder die Erinnerung zurückrufen will, hört man sie wieder ab.

Bachtler: Ganz richtig. Also das ist genau das gleiche im Tonverfahren wie sonst das üblich ist im Fotoverfahren.

Berwanger: Man könnte also sogar Stimmbilder wegschicken, meinetwegen einem Verwandten in Amerika könnte ich mal ganz in Dingmerter [St. Ingberter] Deutsch mal gründlich Bescheid sagen oder sonst irgend eine nette Mitteilung machen, das würde den sicher freuen. Ist das möglich?

Bachtler: Selbstverständlich, gerade diese Sachen haben mitunter den größten Erfolg.

Berwanger: Aha. Dann wäre also zu gönnen, dass da möglichst viel Dingmerter Dialekt auf die Platte gebannt wird und dann exportier wird.

Bachtler:Selbstverständlich.

Ob die Stimmlage meines Vaters auf der Platte richtig wiedergegeben ist, ist (wegen möglicher Laufzeitdifferenzen zwischen Aufnahme- und Abspielgeräten) nicht zu beurteilen, gut zu erkennen sind in seiner Sprache aber Anklänge sowohl an den Kreuznacher wie an den St. Ingberter Dialekt.

3.04*

Mein Großvater Eduard Berwanger in Flandern
November 1914

Mein Großvater, der Volksschullehrer Eduard Berwanger, wurde am 25.2.1883 in der bayerischen Pfalz[2679] geboren und ist am 12.11.1914 bei Ypern gefallen. Über seine Militärdienstzeit und seinen Tod findet sich im Nachlass der Familie nur ein einziges Blatt Papier.[2680]

Bayer. Hauptstaatsarchiv Abt. IV
Kriegsarchiv
Nr. 1384/64

München, 20. März 1964
Leonrodstr. 57

Militär-Dienstzeit-Bescheinigung

Erstellt auf Grund der Kriegs-Stammrolle Bd. Nr. 1/238
9. Kompanie / 30. bayer. Infanterie-Regiment
über den Unteroffizier Eduard Berwanger
geb. am 25.5.1883 in Nanzweiler, Bez. Homburg / Saar

1. Dienstverhältnisse:
   a) vor dem Kriege: 1.10.1903 - 30.9.1904
   b) nach der Mobilmachung: 6.8.1914 - 12.11.1914 (vermißt)

2. Gefechtshandlungen bzw. Aufenthalt im Kriegsgebiet:
   30.10. - 12.11.1914 Schlacht bei Ypern

3. Bemerkungen
   Am 12.11.1914 beim Angriff auf St. Eloi / Belgien vermißt.
   Laut Verlustkartei endgültige Grabstätte „Osttaverne“ – Unb.[2681]

Außerdem gibt es im Nachlass meiner Mutter einen handschriftlichen Vermerk von meiner Großmutter Emma Berwanger, ihr Mann sei bei einem „Sturmangriff auf Schloss Hollebecke bei Ypern“ gefallen.

Aus diesen Daten lässt sich mit Hilfe der allgemein zugänglichen Literatur der Militär- und Kriegsdienst von Eduard Berwanger wie folgt rekonstruieren:

2679 Das südliche Drittel des heutigen Bundeslandes Rheinland-Pfalz, die frühere Kurpfalz, gehörte seit 1815 als Regierungsbezirk Rheinpfalz zum Königreich Bayern.

2680 Die Bescheinigung wurde ausgestellt anlässlich des Todes meiner Oma Emma Berwanger.

2681 Damit ist gemeint, dass er bei dem Weiler Osttaverne in einem Massengrab lag und ein individuelles Grab unbekannt war.

Im Oktober 1903 wurde der damals zwanzigjährige Hilfslehrer Berwanger, wie alle militärpflichtigen Männer seines Alters, zur Ableistung des Wehrdienstes einberufen.[2682] Obwohl der reguläre Wehrdienst bei der Infanterie zwei Jahre dauerte, durfte er nach nur einem Jahr schon wieder nach Hause gehen, weil Volksschullehrer (wie Seeleute und die Mitglieder einiger anderer Berufsgruppen) nur ein Jahr „unter den Fahnen" dienen mussten. Dass er keine Reserveübungen absolvieren musste war ein weiteres Volksschullehrerprivileg, das nicht im Interesse der Lehrer, sondern in dem der Schulverwaltungen eingeräumt worden war.

Am 1.8.1914 wurde die deutsche Generalmobilmachung befohlen, am 4.8.1914 begannen die Kämpfe im Westen, am 6.8.1914 musste auch der Reservist Eduard Berwanger einrücken.[2683] Er war 31 Jahre alt, verheiratet, Vater von drei Kindern,[2684] und hatte seit zehn Jahren keine Uniform mehr getragen.[2685]

Die deutsche Armee hatte eine Friedensstärke von ungefähr 217 Regimentern. Bei der Mobilisierung wurden zusätzlich 113 Reserve-Regimenter gebildet um eventuelle Verluste ersetzen zu können, aber die Generalstäbe beider Seiten rechneten mit einem kurzen Krieg und niemand glaubte, dass die Reserve-Regimenter bald oder in größerer Zahl benötigt würden. Obwohl ein Regiment (Friedensstärke 1.700-2.000 Mann) in der Regel mehr als 150 Offiziere und Unteroffiziere hatte, wurde den Reserve-Regimentern deshalb nur ein knappes Dutzend meist älterer Berufsoffiziere zugewiesen, der Rest des Offiziers- und der größte Teil des Unteroffizierskorps bestand aus ebenfalls älteren Reservisten.

2682 „Die Militärpflicht beginnt mit dem 1. Januar des Kalenderjahres, in welchem der Wehrpflichtige das 20. Lebensjahr vollendet..."

2683 Wegen der Nähe zur französischen Grenze wurden in der bayerischen Pfalz ausnahmslos alle Reservisten bei Kriegsbeginn eingezogen, in grenzfernen Gebieten geschah das oft viel später.

2684 Eduard Berwanger war verheiratet mit Emma Berwanger geb. Weiß (1888-1963), die Kinder waren mein Vater Eduard, genannt Ed (1909-1940), Elfriede (1912-1916) und Elisabeth, genannt Else (1913-2002).

Im Familienstammbuch meiner Oma Emma Berwanger gibt es neben den amtlichen nur zwei persönliche Eintragungen:

„Am 1. August 1914 brach der furchtbare Krieg aus, und schon am 12. Nov. 1914 wurde unser heißgeliebter Papa in den schweren Kämpfen bei Ypern bei einem Sturmangriff vermißt. Der allmächtige Gott und Heiland möge uns in dieser schweren Zeit beistehen. Geschrieben am 14. Aug. 1916, Feilbingert, Emma Berwanger"

„Am 15. Oktober 1916 ist unser innniggeliebtes teures Elfriedchen an einer schweren Rachen-Diphtherie gestorben. Der Schmerz war groß ... Es ruhe sanft. Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten was man hat, muß scheiden. Unserem Liebling zum Andenken. Feilbingert, den 13. Mai 1917, Emma Berwanger"

2685 Es gibt im Nachlass von Else Bursian ein Foto von drei Soldaten, darunter Eduard Berwanger, und einem Offizier. Das Foto ist unbeschriftet und undatiert, müsste aber nach dem Erscheinungsbild der Männer aus dem Sommer 1914 stammen. Der Offizier ist ein beleibter „Reserveonkel" und auch die Soldaten sind nach damaligem Verständnis keine jungen Männer mehr. (Nachlass FD 13)

Die Mannschaft bestand aus ungedienten Wehrpflichtigen und Freiwilligen, denen man in einer achtwöchigen Grundausbildung nicht viel mehr beibringen konnte als zu grüßen, zu marschieren, das Gewehr abzufeuern und mit Hurra vorwärts zu stürmen.[2686] „Die Ausbilder waren meist Schulmeister, die man wieder zu den Fahnen gerufen hatte,“[2687] weshalb zweifellos auch der Schulmeister Eduard Berwanger bald nach Dienstantritt zum Unteroffizier befördert wurde und als Rekrutenausbilder tätig war.[2688]

Die Generalstäbe hatten sich geirrt, der Krieg verbrannte die Vorkriegsarmeen in mörderischem Tempo, nur sechs Wochen nach Kriegsbeginn war die Hälfte der deutschen Offiziere und Mannschaften durch Tod oder Verwundung ausgefallen und die miserabel ausgerüsteten Reserveeinheiten mussten die Lücken an der Front füllen. Schon am 16. 8.1914 wurde deshalb auch eine 6. bayer. Reserve-Division neu aufgestellt, der das 30. bayer. Reserve-Infanterie-Regiment von Eduard Berwanger zugeteilt wurde.[2689] Es bestand etwa zu Dreiviertel aus ungedienten Kriegsfreiwilligen.

In den mir vorliegenden militärgeschichtlichen Darstellungen verliert sich die Spur des 30. bayer. Reserve-Infanterie-Regiments sobald es an der Front eingetroffen ist,[2690] der weitere Weg der 6. bayer. Reserve-Division ist aber gut zu

---

2686 Was die damalige Taktiklehre von der Infanterie erwartete, ist in einem Lehrbüchlein für Einjährig-Freiwilligen und Reserve-Offizieraspiranten der Infanterie von 1912 so beschrieben: „Den ihr innewohnenden Trieb zum angriffsweisen Vorgehen muß die Infanterie pflegen. Ihre Handlungen müssen von dem einen Gedanken beherrscht sein: Vorwärts auf den Feind, koste es, was es wolle!“ (Bindewald’s ... 1912). Wie man sich das nach dem Reglement vorzustellen hat, kann man sogar in Meyers Konversationslexikon von 1908 nachlesen: „Die deutsche Infanterie führt den Sturmangriff derart durch, daß, nach dem Aufpflanzen des Seitengewehrs, das Gewehr an die rechte Seite genommen und in den Sturmschritt übergegangen wird, die Tamboure schlagen den Sturmmarsch. Auf angemessene Entfernung vom Feind erfolgt der volle Lauf, wobei die Spielleute unausgesetzt schlagen und blasen, unmittelbar vor dem Einbruch fällen die dem Feinde zunächst befindlichen Mannschaften das Gewehr und alles stürzt sich unter andauerndem Hurrarufen zum Handgemenge auf den Feind. ... Die deutsche Infanterie legt im Sturmschritt 120 Schritt (zu 80 cm) in der Minute zurück.“

2687 John Keegan: Der Erste Weltkrieg. Original 1998

2688 Unteroffiziere, die normalerweise für eine Korporalschaft von etwa zehn Mann verantwortlich waren, standen nur eine Stufe über den einfachen Soldaten, damals „Gemeine“ genannt, und waren vor allem für die Grundausbildung und Disziplin ihrer Korporalschaft zuständig. Unter den Reservisten galten Lehrer als besonders geeigneter Unteroffiziersnachwuchs, weil sie damals als Beamte das Gehorchen und als Lehrer das Befehlen schon gelernt hatten.

2689 Zur 6. bayer. Reserve-Division gehörte auch das 16. bayer. Reserve-Infanterie-Regiment, in dem der Kriegsfreiwillige Adolf Hitler diente. Ich stelle mir gerne vor, daß die beiden sich irgendwann begegnet sind, wobei der Gemeine Hitler den Herrn Unteroffizier Berwanger nicht stramm genug grüßte und deshalb von meinem Großvater zusammengeschissen wurde.

2690 Ein Regiment mit einer Kriegsstärke von damals etwa 1.500 Mann ist im allgemeinen zu klein, um auf den Schlachtfeldern der Millionenheere noch ins Blickfeld der Historiker zu geraten. Schon bei Kriegsbeginn sind allein an der Westfront auf beiden Seiten mehr als 5 Millionen Mann aufmarschiert, während des ganzen Krieges waren es an allen Fronten rund 60 Millionen, von denen 9 Millionen den Krieg nicht überlebt haben.

verfolgen. Sie wurde Mitte Oktober 1914 zur Verstärkung der vom bayerischen Kronprinzen Rupprecht kommandierten 6. Armee nach Flandern verlegt und traf am 28.10.1914 in Dadizeele ein. Der Flecken Dadizeele, heute ein Ortsteil von Moorslede an der Bahnlinie von Roubaix nach Brügge, liegt rund 15 km östlich von Ypern.[2691]

Die großen Linien der militärischen Entwicklung stehen in den Geschichtsbüchern: das größenwahnsinnige Umfassungsmanöver des Schlieffen-Plans, mit dem die französischen Armeen binnen acht Wochen ausgeschaltet werden sollten, war in der Marne-Schlacht gescheitert. Danach begann das „Wettrennen zum Meer“, in dem die deutschen wie die alliierten Armeen ihre Nordflügel möglichst weit an der Küste nach vorne schieben wollten, um zwischen Ardennen und Nordsee durch das belgische Flandern noch einmal ein wechselseitiges Umfassungsmanöver zu versuchen. Für kurze Zeit sah es so aus, als ob die Deutschen an der Küste den Durchbruch schaffen könnten, aber dann hielt sich die belgische Armee besser als erwartet, öffnete die Schleusen an der Yser und verteidigte bis zum Ende des Krieges, gedeckt durch das Überschwemmungsgebiet zwischen der Küste und Ypern, einen Zipfel ihres Vaterlandes, während die britischen und französischen Streitkräfte die Strecke zwischen Ypern und den Ardennen hielten.[2692] Ypern, das Zentrum der britischen Verteidigungsstellung, konnte von den Deutschen nie erobert werden, sie haben es aber mit der Artillerie so vollständig zerstört, daß 1918 die Trümmerberge der Stadt kaum noch mannshoch waren.

John Keegan nennt die Gegend rund um Ypern „eine der trübseligsten Landschaften Westeuropas, eine durchweichte Ebene ausgedehnter, nicht eingezäunter Weide- und Ackerflächen mit hohem Grundwasserspiegel, auf den man schon nach wenigen Spatentiefen stößt.“[2693] So sieht es dort heute noch aus, sogar im Hochsommer. Im Herbst bläst feuchtkalter Wind über das Land, im Winter wird der Schlamm knietief und eiskalt, aber nie kalt genug um festzufrieren. Wie es den Soldaten ging, die im November 1914 in Flandern leben, marschieren, angreifen, Deckung suchen und sterben mussten, mag man sich nicht vorstellen, die zeitgenössischen Fotos in den Museen und Gedenkstätten von Flandern sind schwer zu vergessen.

[2691] Otto Schink: Die Schlacht an der Yser und bei Ypern im Herbst 1914, bearbeitet unter Benutzung amtlicher Quellen, 98 Seiten, 1 Reliefkarte, 5 Kartenskizzen und 7 Textskizzen, Oldenburg, 1918 (Heft Nr. 10 der Reihe „Der große Krieg in Einzeldarstellungen Hrsg. im Auftrag des Generalstabes des Feldheeres“) Der Verfasser war damals als Oberleutnant der 6. bayer. Reserve-Division in Flandern dabei gewesen. Sein Buch gehört zu den vielen, in großer Auflage vertriebenen Publikationen, mit denen das deutsche Militär nach dem verlorenen Krieg beweisen wollte, dass es eigentlich „im Felde unbesiegt“ geblieben sei. Die Daten scheinen im allgemeinen zu stimmen, der patriotische Stil ist schwer erträglich. Ich habe mein Exemplar mit dem übrigen Nachlass archiviert. (Mappe 98)

[2692] Moderne Karten von Ypern und zur Flandernschlacht finden sich im Nachlass, Mappe 98.

[2693] John Keegan, einer der Großmeister der angelsächsischen Militärgeschichtsschreibung, ist dafür bekannt, dass er fast jedes Schlachtfeld, über das er schreibt, ausführlich inspiziert hat.

Als Eduard Berwanger in Dadizeele ankam, war die Schlacht in vollem Gang. "Am 20. Oktober 1914“, schreibt Walther Hubatsch dazu, „hatte die große Schlacht in Flandern begonnen. Der Angriff der 6. und der 4. Armee stieß auf einen abwehrbereiten Gegner in starken Stellungen.“[2694] Taktisch ging es um eine Hügelkette, die sich in drei bis fünf Kilometern Entfernung östlich von Ypern im Halbkreis um die Stadt zieht. Die Kammlinie der Hügel liegt 20 bis 40 Meter höher als Ypern und erlaubt einen freien Blick und die punktgenaue Leitung des Artilleriefeuers auf die Stadt und die sie umgebende Marschlandschaft.

Am 30.10.1914 wurde die 6. bayer. Reserve-Division auf dem linken Flügel der 6. Armee angesetzt und sollte, über Hollebeke vorgehend, erst das Dörfchen Wytschaete erobern und dann den Weiler St. Eloi[2695], der auch heute nur aus einer Straßenkreuzung, einer Kneipe, einigen Häusern und ein paar Kriegerdenkmälern besteht.

Die 6. bayer. Reserve-Division hat Wytschaete in den ersten Novembertagen zwei Mal erobert und wieder verloren, meistens im Regen über offenes Gelände, immer unter schwerem Artilleriefeuer. Der dritte Angriff, den sie nur noch mit Unterstützung nachgezogener Reserven vortragen konnte, begann „bereits um 7 Uhr morgens mit einem Artilleriekampf von fürchterlicher Stärke. Der Feind .... zog schleunigst starke Reserven ... heran. Die Brigade Kiefhaber der 6. bayer. Reserve-Division setzte zu einem glänzenden Sturm an. Von Schrapnellfeuer überschüttet, erstiegen die jungen Mannschaften zum dritten Male unter großen Verlusten, aber ohne Stocken, den Ost- und Südhang des Wyschaete-Rückens. Die feindlichen Maschinengewehre hielten blutig Ernte ... Als die ersten Angreifer die Windmühle [von Wyschaete] erreicht hatte, setzte ein feindlicher Gegenstoß von großer Wucht ein ... Ein grausiger Häuserkampf begann nun.“[2696]

Irgendwie hat Eduard Berwanger den Tag überlebt, auch die nächsten Nächte und Tage, in denen die Trümmer von Wyschaete „unter ständigem Artilleriefeuer schwerer Kaliber“ lagen. Bis St. Eloi waren es noch gut 2.000 Meter.

Während der Rest der 6. bayer. Reserve-Division in den Ruinen von Wyschaete lag, musste sich Falkenhayn, der Chef des deutschen Generalstabes, „am 3.11.1914 ... eingestehen, dass ein Durchbruch aussichtslos war. Er wollte aber die Operationen nicht ohne einen letzten Versuch, zu einem sichtbaren Erfolg zu kommen, einstellen, und befahl erneut den Angriff auf Ypern, der am 10.11.1914 begann“.[2697] Es ging, mit anderen Worten, im letzten Angriff der ersten Flandernschlacht nicht mehr um ein strategisches Ziel, sondern nur noch um eine eitle Geste des Generalstabschefs und allenfalls um eine Verschie-

[2694] Walther Hubatsch: Deutschland im Weltkrieg 1914-1918. Original 1955

[2695] Saint Eloi, flandrisch Sint Elooi, liegt an der heutigen Nationalstraße N 365 von Mesen (Messines) nach Ypern. St. Eloi (deutsch St. Eligius), 588-660, war Bischof von Noyon und einer der Missionare von Flandern.

[2696] Otto Schink, a.a.O.

[2697] Walther Hubatsch, a.a.O.

bung der Schützenlöcher um ein paar hundert Meter.

Östlich von St. Eloi, etwa 1.000 m hangabwärts in Richtung Hollebeke, lag damals ein kleines Schloss, das die Deutschen erstmals bereits am 30.10.1914 erobert hatten. In der deutschen Literatur wird es oft „Schloss Hollebeke“ genannt[2698], auf belgischen Karten hieß es seit 1905 „Schloss Palingbeek“.[2699] Von Schloss Palingbeek aus haben die bayerischen Regimenter am 10. und 11.11.1914 St. Eloi noch einmal erfolglos angegriffen, dann „erstarrte der Kampf im Wald, Feuer, Morast und Regen“.[2700]

Walther Hubatsch nennt Falkenhayns letzten Angriff „organisatorisch und taktisch abwegig“ und Hans Herzfeld schreibt, der Generalstabschef habe dort die „nur notdürftig verwendungsbereiten Reservekorps“ eingesetzt, die, „mangelhaft ausgebildet, unter ebenso improvisierten, zum großen Teil überalterten Führern, in ihrer Mischung aus älteren Reservisten und Landwehrleuten und jungen, mit unbedingter Hingabe erfüllten Kriegsfreiwilligen jenen Opfergang ... gegen die an Zahl unterlegenen, aber ebenfalls ihr Letztes hergebenden Veteranen der BEF[2701] antraten, der dem Heer wie der Nation im ganzen unersetzliche Lücken geschlagen hat." [2702]

Bevor der Angriff am 18. 11.1914 auf der ganzen Frontbreite abgebrochen werden musste, war, irgendwo zwischen St. Eloi und Palingbeek, am 12.11.1914 Eduard Berwanger gefallen, einer von rund 210.000 Toten der

---

2698 Das Missverständnis ist vermutlich auch daraus zu erklären, dass es damals bei Hollebeke zwei kleine Schlösser gab, eins östlich und eins westlich der Eisenbahnlinie. Das östliche Schloss war schon zu Beginn der Flandernschlacht in deutsche Hand gefallen und damals in amtlichen Depeschen wiederholt erwähnt worden, während das westliche Schloss gleich neben St. Eloi (d. h. Schloss Palingbeek) in den amtlichen Mitteilungen kaum genannt wird. Das hat nicht nur meine Großmutter in dem oben erwähnten Vermerk, sondern auch meinen Bruder Gunter und mich anfangs in die Irre geführt, als wir im Sommer 2004 das „richtige“ Schloss suchten.

2699 An der Stelle von „Kasteel Palingbeek“ stand seit altersher ein kleiner Adelssitz, der Ende des 19. Jahrhunderts von der Textilindustriellenfamilie Mahieu-Ferry aus dem benachbarten, knapp jenseits der belgisch-französischen Grenze liegenden Armentières gekauft worden war. Sie ließ die alten Gebäude abreißen und sich 1901-1905 von René Sergent (1865-1927) ein Schloss im Stil des Second Empire als Sommerresidenz bauen. René Sergent war spezialisiert auf solche historistischen Kunststücke, in Paris hat er 1910 am Parc de Monceau das Palais Nissim de Camondo im Stil Louis XVI gebaut, das heute ein hübsches Museum ist. Schloss Palingbeek wurde 1914-1918 völlig zerstört. An seiner Stelle wurde 1927 eine Art Chalet gebaut, das heute dem „Golf en Country Club De Palingbeek“ als Clubhaus dient. Einige Angaben über Palingbeek befinden sich im Nachlass (Mappe 98).

2700 Schlachten des Weltkrieges. In Einzeldarstellungen bearbeitet und hrsg. im Auftrag des Reichsarchivs. Band 10: Ypern 1914. Bearbeiter Werner Beumelburg, 1926 (Ich zitiere aus einem Exemplar von Heinz Peters, das sich in der Bibliothek von Gerta Peters befindet.)

2701 British Expeditionary Force, die offizielle Bezeichnung der damals in Frankreich eingesetzte britischen Armee.

2702 Hans Herzfeld: Der Erste Weltkrieg. dtv-Weltgeschichte es 20. Jahrhunderts, Bd. 1, Original 1968

ersten Flandernschlacht.[2703]

Wie es zwischen den Trümmer von Schloss Palingbeek und St. Eloi in den nächsten Jahren weiterging, beschreibt heute eine Tafel am Rande des ehemaligen Schlossparks:

Ce parc fut pris et repris six fois de
1914 à 1918 et demeura en pleine bataille
pendant 4 ans sans que les lignes adverses
ne se soient écartées de plus de cinq cents
mètres de ses lisières, soit au Nord, soit au Sud.

C'est dans ce même parc et ses parages
que fut crevée la poche dite de Dunkerque
le 29 mai 1940 après trois jour de combats
acharnés où les étudiants écossais, qui
défendaient cette position, se firent tuer
jusqu'au dernier.[2704]

In dem Schlosspark steht heute ein Denkmal für die beiden einzigen Söhne der letzten Schlossherren, Auguste und Michel Mahieu, „tous deux morts pour l' independance de la France et de la Belgique, 1914-1918." Der eine ist an der Somme gefallen, der andere bei Verdun.

Die in der „Militär-Dienstzeit-Bescheinigung" für meinen Großvater erwähnte „Grabstätte Osttaverne" war ein Massengrab, das 1914/15 bei dem Weiler Oosttaverne, rund zwei Kilometer südlich von Palingbeek, angelegt worden war.

In den 1950er Jahren hat der „Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V." deutsche Soldaten, die bei Ypern in Einzelgräbern, kleinen Soldatenfriedhöfen und anonymen Massengräbern lagen, auf den deutschen Soldatenfriedhof Langemark umgebettet. Heute liegen dort mehr als 44.000 Mann, fast 25.000 in einem etwa 12 mal 20 Meter messenden „Kameradengrab". Dazu heißt es auf einer Tafel in der Eingangshalle des Friedhofes: „Fast 25.000 untrennbare Gefallene wurden in einem neu angelegten Kameradengrab bestattet. ... Im Laufe der Jahre konnte ... durch Auswertung der Archivunterlagen 16.940 im Kameradengrab Bestattete identifiziert werden. 1984 wurden deren Namen auf

---

2703 Auf deutscher Seite sind etwa 135.000, auf alliierter etwa 75.000 Mann gefallen. In der Literatur werden auch andere Zahlen genannt, meistens weil Anfang und Ende der ersten Flandernschlacht unterschiedlich datiert werden. Es gab, je nach Zählung, in den nächsten Jahren zwei oder drei noch viel blutigere Flandernschlachten, die uns hier aber nicht beschäftigen müssen.

2704 Im Mai 1940 gehörten der Höhenzug um Ypern zum äußeren Verteidigungsring der bei Dünkirchen eingekesselten Briten und Franzosen. Das Chalet von Palingbeek wurde diesmal im Handstreich erobert, die Einnahme von Ypern war dem Oberkommando der Wehrmacht am 29.5.1940 eine Sondermeldung wert. Wer die „étudiants écossais" waren, konnte ich nicht feststellen.

Am Rande des Kessels von Dünkirchen operierte 1940 auch das Jagdgeschwader 53 meines Vaters Ed Berwanger, bei gutem Wetter in Sichtweite von Oosttaverne, wo sein Vater lag.

68 bronzenen Tafeln festgehalten.“ Die Tafeln stehen heute wie Stelen um das Kameradengrab.[2705]

Auf der fünften Tafel, vom Eingang aus gesehen auf der linken Seite, haben mein Bruder Gunter und ich im August 2004, knapp neunzig Jahre nach seinem Tod, den Namen unseres Großvaters gefunden:

Berwanger Eduard Unteroffizier + 12. 11. 1914

Das Kameradengrab liegt unmittelbar hinter dem Eingang zum Friedhof, in der gleichen Achse steht auf der anderen Seite des Friedhofs, leicht erhöht, die Figurengruppe "Trauernde Soldaten" des Münchner Bildhauers Emil Krieger (1902-1977), die 1956 aufgestellt wurde. Auf der rechten Seite des Friedhofes wird die alte Frontlinie durch die Überreste von zwei deutschen Bunkern markiert.

Dietrich Berwanger, Dez. 2005

Anhang

Der folgende Text steht in Deutsch und Flämisch auf einer Tafel in dem Informationsraum, der sich im linken Flügel des Eingangstores zum Deutschen Soldatenfriedhof Langemark befindet. Der erwähnte Ehrenraum befindet sich im rechten Flügel des Eingangstores.[2706]

Deutscher Soldatenfriedhof Langemark

Am Ende des Ersten Weltkrieges befanden sich die Gräber von deutschen Gefallenen in 678 Gemeinden der Provinzen Ost- und Westflandern. Allein im Ortsbereich von Langemark gab es 15 größere deutsche Friedhöfe. Der belgische Gräberdienst bestattete die dort ruhenden Gefallenen in den Jahren 1919-1920 auf diesem Friedhof zur endgültigen Ruhe.

Der amtliche deutsche Gräberdienst begann in den zwanziger Jahren mit ersten Pflegearbeiten. Im Jahre 1930 übernahm der Volksbund Deutsche Kriegsgräber-

---

[2705] Neuere Angaben des Volksbundes sprechen von 44.992 Gefallenen auf dem Friedhof und von 17.342 namentlich bekannte Tote im Kameradengrab. Die Aufstellung weiterer Stelen schien im Sommer 2004 vorbereitet zu werden.

Es gibt in Belgien etwa 181.000 deutsche Kriegsgräber, 135.000 aus dem Ersten und 46.000 aus dem Zweiten Weltkrieg. Die Gefallenen des Ersten Weltkrieges liegen auf vier deutschen (Langemark, Menen, Vladslo und Hooglede) und einigen britischen Soldatenfriedhöfen, die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges wurden in Lommel und Recogne beigesetzt.

[2706] Fotos des Deutschen Soldatenfriedhofes Langemark, die Dietrich und Gunter Berwanger im Sommer 2004 gemacht haben, befinden sich im Nachlass (FD 15).

fürsorge die endgültige Gestaltung. Er wurde hierbei unterstützt von der Deutschen Burschenschaft und den Traditionsvereinen vieler Regimenter.

Am 10. Juli 1932 fand die Einweihung des Soldatenfriedhofes statt. 10 143 Gefallene – davon 6 313 namentlich bekannt – waren damals auf dem unteren Gräberfeld bestattet. Die Namen dieser Toten sind auf Eichenholztafeln im Ehrenraum verzeichnet.

In den fünfziger Jahren erfolgten im Rahmen der Zusammenlegung aller deutschen Toten des Ersten Weltkrieges in Flandern auf den drei großen Sammelfriedhöfen Langemark, Menen und Vladslo weitere Zubettungen. Fast 25 000 untrennbare Gefallene wurden in einem neu angelegten Kameradengrab bestattet, während weitere 10 000 bis dahin in Einzelgräbern ruhende Gefallene ihre letzte Ruhestätte auf dem ehemaligen Mohnfeld, einer etwas höhere gelegenen Terrasse des Friedhofes, erhielten.

Auf dem Soldatenfriedhof ruhen somit 44 061 deutsche Soldaten des Krieges 1914-1918. 1971 wurden die bislang nur durch kleine Nummernsteine bzw. Eichenblöcke mit Kupferschildern gekennzeichneten Gräber durch Grabzeichen in Form von liegenden Natursteinplatten mit Namen, Dienstgrad und Todesdaten gekennzeichnet. Im Laufe der Jahre konnten schließlich durch Auswertung von Archivunterlagen 16 940 im Kameradengrab Bestattete identifiziert werden. 1984 wurden deren Namen auf 68 bronzenen Tafeln festgehalten.

Der Ausbau der Flandernfriedhöfe sowie die späteren Ergänzungen wurden durch den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge durchgeführt, der auch die Pflege dieser Gräberstätten sicherstellt.

3.05*

Das Kochbuch meiner Großmutter von 1902

Zur Orientierung:

Im Nachlass findet sich ein handschriftliches Kochbuch meiner Großmutter, in dem die erste Einträge aus dem Jahr 1902 und die letzten aus den 1960er Jahren stammen. Ihre Tochter, meine Mutter, hat auf einem Zettel, der dem Kochbuch beiliegt, vermerkt: „Das Kochbuch unsere Mutter Emilie Fritze / Ries aus ihrer Jugend, immer zur Hand als wir Kinder heranwuchsen. St. Ingbert, 21.5.1994, Elsbeth B.“

Das Kochbuch ist ein dickes Schreibheft mit 244 handschriftlich durchnummerierten Seiten, auf denen sich etwa 450 Rezepte finden. Rund die Hälfte davon hat meine Großmutter in gestochener Schönschrift während eines sechswöchigen Kochkurses notiert, den sie als Achtzehnjährige im August / September 1902 in ihrer Heimatstadt Homburg / Saar besucht hat. Bei den meisten Rezepten unterscheiden sich die zubereiteten Speisen nicht wesentlich von dem, was heute als Hausmannskost oder in Restaurants „mit bürgerlicher Küche“ auf den Tisch kommt, der frappierende Unterschied zur modernen Küche liegt in dem Arbeitsaufwand und den handwerklichen Fertigkeiten, die damals in der Küche erforderlich waren. Ich habe hier ein halbes Dutzend der Rezepte - leicht gekürzt - abgeschrieben um einen Eindruck von dem Arbeitsalltag meiner Großmutter zu vermitteln.

Markklößchensuppe

Das Rindermark wird mit einigen Tropfen Wasser so lange geknetet, bis es schön weiß ist. Nun gibt man ebenso viel Butter als Mark zu und rührt diese mit dem Mark gut schaumig. Nun mengt man 2 - 3 Eier, das nötige Weckmehl, Salz, Pfeffer, Muskat, in Butter gedämpfte Zwiebel und Petersilie darunter und formt schöne runde Klöße daraus. Diese kocht man 5 Minuten lang in Salzwasser und gibt sie beim Auftragen in gute klare Fleischbrühe oder Grünkernsuppe.

Kalbskopf en tortue

1 frischer Kalbskopf mit der Haut wird ausgebeint, gewässert und mit kaltem Wasser und etwas Salz auf’s Feuer gesetzt. Wenn er einmal aufgekocht hat, wird der Kopf in Wasser gelegt und dann in beliebig große schrägwinklige Vierecke geschnitten. Die Ohren werden mit der Schere ausgezackt. Dann setzt man die Stücke mit Wasser, 1/4 Liter Weißwein, etwas Essig, Zwiebeln, 1 Lorbeerblatt, einigen Pfefferkörnern, 2 - 3 Nelken und dem nötigen Salz auf’s Feuer und kocht sie in etwa 2 Stunden weich. Dann bereitet man die Ragoutsauce wie folgt: 1 Pfund Kalbsfleisch und 1 Pfund rohen mageren Schinken in Stücke schneiden, mit viel Zwiebel und wenig Fett schön anbraten, mit 1 - 2 Eßl. Mehl anrühren, mit Fleischbrühe auffüllen und gut 2 - 3 Stunden kochen lassen. Hierauf bräunt man noch so viel Mehl darin, daß es eine dicke sämige Soße gibt, passiert alles gut durch, gibt 1 Glas Rotwein oder Madeira daran. Alsdann legt man die Fleischstückchen hinein und gibt noch Fleischklößchen

und Champignons hinzu. Auf einer flachen Ragoutschüssel schön anrichten, die Ohren in der Mitte, worum man das Gehirn gibt, welches, nachdem es gewässert und abgezogen wurde, 10 Minuten gekocht wurde. Dann verziert man mit hartgekochten Eiern und feingeschnittenen Gurken. Die Zunge wird in Scheiben geschnitten und gleichfalls in das Ragout gegeben. Zur Garnierung kann man auch noch dreieckig geschnittene, in Butter geröstete Weckschnitten verwenden.

Gebratene Hähne

Die Hähnchen werden ausgenommen, gesengt[2707], gewaschen und gut abgetrocknet. Alsdann folgendermaßen dressiert: die Beinchen werden zurückgedrückt, damit sich die Brust hebt und das Ganze eine schöne Form bekommt, dann nimmt man eine Dressiernadel mit einem dünnen Bindfaden, sticht durch die beiden Beinchen, dann vorn durch die Flügel, nochmals durch die Beinchen und bindet den Faden straff zusammen. Nach Belieben kann man die Hähne mit folgender Farce füllen: Magen, Herz und Leber werden gut gereinigt, von Haut und Sehnen befreit und fein gewiegt.[2708] Auf einen Hahn rechnet man 1/2 Brötchen, welches abgerieben in Milch eingeweicht und gut ausgedrückt wird, 1 Ei, etwas in Butter gedämpfte Zwiebel, Salz, Pfeffer und Muskat. Das alles wird zusammen gut verarbeitet, dann füllt man die Hähne mit der Farce und näht sie gut zu. 3/4 bis 1 Stunde in Butter und Fett mit einigen Zwiebeln unter öfterem Begießen werden die Hähne schön braun gebraten. Der Beiguß wird entfettet und mit Fleischbrühe aufgekocht und durchpassiert.

Boeuf braisé

4 Pfund gut abgehängtes Roastbeef wird gut geklopft, gesalzen und gepfeffert. Eine eiserne Bratpfanne, welche man gut verschließen kann, wird mit dünnen Speckscheibchen ausgelegt, das Fleisch mit einigen Butterstückchen drauf gegeben und der Topf gut verschlossen. Nun bestreicht man lange Papierstreifen mit Mehlkleister, klebt diese um den Topf und Deckel herum, sodaß kein Dampf entweichen kann. Hierauf stellt man den Topf auf den nicht zu heißen Herd und läßt das Fleisch 3 Stunden dämpfen. Nach Belieben kann man das Fleisch vor dem Anrichten noch anbraten. Außerdem kann man auch Gemüse mit dem Fleisch dämpfen.

Vanille-Eis

400 gr. Zucker, 2 ganze Eier, 60 gr. gute süße Butter, 1 Liter Milch, 1/8 Liter Wasser und 1 kleines Stück Vanille. Man mischt Milch und Wasser und läßt in dem größten Teil den Zucker vergehen. In einem kleine Teil verrührt man das Eigelb und gießt dies zu dem Übrigen. Das Eiweiß schlägt man zu Schnee und rührt es in die Zuckerlösung. Man gibt dann die zerkleinerte oder die mit Zucker abgeriebene Vanille sowie die Butter zu und bringt alles auf dem Feuer unter beständigem Rühren zum Kochen bis es dicklich wird. Alsdann wird etwas

---

[2707] Die nach dem Rupfen der Deckfedern noch verbliebenen Flaumfedern wurden an einer Spiritusflamme abgesengt.

[2708] D. h. mit dem Wiegemesser zerkleinert.

angerührtes Kartoffelmehl dazugegeben, vom Feuer weggenommen, erkalten lassen und in die Gefrierbüchse[2709] gegeben, und stellt diese bis zum völligen Erkalten in kaltes Wasser. Nun stellt man die Gefrierbüchse in die Maschine, schließt dieselbe gut und füllt mit dem vorgeschriebenen Eis auf (2 Tassen Eis und 1 Tasse Salz). Man dreht so lange bis die Masse buttrig gefroren ist. Nun nimmt man das Dachwerk heraus, stößt das Eis gut zusammen und umwickelt die Maschine mit alten Tüchern. Nach 2 Stunden nimmt man die Büchse heraus, hält sie 1 Sekunde in heißes Wasser und stürzt das Eis auf eine Platte.

Brottorte

10 Eier, 3/4 Pfund Zucker, 350 gr. geriebenes Schwarzbrot, 125 gr. geriebene Mandeln, 60 gr. geschnittenes Citronat und Orangeat, 1 Teil Zimt (5 Pfennige), etwas geriebene Zitronenschale, 2 Eßl. Rum oder Arrak. Eigelb, Zucker und Zitroneschale werden 1 Stunde lang tüchtig gerührt, alsdann mengt man langsam Zimt, Mandeln, das feingewiegte Citronat und Orangeat, Brot, Rum und zuletzt den steifen Eiweißschnee darunter und füllt diese Masse in eine gut bestrichene Form. Man bäckt die Torte in gelinder Hitze etwa 1 Stunde. Nach dem Backen wird sie, nachdem man sie aus der Form genommen hat, mehrmals durchstochen und mit 1/4 Liter Glühwein durchtränkt.

Man versteht nach diesen Rezepten, warum im Kochkurs von 1902 die Zubereitungszeit einer einfachen Mahlzeit im allgemeinen mit mehr als drei Stunden angegeben wird. Und man versteht, warum die Hausfrauen damals, soweit sie es sich irgend leisten konnten, eine Küchenhilfe beschäftigten.

Erst auf den zweiten Blick sieht man, dass Produkte, die nicht aus der regionalen Landwirtschaft stammten, damals fast unbekannt waren. An importierten Waren habe ich neben Heringen, Sardellen, Reis, Apfelsinen und Zitronen nur Gewürze gefunden (Pfeffer, Vanille, Zimt, Nelken, Kapern und Anis). Frischer Salat wird im Kochbuch auch nicht erwähnt, nur Gurken-, Bohnen- und Krautsalat sowie ein „italienischen Salat", der aus Kartoffeln, Äpfeln, roten Rüben, Essiggurken, Kalbfleisch-, Schinken- und Heringsstückchen bestand.

Das Fleisch kam aus der heimischen Viehzucht und den Wäldern der Umgebung (Hase und Reh), aber an Fischen werden nur importierte Heringe und Sardellen erwähnt, die damals monatelang in viel Salz konserviert wurden, weshalb man sie vor der Zubereitung gründlich wässern oder in Milch einlegen musste. Andere Salzwasserfische kommen nicht vor und nicht einmal Süßwasserfische erscheinen auf dem Speisezettel, denn bei Homburg gab es keine nennenswerten Fischgewässer und für den Transport über mehr als einige Kilometer reichte die „Kühlkette" noch nicht.

[2709] Mit der Gefrierbüchse ist „Meidingers Eismaschine" gemeint, die damals weit verbreitet war. Sie bestand aus einer Blechbüchse, einem Rührwerk und einem Einsatz, in dem eine „Kältemischung" aus Kochsalz und zerstoßenem Stangeneis beim Schmelzen Temperaturen von bis zu minus 10° Celsius erzeugte.

Kühlschränke gab es in normalen Haushalten so wenig wie Konservendosen. Vorratswirtschaft betrieb man durch die Herstellung von Marmeladen und Gelees aus Kirschen, Zwetschgen, Mirabellen, Äpfel, Birnen, Quitten, Kürbissen, Johannisbeeren, Heidelbeeren, Preiselbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Stachelbeeren und gelegentlich den teuren Erdbeeren. Aus Tomaten wurde Tomatenmark eingekocht und für den Winter musste ein Vorrat an Weiß- und Rotkraut eingelegt werden, ebenso wie Essig- und Senfgurken.

So erlaubt das Kochbuch auch einen Blick auf die Geschichte der Haushaltstechnik, und in späteren Jahren sogar auf die Zeitgeschichte: 1916, während des Ersten Weltkrieges, notiert Emilie Fritze Rezepte für „Billiges Gebäck ohne Butter“, „Kriegskuchen aus Maisgries und Mehl“ oder „Kartoffelkrapfen“, die alle ohne Butter, Milch und Eier auskommen müssen, aber viel Kunsthonig, Backpulver, Natron, Zitronat und ähnliches benötigen. Fünfundzwanzig Jahre später, während des Zweiten Weltkrieges, notierte sie im November 1941 ein ähnliches Rezept:

Kriegs-Grießkuchen

3 Tassen Grieß, 3 Tassen Milch, 3 Tassen Zucker,
1 - 2 Pakete Backpulver, Rum-Aroma

3.06*

Die Aussteuer und das Haushaltsinventar meiner Großmutter 1911

Zur Orientierung:

In einem Schulheft mit dem Titel „Verzeichnis der Wäsche und Möbel" hat meine Großmutter Emilie Fritze kurz nach ihrer Hochzeit im Jahr 1911 ein Inventar des Haushalts in ihrer erste Wohnung, Saarbrücken, Gärtnerstr. 56, erstellt.

Man kann das Heft beinah wie eine jener „Bestandsaufnahme der materiellen Kultur" lesen, die in der ethnologischen Feldforschung den Ausgangspunkt bei der Beschreibung neu entdeckter Stämme in den Tiefen des Amazonasbeckens bilden. Dass ein „Waschtisch" inventarisiert wird, deutet an, dass die Wohnung kein Badezimmer hatte, dass keine elektrischen Lampen erwähnt werden, belegt, dass es keinen Stromanschluss gab, (den gab es erst 1916, nach dem Umzug in die Scheidter Straße 38) und die 105 Handtücher und 90 Stück Tischwäsche erinnern daran, dass die „große Wäsche" vor der allgemeinen Verbreitung von Waschmaschinen so aufwendig war, dass man sie nicht jede Woche veranstalten konnte. Das Verzeichnis ist beinah ein Stück Kulturarchäologie und ich habe deshalb allen wesentlichen Angaben in der originalen Gliederung abgeschrieben.

Bettwäsche [194 Stück]

18 Deckbettbezüge, davon 12 Damast, 6 Leinen[2710]

53 Kissenbezüge, davon 18 Leinen glatt, 12 halbleinen mit Häkelkante, andere mit Klöppelkante, mit Spitzen, mit Häkeleinsatz etc

18 Oberbettücher, davon 12 Halbleinen, 6 Leinen mit Feston[2711]

Handtücher [105 Stück]

44 Handtücher, davon 24 feines Leinen, 12 etwas gröber, 6 mittelfeines Leinen

12 Frottierhandtücher, 2 Frotierbadertücher, groß

20 Küchenhandtücher Leinen, 12 Gläsertücher und 15 Abwaschtücher

Tischwäsche [90 Stück]

[2710] Die Damastbezüge, ebenso wie die „Tischtücher aus feinem Leinen", trugen das Monogramm E R [Emilie Ries], waren also aus der Aussteuer meiner Großmutter.

[2711] Feston ist eine Stickerei mit Schlingenstich (Festonstich), der vor allem an Säumen verwendet wird.

1 Tischtuch 160 x 320 cm, 2 Tischtücher 130 x 225 cm, 24 Servietten 60 x 60 cm, 12 Servietten 40 x 40 cm, alle aus feinem Leinen mit Rosenmuster, 6 Tischtücher 130 x 170 cm, 2 Tischtücher 130 x 225 cm, 18 Servietten 60 x 60 cm, alle aus Leinen mit Biedermeiermuster

1 Kaffeedeck Weißleinen mit Rosenmuster, 1 Kaffeedeck blauer Lindendamast, 4 Kaffeedecken bunt, 1 Kaffeegedeck gelb und blau, und weitere 18 Servietten

Leibwäsche [86 Stück]

29 Taghemden, davon unter anderem 6 mit Achselschluss und gesticktem Koller, 3 mit russischer Stickerei, 3 mit Feston, 2 Leinen Handarbeit

22 Nachthemden und -jacken, alle mit Stickereispitzen, Madeirastickerei[2712], Klöppelspitze, Feston u.ä.

21 Beinkleider, alle mit Stickerei oder Feston, davon 2 „Reform-Beinkleider“

9 Unterröcke, davon 3 Leinen, 6 Flanell, alle mit Stickerei

19 Paar Strümpfe, davon 9 Paar schwarz, wollen, dick, 9 Paar schwarz wollen dünn, 1 Paar weiß wollen dünn.

1 Garnitur (Nachthemd, Taghemd, Hose und Untertaille)

3 Trägerschürzen

Handarbeiten [33 Stück]

Tischläufer, Milieudecken, Kredenzdeckchen, Büffetdeckchen, Tablettdeckchen, eine Waschtischgarnitur aus Frottierstoff, sonstige Deckchen, Sofakissen, alle bestickt, gehäkelt etc.

Im Gebrauch befindliche Wäsche und Kleider [72 Stück]

16 Taghemden, 16 Hosen, 9 Nachhemden und -jacken, 2 Frisierjacken, 2 Frisierumhänge, 24 Unterröcke, und 3 Paar Strümpfe

Besteck [102 Stück]

Je 12 silberne Esslöffel, Gabeln, Messer, Dessertgabel und -messer sowie Kaffee- und Mokkalöffel, dazu 1 Vorlegelöffel, 1 Suppenlöffel, 1 Saucenlöffel und 1 Tranchierbesteck. „alles mit gleichem Muster mit dem Monogramm E R [Emilie Ries] gezeichnet“. Außerdem gab es je ein silbernes Besteck, das A F bzw. E F [Albert bzw. Emilie Fritze] gezeichnet war.[2713]

2712 Madeirastickerei ist eine „Weißstickerei mit Durchbruch- und Blindlöchern“.

2713 Ich weiß, dass die silbernen Bestecke, soweit noch vorhanden, nach dem Tod meiner Großeltern als Erinnerungsstücke unter ihren Kinder aufgeteilt wurden. Den Anteil meiner Mutter haben meine Brüder und ich nach ihrem Tod erneut unter uns aufgeteilt, weshalb

Nicht silbern sind 1 Besteck für Käse und Butter, 1 Tortenschaufel, 2 Vorlegegäbelchen, 6 Konfektgäbelchen, 1 Salatbesteck und 2 Zuckerlöffelchen.

Geschirr [144 Stück]

Ein 84-teiliges Eßservice mit Kaffeegeschirr für 12 Personen, dazu zwei Mal 12 Weingläser, 12 Sektgläser , 12 kleine Glasteller, 3 Glasschüsseln, 6 Teegläser sowie 3 Tortenplatten.

Küchengeschirr

Weißes Porzellan für 6 Personen.

Möbel: Eßzimmer (Kosten 1.590 M)

Büffet, Credenz, Tisch mit vier Gängen, Uhr, Sofa mit Umbau, 6 Stühle, Teppich

Möbel: Wohnzimmer (Kosten 817 M)

Bücherschrank, Schreibtisch, 1 Sessel, 1 Tisch, 2 Stühle, Sofa (Manchester)[2714],

Möbel Schlafzimmer (Kosten 1.614 M)

2 Betten, 2 Nachttische, 1 Waschtisch, 1 Schrank, 1 Wäscheschrank, 2 Sprungfedermatratzen, 2 Schoner und Keilkissen, 2 Obermatratzen, 1 Handtuchständer, 2 Stühle, 2 Steppdecken, Federbetten und Federn, Federleinen, Gardinen und Portieren für alle Zimmer

Möbel Fremdenzimmer (Kosten 400)

[keine Angaben über die Möblierung]

Möbel Küche (Kosten 210 M)

Schrank, Büffet, Tisch, 2 Stühle

Spätere Ergänzungen

Bis 1944 sind ausser den Möbeln und Kleidern etc. für die Kinder wenigstens noch eine Standuhr und ein Klavier (angeschafft 1926 für 980 RM) sowie ein Gasherd (angeschafft 1942 für 163 RM) dazu gekommen.

---

heute vier der silbernen Mokkalöffelchen und der silberne Saucenlöffel mit dem verschlungenen Monogramm E R bei mir liegt.

2714 Ein „Manchester Sofa“ war und ist, wenn ich das richtig verstanden habe, ein Ledersofa, das etwa Stuhlhöhe hat, damit man „anständig“ an einem normalen Tisch sitzen kann.

Die Kosten sind im allgemeinen für jede Position oder jedes Stück angegeben, ich habe aber nur die von meiner Großmutter errechneten Zwischensummen in die Abschrift übernommen. Weil für das Geschirr kein Preis angegeben ist, dürften die Gesamtkosten bei etwa 10.000 Mark gelegen haben. Einen Eindruck vom Wert der Anschaffungen kann man annäherungsweise durch das damaligen Jahreseinkommen meines Großvaters Albert Fritze gewinnen, das vor Steuern etwas über 3.000 Mark betragen haben dürfte.[2715] *Die gesamte Ausstattung entsprach also rund drei Jahresgehälter, wobei die Kleidung, Wäsche und sonstiges Eigentum, das Albert Fritze in die Ehe eingebracht hat, noch nicht mitgerechnet ist.*

Ob das Verzeichnis, wie meine Mutter (nach einer Notiz auf dem Verzeichnis) vermutet hat, die Mitgift von Emilie Fritze darstellt, ist nicht mehr zu entscheiden, ich halte es aber für unwahrscheinlich, denn Emilie Fritze hatte noch drei Schwestern, die ebenfalls versorgt werden mussten, und besonders ertragreich scheint die Druckerei ihres Vaters in diesen Jahren nicht mehr gewesen zu sein. Zweifellos aus ihrer Mitgift stammt neben ihrer eigenen Kleidung die mit E F monogrammierte Wäsche, ein guter Teil der Handarbeiten und das ebenfalls monogrammierte Silberbesteck, was ungefähr die Hälfte der Kosten ausgemacht haben würde. Das Geld für die andere Hälfte könnte von meinem Großvater stammen, der damals schon seit neun Jahren bei der Knappschaft gearbeitet hat, immer ein sparsamer Mensch war und relativ geringe Lebenshaltungskosten hatte, weil er bis zu seiner Ehe im Haus seiner Eltern gewohnt und nur, wie üblich, ein Kostgeld gezahlt hat.

[2715] Ich konnte nicht feststellen, wieviel der damalige Knappschaftssekretär Albert Fritze zur Zeit seiner Heirat im Jahr 1911 verdiente. Ein Eindruck von der Größenordnung ergibt sich aber, wenn man berücksichtigt, dass damals im preußischen Staatsdienst ein „mittlerer Beamte“ ein durchschnittliches Jahresgehalt von 3.500 Mark und ein „Kanzlist“ von 2.950 Mark hatte. Saarbrücken gehörte damals zu Preußen und die Knappschaftsbeamten der staatlichen Gruben waren den Staatsbeamten im wesentlichen gleichgestellt. Da Albert Fritze erst ab seiner Ernennung zum Amtmann im Jahr 1924 in die Kategorie der mittleren Beamten gehörte, wird man annehmen dürfen, dass sein Jahresgehalt um 1911 etwa bei 3.000 Mark gelegen hat.

3.07*

Die Ausgabenbücher meiner Großmutter

Zur Orientierung:

Es war in der Familie allgemein bekannt, dass meine Großmutter Emilie Fritze während ihrer ganzen Ehe „Ausgabenbücher" führte, d. h. in schmalen Kontobüchern die täglichen Ausgaben notierte. Sie könnten eine faszinierende Quelle für die Alltagsgeschichte einer bürgerlichen Familie über mehr als ein halbes Jahrhundert sein (einschließlich zweier Weltkriege und zweier Inflationen), meines Wissens sind aber nur noch drei Exemplare vorhanden, die sich bei den Papieren von Gerta Peters befinden. Sie beziehen sich auf die Zeiträume Oktober 1947 bis Mai 1949, Mai 1955 bis Dezember 1957 und Januar 1962 bis Oktober 1963. Um einen Eindruck von den Ausgabebüchern zu vermitteln, habe ich aus den noch vorhandenen Exemplaren die ersten drei Monate (Oktober bis Dezember 1947) vollständig und aus der folgenden Zeit einige Auszüge abgeschrieben.[2716]

Die Aufzeichnungen aus dem Jahr 1947 vermitteln einen Eindruck von der wirtschaftlichen Übergangszeit, in der das Saarland dank der Einführung des französischen Frankens (am 20.11.1947) sein erstes kleines Wirtschaftswunder erlebte. Es war ein sehr bescheidenes Wirtschaftswunder, aber doch unübersehbar, wenn man die Ausgaben für Weihnachten 1947 und 1948 vergleicht. Den letzten erhaltenen Monat (Oktober 1963) habe ich auch vollständig abgeschrieben, als letzten Blick in den Haushalt meiner alten Großeltern.

Oktober 1947 [Beträge in Saarmark]		
1.10.47	1 Brot Äpfel und Birnen durch Elsbeth ¾ Ltr Milch	-,55 30,00 -,24
2.10.47	¾ Ltr Milch	-,24
3.10.47	2 Ltr. Essig 1 Brot	3,00 -,55
4.10.47	10 Pfd. Äpfel (Zuteilung) Fleisch und Wurst Margarine, Käse, Maggiwürfel 2 Ltr. Wein á 7.30 ¾ Ltr. Milch Fahrt von St. Ingbert nach Kirkel zur Kartoffelernte	1,80 3,65 2,45 14,60 -,24 4,00
6.10.47	1 Kilo Zwiebeln	-,45
8.10.47	1 Brot	-,55
9.10.47	1 Pfd. Bohnerwachs, Natron Schuhreparatur	3,65 -,50
10.10.47	1 Brot Fleisch und Wurst 1 Kilo Bohnerwachs	-,55 2,40 6,20

2716 Einige interessante oder amüsante Positionen habe ich auch in den Abschriften schon chronologisch eingeordnet und ggf. mit Anmerkungen versehen.

11.10.47	Illustrierte Ztg f. Okt. 2.72, Saarbr. Ztg 2.20 Wohlfahrtssammlung	4,92 5,00
12.10.47	Fahrt nach St. Ingbert Kirmesgeld f. d. Buben [Berwanger], und f. Fritz, Herbert und Inge [Fey]	3,20 12,00
13.10.47	Gunter zum Geburtstag	10,00
15.10.47	Päckchen für Hanko 1 Brot 10 Pfd. Äpfel, 20 Pfd. Birnen	1,40 -,55 15,00
16.10.47	250 gr. Butter, 250 gr. Käse	1,60
18.10.47	Schuhreparatur 1 Brot ¾ Pfd. Mehl	4,00 -,55 -,20
20.10.47	Illustrierte Ztg. für November	2,75
23.10.47	15 Pfd. kleine Äpfel von Elsbeth Kleines Pilzbuch 2.-, Streichhölzer -.50 1 Brot Rauchwaren 4 Dosen Akanit Fahrt nach St. Ingbert wg 1 ½ Ztr. Kartoffeln Kino (russischer Farbfilm „Die steinerne Blume“)	4,50 2,50 -,55 17,40 2,85 3,20 3,50
25.10.47	Fleisch und Wurst 2 Pfd. Salz 1 Brot 3 Ztr. und 20 Pfd. Kartoffeln (Zuteilung f Febr. 1948)	2,30 -,30 -,55 33,00
27.10.47	Fahrt nach St. Ingbert wg. 1½ Zentner Kartoffeln	3,20
28.10.47	1 Brot	-,55
29.10.47	Päckchen nach Mittenwald Waschpulver und Soda	1,40 1,00
31.10.47	Zucker, Bohnen, Fett 1 Brot	2,28 -,55
	Summe Saarmark	216,42
	<u>November 1947</u> [Beträge in Saarmark]	
2.11.47	Wohlfahrtssammlung	5,00
3.11.47	1 Brot	-,55
4.11.47	1 Brot 3 Pfd. Kürbis Fahrt nach St. Ingbert	-,55 3,30 3,60
5.11.47	3 Pfd. Salz -.42, Milch -.16 Schornsteinfeger Kino „Zwischen Strom und Steppe“ Friseur (Großvater und Dietrich)	-,58 -.81 2,20 1,80
6.11.47	Hefe Fahrt Albert [Fritze] von St. Ingbert nach Kirkel Zeitungsabo. „Saarbrücker Ztg“	1,10 -,80 2,20
8.11.47	Fleisch (440 gr. Kalbfleisch) Bezugsschein Milch Gelbrüben, Maggiwürze, Backpulver Kino (Albert)	1,30 -,30 -,64 1,78 1,10
9.11.47	Fahrt von St. Ingbert nach Kirkel	1,60

10.11.47	Licht für August und September Gelötete Sachen usw Bettflasche, Fleischmesser, Bügeleisen Gelbrüben (Zuteilung) 1 Kilo 1 Brot	9,15 6,00 -,35 -,55 1,60
11.11.47	Milch Kino (Albert)	-,16 1,10
12.11.47	Radiogebühr	2,00
13.11.47	Kino (Albert) Öl, Fett und Käse bei Neininger	1,10 2,64
14.11.47	Fahrt von St. Ingbert nach Kirkel 2 Brote Öl, Fett und Käse in Kirkel, 2 kg Bohnen 2 Backpulver Rasierseife Miete für Oktober, November, Dezember	1,60 1,10 2,98 -,15 -,45 90,00
15.11.47	Fahrt nach St. Ingbert	1,60
17.11.47	2 Brote	1,10
18.11.47	Evangelisches Hilfswerk, St. Ingbert Zeitungsgeld (Volkszeitung) Milch	1,00 1,20 -,32
19.11.47	Fahrt von St. Ingbert nach Kirkel	1,60
	1 SM = 20 Franken. Vom 20. November ab ist im Saarland der französische Franken als Zahlungsmittel eingeführt. Wir begleichen vorerst noch mit Saarmark.	
20.11.47	2 Brote à 2,03 SM	4,06
21.11.47	40 Pfd. Kartoffeln (Zuteilung)	10,80
22.11.47	Hefe 400 Gr. Fleisch, 250 Gr. Wurst 2 Pfd. Salz	1,00 4,00 -,50
23.11.47	Fahrt nach St. Ingbert	1.90
24.11.47	¾ Ltr. Milch Fahrten in die Pfalz nach Bayern und Württemberg Rückfahrt nach Kirkel	-,84 216,00 1,90
25.11.47	1 Brot Einweichmittel für die Wäsche	2,03 1,80
26.11.47	Fahrt nach St. Ingbert (Albert) Spielkarten für die Buben zu Weihnachten	-,95 10,50
27.11.47	1 Pfd. Margarine 2 Pfd. kleine Sardinen ¾ Ltr. Essig 10 Pfd. Erdkohlrabi	3,18 1,20 -,30 4,50
28.11.47	800 Gr. Zucker 7 ½ Pfd. Kochbirnen 3 Pfd. Sardinen für uns und 3 Pfd. für Elsbeth Zigaretten und Zigarillos	-.90 4,69 10,00 14,10

29.11.47	5 Pfd. Birnen	3,15
	125 Gramm Wurst (Schwartemagen)	,-80
	2 Brote	4,06
	Briefporto nach St. Wendel und Mittenwald	2,10
	Ausgaben im November in SM	472,17
	Außerdem für Wolle spinnen (Elsbeth)	87,50
	[Summe in Saarmark]	559,67

Dezember 1947 [Beträge in Franken]		
1.12.47	50 Pfd. Kohlraben	400
<u>2.12.47</u>	1 Pfd. Feigen	146
	4 Pfd. Apfelschnitzen [Trockenobst]	167
	30 Pfd. Kohlraben	240
	20 Pfd. Weißrüben	240
	2 Brote	81
<u>5.12.47</u>	1 Schrubber	91
	1 Handmopp	40
	3 bunte Karten für Michaela, Hanko, Gabriele	18
	Verschiedene Briefmarken	264
6.12.47	Schroten der Körner in Rohrbach	40
	4 Brote	163
	1 Brot	41
	Rauchwaren	245
	Wurst	50
	½ Pfd Feigen	73
	1 Blumenkohl, 1 Pfd. Apfelschnitzen	143
8.12.47	Briefmarken	960
	Feigen (5 Pfd.) 2 Pfd. Zwetschen	924
9.12.47	Briefmarken in St. Ingbert	320
	Fahrt nach St. Ingbert und zurück	38
	1 Waschbrett	170
12.12.47	1 Pfd. Rosinen	126
	1 Pfd. kleine braune Bohnen (Zuteilung)	24
	1 Pfd. Teigwaren, Hörnchen (Zuteilung)	38
	1 Brot	41
	1 Zahnbürste	29
	1 Frisierkamm	120
13.12.47	1 Fl. Maggiwürze	14
	Zeitungsgeld f. Dez. 1947, Saarbrücker Ztg	66
14.12.47	Fahrt nach St. Ingbert und zurück	38
	Briefmarken	654
16.12.47	2 Pfd. Margarine	127
	1 Flasche Cognac	760
	½ Pfund Nüsse	51
	1 Röllchen Nähseide	8
17.12.47	2 Brote	81
	2 Puddingpulver	76
	½ Pfd. Mandeln	48
	1 Päckchen Streichhölzer	30

	1 Pfd. Feigen 1 Pfd. Zwetschen 1 Satz Briefmarken Fahrt nach Saarbrücken und zurück (Albert)	120 200 499 102
18.12.47	2 Dosen Fisch (Zuteilung) 2 kleine Kerzen 1 Pfd. Marmelade (Zuteilung) 10 Ztr. Kohlen Wohltätigkeitssammlung	120 9 42 1.435 100
19.12.47	½ Pfd. Käse (Zuteilung) Vanillezucker, 2 Päckchen 1 Ltr. Magermilch 1 Kilo Nüsse Christbäumchen Holzleisten für Kasperletheater [Vgl. Eintrag v. 19.12.47]	35 14 9 190 15 250
21.12.47	1 Brot	41
22.12.47	Illustrierte Zeitung f. Januar 1948 Pfeffer 1 Gemüseschüssel 1 Pfännchen für Elsbeth Vorhangringchen Fahrt Alberts nach Neustadt und zurück 1 Zahnbürste in St. Ingbert	67 20 70 70 8 357 75
23.12.47	1 Pfd. Gebäck Porto f. 3 Päckchen nach Mittenwald Verlobungsglückwunsch Blum 3 Pfd. Zucker (Zuteilung) Senf, 2 P. Vanillezucker Rosenkohl, Schwarzwurzel, 2 Eier	175 110 9 14
24.12.47	Fahrt nach St. Ingbert dort 1 Blumenkohl 1 Fl. Cognac 2 Rasierklingen	38 181 380 40
26.12.47	1 Kilo Syrup	147
27.12.47	Rückfahrt nach Kirkel ½ Pfd. Rosinen 1 Brot	38 43 41
30.12.47	1 Ltr. Bier	20
31.12.47	Fleisch und Wurst 1 Kranzkuchen Einzelnummer der Volkszeitung Alberts Schuhe gefleckt Stühlchen für Hanko	270 80 10 80 400
	An den Weihnachtstagen verzehrten wir einen Truthahn.	
	[Summe in Franken: = 655 Saarmark]	[13.109]

Ausgewählte Eintragungen 1948 - 1949 [Beträge in Franken]		
6.1.48	Radioapparat	2.250
20.1.48	2 Zahnbürsten für Werner und Ruth 1 Kilo Apfelsinen 3 Kinokarten (Farbfilm „Die Frau meiner Träume“)	97 120 66
29.1.48	1 Pfd Kaffee-Ersatz	43
12.2.48	Obst für die Buben in St. Ingbert	100
20.2.48	½ Pfd. Bohnenkaffee (Zuteilung)	44
1.3.48	1 Pfd Margarine, 250 gr. Käse, 1 Kilo Bohnen, 1 Kilo Teigwaren (Zuteilung für Februar)	208
2.3.48	2 kg Blumenkohl 1 kg Apfelsinen Päckchen nach Mittenwald	80 110 10
4.3.48	Milchtöpfchen Salatbesteck	217 150
10.3.48	1 Küchenherd einschl. 5 % Anfuhrkosten 770 Fr. Ofenrohr- und Blech zusammen	16.188 572
12.3.48	3 Paar Strümpfe für Gerta, Ruth, Martha	510
14.3.48	25 Pfd Weizenmehl (von Paul Fey)	5.000
22.3.48	Fahrt nach Homburg Blumen für das Elterngrab Datteln Apfelsinen	24 130 40 74
23.3.48	Fahrt nach Saarbrücken mit Waltraud [Fey] dort: Kaffee, Kuchen, Bonbons Grabpflege für das Jahr 1948 [Grab Liselotte]	102 224 700
24.3.48	Fahrt nach Saarbrücken, m. Elsbeth Schuhe für Michaela Schuhe für Gabrielchen	56 726 490
7.4.48	je 1 Paar Strümpfe für Albert, Emilie, Elachen [Michaela] 3 Paar Strümpfe [für Martha, Ruth und Gerta] Telegramm [betr. Ankunft in Mittenwald] Sonnenbrille für Kurt	795 1.050 42 200
8.4.48	Kakao Cognac und Likör Zigaretten Fahrkarten nach Mittenwald Fahrt nach Homburg	55 1.475 292 2.198 48
8.4.48	Wir reisen nach Mittenwald	
13.5.48	Ankunft in St. Ingbert mit Michaela	
14.5.48	Fahrt nach Kirkel	48
15.5.48	¾ Mtr. Schürzenstoff für Michaela Zahnbürste für Michaela	285 25
21.5.48	Schuhe für Michaela gesohlt 3 Haarklammern für Michaela	250 27
26.5.48	¾ Mtr Schürzenstoff für Michaela 1½ Mtr. Schürzenstoff für mich selbst	 488
29.5.48	Gesarol gegen Kartoffelkäfer	120

16.6.48	1 Pfund Kaffee-Ersatz	44
	½ Pfd. Bohnenkaffee	58
22.6.48	Buch zu Dietrichs Geburtstag	160
24.6.48	1 Griffel [für Michaela]	3
30.6.48	Schulfoto von der 1. Klasse, mit Michaela	50
2.7.48	Bonbons 36, 3 Griffel 9	45
9.7.48	Fahrt nach Homburg mit Michaela Eis Astern für den Friedhof in Homburg	76 115 20
27.7.48	Zu Michaelas Geburtstag Fahrt nach St. Ingbert Haarschleifen Bonbons 1 Schultafel	95 41 50 75
1.8.48	Sammlung f Explosionsunglück in Ludwigshafen	50
10.8.48	Fahrradpumpe	36
16.8.48	Geburtstagsgeschenk für Gerhart	250
29.8.48	Kirmesgeld f. d. Kinder	230
13.9.48	Zum Geburtstag des kleinen Wulf 1 Kindertöpfchen	234
27.9.48	20 Zentner Kohlen, angefahren durch Bollinger	
10.10.48	Fahrt nach St. Ingbert, 3 Personen dort auf der Kirmes ausgegeben	130 690
11.10.48	Fahrt nach Saarbrücken und zurück nach St. Ingbert Ausgaben in Saarbrücken: 3 Pfd Weintrauben Mittagessen mit 2 Glas Bier Straßenbahn Bonbons Zigarren	165 100 587 20 40 175
15.10.48	Zu Gunters Geburtstag: Bahnfahrt Autochen Bonbons Wurst	130 325 74 210
1.11.48	Zusammenkunft mit Elsbeth auf der Rohrbacher Glashütte [Ausflugslokal]	360
2.11.48	8 Zentner Winterkartoffel	4.800

Ausgaben für Advent und Weihnachten 1948 [Beträge in Franken]		
15.10.48	Photos von uns beiden für die Kinder zu Weihnachten	900
21.10.48	100 Gr. graue Wolle für Michaela 50 Gr. braune Wolle (Mützchen)	190 120
29.10.48	450 + 50 Gr. Wolle für den kleinen Wulf	1.100
3.11.48	600 Gr. Wolle für Hanko und Gabrielchen	1.320
15.11.48	Federmäppchen zu Weihnachten f. Gerhart Farbstifte 350 Gr. Wolle f. 3 Paar Bubenstrümpfe für Gerhart	325 65 770
18.11.48	Bonbons für Michaela und Gerhart Jugendzeitschrift	8 8
25.11.48	Nüsse für die Kinder	120
30.11.48	4 Päckchen Backpulver 1 Pfd Honig ¼ Pfd. Mandeln Verschiedene Backaromen (Zimt, Lebkuchengewürz 4 Adventskerzen	20 220 100 76 100
1.12.48	Vanillezucker Kaugummi Schuhbändel und Schuhe für Michaela Pullover für Michaela Schal für Albert	16 20 1.920 1.200 500
4.12.48	Fahrt nach St. Ingbert Nüsse, Feigen 1 Flasche Wein	65 360 240
7.12.48	1 Paar Söckchen für Michaela Stricken von 3 Paar Strümpfen für die Buben Röckchen für Michaela	165 350 1.350
11.12.48	Strickarbeit für Hanko, Wulf, Gabriele 6 Weihnachtskerzen Fahrt nach St. Ingbert mit Michaela 50 Gr. Wolle f. Schal, Michaela Knöpfe für Jäckchen, Gabriele in St. Ingbert den Buben zugelegt	1.100 48 78 120 67 44
15.12.48	Christbaumschmuck 6 Photographien 1 Kilo Nüsse	270 600 295
17.12.48	Wunderkerzen	25
18.12.48	2 Paar Strümpfe gestrickt für Michaela	200
20.12.48	6 Kerzenhalter Bilderbücher für Hanko und Gabriele Christenbaumschmuck Apfelsinen, Bananen	10 126 295 256
24.12.48	Strumpfbänder und Unterhose Michaela	365

24.-27.12.48	Fahrt nach St. Ingbert und zurück	260
	Geschenk von Albert, Kamm	835
	dünner Schal	6
	Fleisch an Weihnachten	504
	Torte	200
	Wein an Weihnachten	504
	Lotto für Michaela	320
	Märchenbuch	260

	Weitere ausgewählte Eintragungen 1948 - 1949 [Beträge in Franken]	
31.12.48	4 Neujahrsbretzeln	300
31.1.49	Kohlenkasten	880
	Farbband für Schreibmaschine	225
2.2.49	Affenschau in der Schule [von Michaela]	30
4.2.49	Besatzstoff für Michaelas Hose	38
7.2.49	Strafporto für Brief aus Bergedorf	17
4.3.49	Schuhsohlen für Michaela hohe Schuhe	300
5.3.49	Fahrt n. St. Ingb. mit Michaela zu Elsbeths Geburtstag	130
	Gelbe und rostrote Wolle	203
	Stricknadeln von Michaela für Tante Elsbeth	30
	für Elsbeth zum Geburtstag: 2 Pfund Mehl	66
	1 Bettflasche	329
	3 Gläser	318
26.3.49	10 Eier, Zuckereier, Eierfarbe [zu Ostern]	195
	Ball für Michaela	225
	Strümpfe und Unterhose für Michaela	315
	Kakao, 1 Osterhäschen	50
	Paßbilder für Michaela	200
	Paß	60
	Stoff für Michaelas Mantel	1.500
5.4.49	Hut für Michaela	640
8.4.49	2 Paar Schuhe für Michaela	2.105
9.4.49	Fahrkarte nach Frankfurt	1.450
	4 x Fahrkarte nach Homburg und zurück	272
22.4.49	Mützchen für Hanko gestrickt	100
10.5.49	Unsere Matratzen erneuert	24.600
15.5.49	¾ Mtr. Schürzenstoff, rotkariert für Michaela	285
22.5.49	1 Paar Söckchen	200
	Haarschleifen für Michaela	65
	Schuhe gesohlt	250
28.5.49	3 Pullover für die Buben	
27.10.49	1 Lehrbuch für die 2. Klasse für Michaela	160
	1 französisches Lehrbuch Michaela	180
1.12.49	Hohe Schuhe für das Kind Michaela	1.910

Das Ausgabenbuch vom Oktober 1963

[Der letzte im Nachlass erhaltene Monat der Ausgabenbücher]

	Oktober 1963 [Beträge in DM]	
1.10.63	Wohnungsmiete	100,00
2.10.63	Verschiedene Wurst Zucker 1,12 Kaffee 2,10 Camembert 1,18 Butter 1,90 Knäckebrot 98 C'Papier [Closettpapier] 1 2 Ltr. Milch 1 Arznei 50	3,00 3,32 3,08 1,98 1,50
3.10.63	Illustrierte Zeitung Gurt für Rolladen im Schlafzimmer Einkehr in der Weinstube Tulpenzwiebeln b. K. Klein 1 Brot 1,40 4 Brötchen 60	0,60 1,70 1,80 16,60 2,00
4.10.63	Postgebühr f. 1 Fach (4. Quartal) Verschiedene Wurst Karotten 1 Tomaten 57, Butter 90 2 Ltr. Milch 1 Tempotücher 40 Wäsche von St. Ingbert zurück	3,00 4,20 3,47 1,40 14,65
5.10.63	4 Eier 1,12 Öl 2,85 Hohes C [Fruchtsaft] 1,90 Äpfel 1,10 Schinken 1,80 Taschenlampenbatterien	5,87 2,90 0,50
Sonntag, 6.10.63	Mittagessen Arznei 1,80 Milch 1	9,20 2,80
7.10.63	½ Pfund Ochsenfleisch 1,90 Soßen 70 Butter 1,90 Hohes C 1,90 Bier 65 Camembert 1,45 Endivien 65 Soßenpulver 52 1 Brot 1,40	2,60 4,45 2,10 1,92
8.10.63	Briefmarken	1,00
9.10.63	Evangel. Kirchenbote [Zeitschrift] Elektr. Strom, Müllabfuhr □ Zucker [d.h. Würfelzucker!] 1,36 Kaffee 2,10 Gebäck 2 Weckmehl 45 Gelbrüben 33 Trauben 1,20 Repal [Metallreiniger] 3 Versch. Wurst 2,40 1 Brett für Veranda	0,90 13,70 5,46 1,98 5,40 7,50
10.10.63	1 Paar Herrenunterhosen 2 Ztr. Kartoffeln 2 Flaschen Hohes C 3,80 Ltr. Milch 1.- Lyonerwurst 1,80 Fliegentod 60 Illustr. Zeitung Friseur Haareschneiden	8,90 18,00 4,80 2,40 0,60 2,00
11.10.63	Klebefolie für Kinderzimmer Äpfel 40 Nudeln 73 Kaffee 2,10 Butter 1,90 Camembert 1,04 Gurke 65 Brot 1,40 Wurst 1,90	3,10 3,23 2,94 3,95

12.10.63	Versch. Wurst 6 Eier 1,80 1 Brot 1,40 Milch 1 2 x Hohes C 3,80 1 Pfund Butter 3,80 2 Fl. Bier 1,30 Tempotücher 40 Beamtenversicherung	6,50 4.20 5,10 1,70 15,15
Sonntag, 13.10.63	Michaela für Photovergrößerung Gunter zum Geburtstag Rostwürstchen auf dem Markt in St. Ingbert	10,00 10,00 5,00
14.10.63	10 Eier von Frau Russi [Nachbarin] Bodenvase für den Friedhof	2,80 2,00
15.10.63	½ Pfund Aufschnitt bei [Metzgerei] Denne Zeitungsgeld, Frankfurter Allgemeine	2,00 6,06
16.10.63	Hackfleisch 2,80 Kaffee 21,0 Tomaten, Chicorée 1,53 Gebäck 1 Quark 65 Camembert 1,45 Brot 1,40 Filterpapier 95 2 Ltr. Milch 1	4,90 2,53 3,50 1,95
17.10.63	Briefpapier + Umschläge 2,00 Illustr. Zeitung 60 2 Glückwunschkarten Friseur Wasserwellen, mit Trinkgeld usw Briefmarken	2,60 0,95 5,80 1,20
18.10.63	Wir waren in St. Ingbert bei dem Augenarzt dort: Rezept -.50 Wurst 2,60 Gebäck 4,10 + 3,30 für Elsbeth Nadeln 64 Briefkarte 1,50 Ausgabenbuch für 1964 Füsse Fußpfleger [Fußpfleger Geib in St. Ingbert] Wäsche von St. Ingbert zurück	 3,10 7,40 2,14 1,10 4,50 24,00
19.10.63	1 Brot 1,40 Gebäck 1,45 Kaffee 4,55 Hohes C 1,90 Lux [Seife] 1,45 □ Zucker 1,36 Rosenkohl 80 Biskin 81 Wurst von [Metzgerei] Denne	2,85 7,90 2,97 5,30
Sonntag, 20.10.63	Mittagessen mit 2 Wein Ausgang „Herzogs Lottche“ [Lokal am Burgberg in Kirkel]	9,20 2,05
21.10.63	Salat 50 Milch 1,- Briefmarke 20	1,70
22.10.63	Telephongebühren Fleisch + Wurst 4,10 Obst 2,46 D’Milch [Dosenmilch] 42 Hohes C 1,90 Mehl 1,05 Zwiebeln 34 Butter 3,80 Salat 38 Kaffee 2,10 Caro 1,-	23,04 6,56 3,37 4,52 3,10
23.10.63	Camembert 1,50 Sauerkraut 44 Tomaten 1,. Leber-Wurst 3,30 2 Ltr. Milch von Schäfer [benachbarter Bauernhof] Illustrierte Ztg 4 Weck 60 1 Brot 1,40	1,94 4,30 1,00 0,60 2,00
24.10.63	Gardinen für Kinderzimmer Kalbfleisch und Sauerkraut	15,10 4,80
26.10.63	Würstchen 2,85 Gebäck und Brot 1,95 Wein 1,85 Arznei 50	4,80 2,35
27.10.63	Mittagessen mit Elsbeth	13,80

28.10.63	Tabletten 3,25 C'Papier 1.- Wurst 2,20 6 Eier 1,80 Salat 38 Salz 25 Mehl 1,05 Milch 1,10 3 Minen für Dauerschreiber Kirchgeld 1963 10.- Kalender 1,90 [Kirchgeld ist eine Art Ortskirchensteuer.]]	4,25 4,38 2,50 0,90 11,90
29.10.63	Kaffee 2,10 Dosenmilch 68 Nudeln 70 Äpfel 96 Fleisch, Wurst 4.- Taschentücher 80 Milch 1,10	3,48 9,96 1,90
30.10.63	Wolle 3,10 Abrazo [Scheuerschwamm] 65 Butter 1,90 Camembert 1,50 Knäckebrot 98 Wurst 1 Schokolade 2,90 Gemüse 95 Gurken 1,45 Obst 2,94 Evangelischer Kirchenbote	4,55 2,40 1,98 3,85 3,39 0,90
31.10.63	Kaffee 2,10 Quark 65 Salat 40 Brot 1,40 Wurst + Fleisch 7 1 Gasflasche Glänzer für Boden 3,95 Rei 1,15 Gummiabsätze (Herrenschuhe) 2 Illustr. Ztgn. 1,20 Tinte 70 Wäsche von St. Ingbert zurück Arznei	3,15 8,40 12,30 5,10 2,50 1,90 21,30 0,50
	[Summe Oktober 1963: 651,42 DM]	

Nota bene: Die Ausgabenbücher enthalten, soweit ich feststellen konnte, alle Barausgaben der Familie - mit einer Ausnahme: Die bescheidenen Auslagen meines Großvater für seinen Stammtisch und die regelmässige Skatrunde sind nicht verzeichnet. Über das Taschengeld ihres Mannes Buch zu führen, hätte meine Großmutter als ungehörig gefunden.

3.08*

Der Bücherschrank meiner Großeltern

Bücher standen bei meinen Großeltern nicht dekorativ im Bücherregal, sondern waren im Bücherschrank hinter- und übereinander gestapelt, mehr oder weniger nach Themen und Genres geordnet, alle mit deutlichen Gebrauchsspuren. Um 1960 hat meine Großmutter davon eine Liste mit etwa 150 Titeln angefertigt, die zwar keineswegs vollständig ist - ich habe jedes Buch im Bücherschrank wenigstens einmal in der Hand gehabt, erinnere mich an die meisten hier genannten und einige, die in der Liste fehlen - aber sie erlaubt immerhin einen kleinen Einblick in die Bücher- und Gedankenwelt meiner Großeltern und ihrer Familie.

Die klassischen Autoren sind gut vertreten mit Goethe, Schiller, Hauff, Heine, Scheffel, Lessing, Eichendorff, Lenau, Körner, Reuter, Keller, Thoma, Rosegger, Dostojewski, Defoe und Dumas, die „klassische Populärliteratur“ unter anderem durch eine vielbändige Ausgabe des „Trotzköpfchens“ (von Emmy von Rhoden, vermutlich der Erstausgabe von 1895 - sehr spannend, wenn man 13 Jahre alt ist!), Agnes Sapper („Die Familie Pfäffling“, 1906) Werner Hellwig („Raubfischer in Hellas“, 1939), Annemarie Selinko („Désirée“, 1951) und Edna Ferber („Giganten“, 1952).

Die meisten Romane gehören aber zu der im 19. und frühen 20. Jahrhundert populären Gattung der „historischen Romane“, allein Rudolf Herzog (1869-1943), der es seinerzeit zu Millionenauflagen gebracht hatte, war mit einem Dutzend Titel vertreten. Daneben finden sich Autoren wie Ludwig Rellstab („1812. Ein historische Roman“, 1836), Bulwer („Die letzten Tage von Pompeji“, 1834), Albert Brachvogel („Friedemann Bach“, 1867), Felix Dahn („Gelimer“, 1880), Henryk Sienkiewiez („Quo vadis?“ 1896), Franziska Riotte („Hermione. Roman aus der ersten christlichen Zeit der Stadt Trier“, 1898), Ernst Raqué („Der Karlsberg“, Ausgabe von 1902 aus dem Verlag meines Urgroßvaters, und eine weitere Ausgabe von 1928), Jakob Wille („Elisabeth Charlotte Herzogin von Orleans. Die Pfälzer Liselotte“, 1905), Walter Flex („Der Wanderer zwischen den Welten“, 1917), Karl Bröger („Nürnberg. Der Roman einer Stadt“, 1935) und Ernst Lewalter („Waterloo“, 1936). Ebenfalls in diese Kategorie gehören „biographische Romane“ über Friedrich den Großen, Napoleon und Maria Theresia, deren Verfasser meine Großmutter, vermutlich zu Recht, gar nicht erst notiert hat.

In die Abteilung populäre Geschichtsschreibung standen neben den drei Bänden „Gedanken und Erinnerungen“ von Bismarck, die damals in keinem besseren Bücherschrank fehlen durften[2717], Friedrich Koch-Breuberg („Geschichte der drei glorreichen Kriege 1864 1855 1870-71“, ca. 1890), „Der Hottentottenkrieg“, 1907 herausgegeben von der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes und seinerzeit ein Bestseller, Ewald Banse („Unsere großen Afrikaner - Das Leben deutscher Entdecker und Kolonialpioniere“, 1940) sowie

---

[2717] Die beiden ersten Bände wurden 1905 als „Volks-Ausgabe“ gedruckt und stammten nach einem handschriftlichen Vermerk auf dem Titelblatt als Buch Nr. 19 aus der Bibliothek von Emilie Ries, d.h. meiner Großmutter vor ihrer Heirat, im 3. Band (von 1919) ist vermerkt, dass meine Großeltern mir 1966 die drei Bände geschenkt haben.

Eduard Duller und W. Pierson („Geschichte des deutschen Volkes", 2 Bände, ca. 1885). Außerdem gab es und eine „Allgemeine Landes- und Völkerkunde" und ein sechsbändiges Konversationslexikon von Meyer, das aus der Zeit vor 1900 stammte.

Am besten erinnere ich mich an zwei Prachtbände (Hochglanzpapier und Leineneinband) über „Die Befreiungskriege 1813-1815". („Aus Urkunden, Briefen, Tagebüchern und nachträglichen Aufzeichnungen von Augenzeugen beider Parteien dargestellt, von Wilhelm Capelle, mit farbigen Illustrationen und Karten, 1913.) Sie waren sehr patriotisch und betonten die Heldentaten der preußischen Armee, waren aber immerhin so objektiv, dass ich hinterher Napoleon viel interessanter finden konnte als den König von Preußen.

Die Abteilung leichte Unterhaltung enthielt außer einem Wilhelm Busch-Album Werke und Werkchen von Eugen Roth („Der Wunderdoktor", 1939 und „Heitere Kneipfibel", 1954), dem pfälzischen Regionaldichter Paul Münch („Die pälzisch Weltgeschicht", 1909, und „Nei Sache for zum Lache", 1916), Giovannino Guareschi („Don Camillo und Peppone", 1948) und eine Karikaturensammlung namens „Stars und Sterne".

Die Regional- und Lokalgeschichte war vertreten durch zwei Bände „Pfälzische Sagen" (1906 und 1908) von F. W. Hebel, Merian-Hefte über den Trifels und die Städte der Pfalz, Albert Ruppersberg („Saarbrücker Kriegschronik von 1870/71", ca. 1895) und zwei Bändchen über Kirkel -Neuhäusel, eines von 1878, das andere aus den 1920er Jahren.

Die Lieblingsabteilung meiner Großmutter waren die Tier- und Pflanzenbücher. Neben „Brehms Tierleben" (4 Bände) gab es Maurice Maeterlinck („Das Leben der Biene Maja", 1901) und die „Tierklassiker" Carl Schillings („Mit Blitzlicht und Büchse" 1907), Bernhard Grzimek („Wir Tiere sind ja gar nicht so", 1941, „Wolf Dschingis", 1943, **„**Die Elefantenschule", 1949) und Paul Eipper („Neues vom Freund aller Tiere", 1950). Daneben finden sich Bücher, bei denen es genügt, die Titel zu nennen: „Im Fichtenwaldtale - Sechs Tiergeschichten", „Buffalo und Der Wolf von Manitoba, zwei Tiergeschichte aus dem Norwegischen", „Fohlen auf der Weide", „Das Katzenbuch", „An der Rehwiese und andere Tiergeschichten", „Große Liebe für die Katz", „Aus Zoologischen Gärten" oder „Tiere wie Du und ich."

Regelmäßig konsultierte mein Großmutter ihre Pflanzen- und Tierbestimmungsbücher, vor allem Schmeil und Fitschen („Pflanzen der Heimat. Eine Auswahl der verbreitetsten Pflanzen unserer Fluren in Bild und Wort, mit 80 Farbtafeln", Original ca. 1908, seither viele Nachauflagen) und Hans Wilhelm Smolik („Wandern mit offenen Augen. Ein Wander- und Bestimmungsbuch mit Fotografien und vielen Abbildungen von Tieren, Pflanzen, Käfern etc., 1957) Ein paar Pilzbestimmungsbücher gab es natürlich auch.

Zwei dickleibige Werke aus dem Bücherschrank habe ich, (falls keine Erwachsenen zugegen waren,) besonders aufmerksam mehr durchgeblättert als gelesen: „Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas" (1910) von Max Weiß, und „Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. Liebe, Ehe und Familienleben bei den Eingeborenen der Trobriand-Inseln" (1929,

deutsche Erstausgabe) von Bronisław Malinowski. Der Oberleutnant Max Weiß war Topograph im Dienst der Kolonialverwaltung in Deutsch-Ostafrika, sein wissenschaftlich unerhebliches Werk diente vor allem dazu, gut 1.000 seiner eigenen Fotos von Afrikanern in mehr oder weniger unbekleidetem Zustand zu präsentieren. Bronislaw Malinowski (1884-1942), Anthropologie-Guru an der „London School of Economics", gilt als „Vater der Feldforschung" wie der „teilnehmenden Beobachtung", die seither Kernstücke der empirischen Anthropologie sind. Beide Werke stehen heute, als Geschenk meiner Großeltern, in meinem Bücherregal, über Malinowski habe ich an Hand dieser Ausgabe an der Freien Universität in Berlin sogar ein sozialwissenschaftliches Referat gehalten.[2718]

[2718] Das nur in einer Auflage erschienene Werk von Max Weiß wird heute antiquarisch für etwa 600 Euro angeboten, während Malinowskis deutsche Erstausgabe schon für 50 Euro zu haben ist. Seltsam.

3.09*

„Unner Jud“
oder
Lokalpatriotismus siegte über Rassenwahn

von Hanko Reißmann

Zur Orientierung:

Als ich 2005 wegen einiger Daten der Familiengeschichte mit meinem Vetter Hanko Reißmann korrespondierte, hat er mir auch eine kleine Geschichte aus seiner Heimatstadt Neustadt b. Coburg mitgeteilt, die „mit unserer Familie nichts zu tun hat, und dennoch wert ist, nicht vergessen zu werden“, wie er schreibt. Ich bin ganz seiner Meinung.

Neustadt bei Coburg war im Dritten Reich eine tiefbraune Stadt, und dennoch überlebte dort die einzige jüdische Familie unversehrt am Körper, wenngleich sicher nicht an der Seele. Golandsky heißen und hießen die Leute, sie wohnen heute noch dort.

Vater Golandsky hatte einen kleinen Kiosk am Arnoldsplatz 5, ich habe den Kiosk noch aus meiner Schülerzeit in Erinnerung. Nun ist der Platz umgebaut, aus dem Kiosk ist ein großes Geschäft geworden, ein furchtbarer Kramladen. Der Sohn Golandsky, etwa mein Alter, hat mir die Geschichte erzählt, als ich ihn anlässlich eines Besuchs bei meiner Mutter 2000/2001 aufsuchte. Er kannte meine Mutter.

Die Familie Golandsky musste den Judenstern tragen, sie saß auf gepackten Koffern in der ständigen Erwartung, abtransportiert zu werden, Vater Golandsky durfte seinen Beruf als Händler und Kioskbetreiber nicht ausüben. Dass der Familie nicht mehr passiert ist, verdanke sie dem Bürgermeister und dem Polizeichef von Neustadt, die beide stramme NSDAP-Parteigenossen waren. Drei kritische Situation habe es gegeben:

Vater Golandsky musste „gemeinnützige“ Arbeiten verrichten, u.a. auch auf dem Friedhof.[2719] Dort befand sich ein Grab aus dem 1. Weltkrieg, in dem russische Kriegsgefangene begraben lagen und liegen. Vater Golandsky wurde denunziert, er habe eine Blume auf dieses Grab gelegt. Er wurde festgenommen und wäre in eines der Lager und in die Vernichtung abgeschoben worden, wenn die Anzeige vom Polizeichef nicht niedergeschlagen worden wäre.

Obwohl es Juden streng verboten war den Wohnort zu verlassen, setzte sich Vater Golandsky über das Verbot hinweg und wurde entweder in Sonneberg oder in Coburg festgenommen. (Ich bin mir hinsichtlich des Ortes nicht mehr ganz sicher.) Zwischen Neustadt und Sonneberg bzw. Coburg gab und gibt es immer noch erhebliche lokalpatriotische Spannungen, weshalb eine offizielle

---

2719 Personen, die nach NS-Definition Juden waren, konnten seit März 1941 zum „gemeinnützigen Arbeitseinsatz“ herangezogen werden. D.B.

Neustädter Abordnung bei der zuständigen Dienststelle auftauchte und erklärte: „**Das ist unner Jud, für den sind wir zuständig, macht keinen Ärger**.“ Es funktionierte, Vater Golandsky wurde zurückgebracht in die relative Sicherheit Neustadts.

Ein andermal wurde Vater Golandsky auf dem Markt in Sonneberg erkannt, festgenommen und in ein Zwischenlager nach Hof gebracht, aus dem die Sammeltransporte in die Vernichtungslager abgingen. Weil die Transport-kapazitäten damals schon knapp waren, wurden Häftlinge aus der näheren Umgebung damals oft bis zum nächsten Transporttermin in die Heimatorte zurück geschickt. So geschah es auch mit Vater Golandsky und das war sein Glück, denn bis nach Hof hätte der Einfluss des Neustädter Bürgermeisters oder Polizeichefs nicht gereicht. Aber ausgeliefert haben sie ihn nicht.

Der Sohn Golandsky erzählte mir, er habe in Coburg einmal auf Einladung des Heimatvereins darüber gesprochen, sei aber aus dem Publikum so angefeindet worden, dass er es nicht noch einmal tun wolle. Ich meine, gerade deshalb sollte man diese Geschichte nicht vergessen.

3.10*

„Sippentafel Fritze-Fey-Ries von 1937“
mit Ergänzungen bis Ende 2005

Die in der Familie allgemein bekannte „Sippen-Tafel Fritze - Fey - Ries von 1937“ nennt ungefähr 450 Namen aus sechs Generationen. Sie reichen von Conrad Fey, geboren am 10.10.1757, bis zu Irmgard Fritze, geboren am 6.1.1938.

Die Daten auf der Sippentafel hat meine Großmutter Emilie Fritze seit den 1920er Jahren gesammelt, die Zeichnung des „Stammbaumes“ wurde 1937/38 von meinen Eltern Eduard und Elsbeth Berwanger ausgeführt.

Ich habe versucht, zumindest für einige Familien die Daten bis etwa Ende 2005 zu ergänzen. Geholfen haben mir dabei Gerta Peters geb. Fritze, Irmgard Jungert geb. Fritze, Hanko Reißmann, Michaela Renfordt geb. Karner, Bernd Fritze, Hermine Eichner geb. Regitz, Ingrid Senne geb. Fey, Rita Brill geb. Schwartz, Ulrike Meier geb. Berwanger und Reemt Schipper, denen ich herzlich danke. Weitere Angaben habe ich, außer in der üblichen Literatur, in den Papieren meiner am 31.5.2003 verstorbenen Mutter Elsbeth Berwanger gefunden, die demnächst bei meinem Bruder Gunter Berwanger in Hennef archiviert werden.

Die folgenden Seiten enthalten Daten über rund 300 Mitglieder der Familie. Die jüngsten erwähnten Familienmitglieder sind Johannes Hong Reißmann, geb. am 19.11.2003 und Laurin Ruben Meier, geb. am 12.10.2005.

In meiner Jugend war die Familie einfach zu lokalisieren: die Familie Fey stammte vom Abstäberhof in Kirkel und alle anderen Verwandten in Kirkel waren irgendwie mit ihr verwandt und verschwägert, die Fritzes und Rudolffis wohnten in Saarbrücken, die Berwangers in St. Ingbert und Kreuznach, die Reißmanns in Neustadt, die Karners in Frankfurt und Mittenwald, die Peters’ in Hamburg und die Schippers in Bad Zwischenahn. Heute ist die Familie über ganz Deutschland und darüber hinaus zerstreut.

Mit den Orten unserer Kindheit ging auch ein Teil der Familienerinnerung verloren, und die Großmütter und Großtanten, die uns früher die Geschichte, die Histörchen und die kleinen Geheimnisse der Familie erzählen konnten, sind schon lange tot. Für die jüngeren Familienmitglieder und zukünftigen Leser beginne ich deshalb die kurze Zusammenstellung der jeweiligen Familiendaten, mit einigen Bemerkungen über die „Vorfahren“ und gruppiere die folgenden Daten dann in der Generationsfolge.

Nota bene: Diese Liste soll den gezeichneten „Stammbaum“ ergänzen, nicht ersetzen. Wer sich mit der älteren Familiengeschichte beschäftigen will, ist deshalb immer noch auf den „Original-Stammbaum“ angewiesen.

Dietrich Berwanger, 2005

Der Abstäberhof

Alle Mitglieder der in der Sippentafel von 1937 genannten Familien haben nur einen gemeinsamen geographischen Bezugspunkt, den Abstäberhof in Kirkel, auf dem ein Zweig der weitläufigen Familie seit 1806 ansässig war und bis heute ist.

Der Name des Hofes kommt vermutlich von dem „Abteihof Steinfurt“ (etwa 1171-1430), woraus sich „Abstäber“ als umgangssprachliche Bezeichnung für die ganze Gemarkung entwickelte. 1765 wurde dort ein neuer Hof gegründet, der als „Abtstaeberhoff“ bezeichnet wurde und in Kirkel bis heute als „das neue Höfchen“ bekannt ist. Gedacht war er als Musterbetrieb, auf dem die Gutsverwalter den Kirkeler Untertanen der Herzöge von Zweibrücken moderne Landwirtschaftstechniken demonstrieren sollten. Das Projekt ist bald gescheitert und der Hof wurde schon 1777 „privatisiert“, wobei der bisherige herzogliche Gutsverwalter Daniel Oberkircher 130 Morgen Land kaufte. Das entspricht mit etwa 33 Hektar ziemlich genau der heutigen Durchschnittsgröße von landwirtschaftlichen Vollerwerbsbetrieben im Saarland.

Nach dem Tod von Daniel Oberkircher 1794 wurde das Land unter seinen Erben aufgeteilt und seither wurden die verschiedenen Anteile durch Erbteilung, Einheirat und Verkauf immer kleiner. 1806 kaufte sich Balthasar Schwender (geb. 1766) ein, einer der direkten Fey- und Fritze-Vorfahren. Schon um 1844 war der Hof aufgeteilt zwischen drei Familien namens Oberkircher, einer Familie Schwitzgebel und der Witwe von Balthasar Schwender. Um 1900 gab es auf dem Abstäberhof fast nur noch Nebenerwerbslandwirte, um 1920 sind von den sieben Hausbesitzern auf dem „neuen Höfchen“ Balthasar Fey Landwirt und Schriftsetzer, Otto Fey Landwirt und Bergmann, Karl Fey Landwirt und Holzhauer, Hugo Kleis Landwirt und Hüttenarbeiter, Jakob Oberkircher Landwirt und Bergmann, Ludwig Schwartz Landwirt und Gastwirt, Gottfried Schwitzgebel Landwirt und Hüttenarbeiter.

Die Familien Fritze, Fey und Ries

Die Vorfahren der Familie Fey kamen als Bergleute in das Saarland und blieben dem Bergbau in der einen oder anderen Weise verbunden, bis er am Ende des 20. Jahrhunderts wirtschaftlich bedeutungslos wurde.

Der erste auf der Sippentafel erwähnte Fey ist der Bergmann Conrad Fey (1757-1833) aus Wellesweiler (heute ein Stadtteil von Neunkirchen im Saarland), in den Unterlagen finden sich aber Nachweise für zwei Vorfahren, die bereits vor ihm im Saarland ansässig waren.

Der älteste urkundlich belegte Vorfahre ist Johann Conrad Fey (1698-1773). Er kam als Bergmann aus dem Hessischen nach Wellesweiler, weil die Fürsten von Nassau-Saarbrücken 1751-1753 den Kohlenabbau verstaatlicht hatten und gelernte Bergknappen aus anderen deutschen Bergbaurevieren als „Entwick-

lungshelfer“ anwarben.

Die fürstlichen Gruben von Nassau-Saarbrücken, in denen die Feys arbeiteten, rentierten sich bald, während im benachbarten St. Ingbert, das den Reichsgrafen von der Leyen gehörte, die Bauern immer noch mehr schlecht als recht im Wald „Kohlelöcher“ gruben und im Nebenerwerb ein paar Fuhren Kohle als Hausbrand und für den lokalen Markt heraus schaufelten.

Als die reichsgräfliche Verwaltung 1771 durch die „St. Ingberter Kohlbau-Ordnung“ auch das dortige Grubenwesen modernisieren wollte, suchte sie einen Fachmann für die Leitung der Grubenverwaltung. Sie fand Johann Christian Fey (1733-1774), „einen geschickten und ehrlichen Mann“, der bis dahin „Bergmann und Untersteiger auf der Wellesweiler Grube“ gewesen war. Am 3.2.1772 wurde er als erster „Bergsteiger“ von St. Ingbert eingestellt. Weil der Kurfürst-Erzbischof von Trier als Oberlehnsherren der Fürsten von der Leyen die Einwanderung von Protestanten nicht gerne sah, suchte man zwar einen katholischen Bergmann, fand aber niemanden, der tüchtiger und erfahrener gewesen wäre als der Protestant Fey.

So wurde Christian Fey nicht nur der Begründer der St. Ingberter Grubenindustrie, sondern auch der erste Protestant im Städtchen. Er rekrutiert andere auswärtige Bergleute, darunter auch seinen Bruder Conrad, und eröffnet bis zu seinem frühen Tod im August 1775 drei neue Gruben, die nach dem Stand der damals modernsten Bergbautechnik arbeiteten und den Grafen von der Leyen einen hübschen Gewinn einbrachten. Sein Sohn war jener schon erwähnte Conrad Fey (1757-1833), der als erster auf der Sippentafel eingetragen ist.

Dessen Sohn, Christian Fey (1802-1883), Bergmann und Wirt in Wellesweiler, ist der gemeinsame Vorfahre von allen, die heute zu den Familien Fritze und Fey, ihren Nachkommen und Anverwandten gehören, denn seine Tochter Henriette Katharina Fey (1846-7.2.1936) heiratete Joseph Matthias Fritze (1839-1919)[2720] und begründete mit ihm den Elversberg-Saarbrücker Stamm der Familie Fritze, während sein Sohn Christian Fey (1829-1908), Bergmann und Bauer, Katherina Osthof (1832-1895) heiratete, die damals bei ihren Großeltern Schwender auf dem Abstäberhof wohnte, und mit ihm den Kirkeler Stamm der Familie Fey begründete.

Der erste in der Sippentafel genannte Fritze ist Johann Heinrich Konrad Fritze (1759-1800), geboren und gestorben in Abbenrode, einer Bergbauregion im

[2720] Über Joseph Fritze (1839-1919), meinen Elversberger Urgroßvater, habe ich in den Papieren des Nachlasses fast nichts gefunden. Am 23. Juni 1914 haben er und seine Frau in Elversberg mit fünf Töchtern und zwei Söhnen (samt deren Familien) die Goldene Hochzeit gefeiert, was wohl das erste wirklich große Fest der Familie gewesen ist.

In dem „Preislied“ auf das Hochzeitspaar wird erwähnt, dass Joseph Fritze „in den Krieg“ ziehen musste, wobei es sich nur um den Krieg 1870/71 gehandelt haben kann. Vielleicht ist damals die Geschichte passiert, die meine Großmutter gelegentlich erzählt hat: Joseph Fritze war als Unteroffizier o. ä. mit der Artillerie in der Schlacht von Metz dabei. Wegen Tapferkeit bekam seine Batterie das Eiserne Kreuz – die Batterie und nicht er persönlich (weil er nur Unteroffizier und nicht Offizier war) und deshalb hat er die Annahme verweigert.

Harz (heute Sachsen-Anhalt, Kreis Wernigerode). Sein Sohn Christian Andreas Fritze (1797-1875) war Steueraufseher in Elversberg, das damals, wie Abbenrode, zu Preußen gehörte. Man darf annehmen, dass Christian Andreas Fritze einer der im Saarland ungeliebten evangelisch-preußischen Beamten war, die von der Berliner Verwaltung zur Beaufsichtigung der überwiegend katholischen Eingeborenen an die Saar geschickt wurden. Sein Sohn, der schon erwähnte Joseph Matthias Fritze (1839-1919) war Grubensteiger, bevor er auf seine alten Tage Posthalter zu Elversberg wurde. Seine Söhne Albert, (mein „Kirkeler Großvater“), und Joseph, ebenso wie dessen Sohn Albert, arbeiteten bei der Knappschaft bzw. der Bergbaudirektion und so gehören auch die Fritzes in die Bergbautradition des Saarlandes.

Christian und Katherina Fey hatten auf dem Abstäberhof von 1856 bis 1876 elf Kinder, von denen zwei jung starben und einer, Ludwig Fey, 1890 nach Amerika ausgewandert und bald gestorben ist. Am Leben und im Lande bleiben drei Töchter und fünf Söhne, die nach der Sippentafel von 1937 wenigstens 70 Nachkommen hatten. Die Söhne sind die Vorfahren der großen Familie Fey in Kirkel, durch die Töchter kommen unter anderem die Familien Ries, Becker und Kurz hinzu, deren Nachkommen wiederum die Verbindung zu den heute noch in Kirkel ansässigen Familien Welsch, Schwartz, Leibrock, Regitz und Eichner herstellen.

Der erste in der Sippentafel genannte Ries, Jakob Ries (1801-1861), ist, wie sein Sohn, Schmied in Ernstweiler (heute ein Ortsteil von Zweibrücken). Dessen Sohn war der Buchdrucker Peter Ries (21.2.1860-4.6.1932), der 1883 die älteste Tochter von Christian und Katherina Fey heiratete, die nach der Mutter ebenfalls Katharina hieß (8.7.1857-24.1.1940). Das Ehepaar hatte fünf Töchter, darunter meine „Kirkeler Großmutter“ Emilie geb. Ries, aber keinen Sohn, so dass der Familienname Ries danach nicht mehr in der Sippentafel vorkommt. Anfangs betreibt Peter Ries mit seinem Schwager Balthasar Fey, dem oben erwähnten Schriftsetzer, auf dem Abstäberhof eine kleine Lohndruckerei, 1896 eröffnet er im benachbarten Homburg einen Druckereibetrieb und Verlag, in dem er unter anderem von 1897 bis 1911 die „Homburger Zeitung“ herausgibt.

Familie Albert und Emilie Fritze

Vorfahren

Die Vorfahren in den Linien Fritze und Fey sind oben dargestellt.

1. Generation

Albert Fritze, 12.6.1882 in Schwalbach – 12.9.1970
verh. am 8.5.1911 mit
Emilie geb. Ries, 1.5.1884 in Erfurt – 26.3.1967

Mein Großvater Albert Fritze hatte sechs Geschwister. Ich habe nicht mehr alle kennen gelernt, aber wenigstens vier der Großonkel und Großtanten, bzw. ihre Nachkommen, traf ich in meiner Jugend auf allen großen Familienfesten. Ich spreche von Joseph Fritze (siehe „Familie Joseph und Mathilde Fritze“), Pauline Schipper (siehe „Familie Fritz und Pauline Schipper“), Johanna Rudolffi (siehe „Familie Heinz und Johanna Rudolffi“) und Henriette Pitz (geb. 1869-7.2.1936), die mit dem Tagesteiger Heinrich Pitz (1859-1935) verheiratet war.[2721]

2. Generation

Liselotte Fritze, 9.1.1912 – 3.8.1912

Elisabeth, genannt Elsbeth, geb. Fritze, 4.3.1913 - 31.5.2003
verh. am 5.8.1937 mit
Eduard Berwanger, 23.11.1909 - 20.8.1940

Martha geb. Fritze, 18.3.1915 -3.11.1962
verh. am 3.4.1941 mit
Carl Karner, 23.6.1915 - 19.5.1987

Ruth geb. Fritze, geb. 22.5.1916 -13.9.2001

[2721] Die Kinder von Heinrich und Henriette Pitz kannte ich noch gut. Heinrich Pitz, genannt ‚der Henner’ (16.9.1894 – 17.1.1987), arbeitete in seiner Jugend bei der Knappschaft und hat mich unter anderem dadurch beeindruckt, dass er, erstens, junge Leute aus hygienischen Gründen vor der Ehe warnte, zweitens, den schlüssigen Beweis dafür gefunden hatte, dass 1939 der Weltkrieg ausgebrochen ist, weil die Polen Deutschland überfallen haben, und, drittens, in den 1920er Jahren ein stufenloses Getriebe für Autos erfunden hatte und unermüdlich an weiteren bahnbrechenden Erfindungen arbeitete, um deren wirtschaftlichen Früchte ihn aber, wie er beweisen zu können glaubte, betrügerische Patentanwälte gebracht hatten. Im übrigen war er ein höflicher und liebenswürdiger Mensch. Seine Schwester Hanna (11.1.1896 - 10.10.1995) war verheiratet mit Hans Müller, geb. 1894, von dem ich nur vom familiären Hörensagen weiß, dass er ein gut aussehender Mann und rechter Tunichtgut gewesen sein soll, von dem die arme Hanna sich viel zu spät scheiden ließ. Sie starb kurz vor ihrem hundertsten Geburtstag, ihre Beerdigung war wohl die letzte Beerdigung, an der meine Mutter, zusammen mit mir, teilgenommen hat. D.B. Vgl im Anhang Nr. 2.09 „Henner Pitz und der Schneider von Ulm“.

verh. am 23.10.1939 mit
Werner Reißmann 6.4.1915 - 21.8.1963

Gerta geb. Fritze, geb. 9.8.1920
verh. am 10.8.1943 mit
Heinz Peters, 20.5.1911 – 7.8.1954

Kurt Fritze, geb. 11.1.1923
verh. am 1. 12.1951
mit Felicitas geb. Bangert, geb. 11.6.1926,

Felicitas war die Tochter von Bruno Bangert (23.8.1895 - 18.12.1979) und Lottchen Bangert, geb. Staeps (7.6.1901 - 15.1.1942)

Folgende Generationen

Siehe unten die Blätter für die Familien Berwanger, Karner, Reißmann und Peters

Familie Eduard und Elsbeth Berwanger

Vorfahren

Der erste urkundlich nachgewiesene direkte Vorfahre der pfälzisch-saarländischen Familie Berwanger ist Jona Berwanger, der um 1600 in dem Weiler Mitteregg, heute einem Ortsteil von Berwang in Tirol, geboren wurde. Sein ältester Sohn Martin, um 1631 geboren, wanderte um 1662 mit Frau und Kindern nach Unkenbach in der Pfalz aus. Die spätgotische Pfarrkirche St. Jakob, in der Martin Berwanger geheiratet und vier Kinder hat taufen lassen, bestimmt noch immer das Ortsbild des heutigen Wintersportörtchens Berwang.

Martin Berwanger war einer von vielen, die damals ihre Tiroler Heimat verlassen mussten. Der Dreißigjährige Krieg hatte die ohnehin armen Bergbauerndörfer durch Plünderungen, Pest, Missernten und Hungersnöte vollends ruiniert, und wer nicht auswandern wollte, musste sein kärgliches Auskommen als Wanderarbeiter, Hausierer oder Bergmann in den mageren Tiroler Bleigruben suchen.

Die pfälzischen Nachkommen Martin Berwangers haben in Unkenbach, Niedermochel, Obermochel, Odernheim und Nanzweiler gewohnt und sind bis heute überwiegend in der Pfalz ansässig. Sie waren bis ins 20. Jahrhundert hinein Bauern, Fuhrleute und Handwerker, zeitweise scheint es ihnen nach den bescheidenen Maßstäben ihrer Zeit ganz gut gegangen zu sein, sie hatten städtische Ehrenämter inne und ähnliches. Nachdem aber die napoleonischen Kriege das Land verwüstet und die nachfolgende Eingliederung in das Königreich Bayern außer höheren Steuern wenig gebracht hatte, brachen ab Mitte des 19. Jahrhunderts jährlich mehrere zehntausend Pfälzer auf, um ihr Glück in Amerika zu suchen. Einige Berwangers waren auch dabei und Mary C. Berwanger, die in den 1980er Jahren als US-Soldatin in der Pfalz stationiert war, hat eine Verbindung der amerikanischen Berwangers zu den pfälzischen nachgewiesen.

Mein Urgroßvater Johannes Berwanger (1857-1945) aus Nanzweiler, an den meine Brüder und ich uns noch gut erinnern können, war Wagnermeister und Innungsmeister der pfälzischen Wagnerinnung, betrieb nebenbei auch etwas Landwirtschaft und einen kleinen Kolonialwarenladen. Außerdem war er viele Jahre lang Vorsitzender des Verwaltungsrates der katholischen Kirche in Nanzweiler, denn die Berwangers waren, mitten in der protestantischen Pfalz, immer gut katholisch, die pfälzischen Berwangers sind es heute noch.

Die Familie Weiß, die Vorfahren meines Vaters mütterlicherseits, kommen ebenfalls aus der Pfalz. Der erste urkundlich nachweisbare Weiß ist der um 1770 geborene Jakob Weiß aus Duttweiler, einem typischen Winzerdorf an der heutigen Weinstraße. Sein Enkel Johannes Michael Weiß (1829-1870), mein Ur-Ur-Urgroßvater, war Lohnkutscher im benachbarten Edenkoben, die meisten von seinen Nachkommen und Anverwandten arbeiteten bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein in der Schuhindustrie von Pirmasens, das sich bis heute gerne die „Deutsche Schuhmetropole“ nennt, in der Nachbarschaft

aber eher als die Heimat der „Schlabbeflicker“ bekannt ist.

1. Generation

Eduard Berwanger, Volksschullehrer, geb. 25.2.1883 in Nanzweiler, gefallen 12.11.1914 bei Ypern,
verh. am 20.9.1910 mit
Emma, geb. Weiß, geb. 15.11.1888 in Pirmasens, gest. 13.5.1963 in Kreuznach,

2. Generation

Eduard, genannt Ed, Berwanger, geb. 23. 11. 1909 in Pirmasens, gefallen 26. 8. 1940 über dem Ärmelkanal,
verh. am 5.8.1937 mit
Elisabeth, genannt Elsbeth, geb. Fritze, 4.3.1913 - 31.5.2003

Elfriede Berwanger, 3.4.1912 – 15.10.1916, (gestorben an „Rachendiphtherie“)

Elisabeth, genannt Else, Berwanger, 25. 7.1913 - 5. 8. 2002
verh. am 10.11.1966 mit
Herbert Bursian, 4. 5. 1921 - 11.7.2006

3. Generation

Kinder von Eduard und Elsbeth Berwanger

Dietrich Berwanger, geb. 17. 6.1938
1. verh. von 23.6.1971 bis 5.3.1981 mit
Marlene gesch. Groenewold, geb. Steuber, geb. 24.6.1940
2. mit Véronique Görlich, née Monclin, geb. 20.7.1949

Gerhart Berwanger, geb. 16. 8. 1939
1. verh. von 9.7.1963 bis 15.11.1993 mit
Petra Brill, geb. 2.9.1939 in Dudweiler
2. mit Irmtraud Massholt, geb. 16.1.1944

Gunter Berwanger, geb. 15.10.1940
1. verh. von 29.12.1967 bis 6.3.1975 mit
Ingrid Hildegard, genannt Inge, geb. Alberger, geb. 20.3.1946
2. verh. von 13.12.1985 bis 5.5.1995 mit
Iris gesch. Theuerkauf, geb. Zillinger, geb. 5.1.1955

4. Generation

Kinder von Gerhart und Petra Berwanger

Ulrike geb. Berwanger, geb. 11.5.1964
verh. am 14.8.1999 mit
Willie Meier, geb. 9.6.1965, Warendorf - Freckenhorst

Peter Berwanger, geb. 7.5.1965
verh. am 28.4.1995 mit, geschieden von
Lore geb. Taubhorn

Gudrun Berwanger, geb. 1.5.1968
verh. am 11.4.1997 mit
Mike Berwanger, geb. Pudrikins, geb. am 8.10.1968

Kinder von Gunter und Iris Berwanger

Mattias Gunter Berwanger, geb. 22. 5.1986

Kristian Gunter Berwanger, geb. 21. 9. 1988

5. Generation

Kinder von Gudrun und Mike Berwanger

Lea Alicia Berwanger, geb. am 17.9.1997

Lara Aileen Berwanger, geb. am 14.1.2000[2722]

Kinder von Ulrike und Willie Meier

Laurin Ruben Meier, geb. am 12.10.2005

[2722] Für meine Großnichten Lea Alicia und Lara Aileen und meinen Großneffen Laurin Ruben füge ich hinzu, dass der erwähnte Jona Berwanger aus Tirol ihr Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Urgroßvater ist. D.B.

Familie Karl und Martha Karner

Vorfahren

Die Familie Karner lebt seit etwa 300 Jahren in Mittenwald im „Rußer-Haus“, das heute die Adresse Laintalstraße 50 trägt. Vor dem Haus erinnert eine Gedenktafel an Franz Karner, der dort 31.3.1738 geboren wurde und 14.8.1817 starb.

Franz Karner war von Beruf „Rußer“, der sich als Autodidakt zum „Freskanten, Faßmaler und Holzschnitzer“ fortgebildet, seinen erlernten Beruf aber nie ganz aufgegeben hat. „Rußer“ sind Ruß- und Pottaschbrenner, deren Ruß u. a. zur Herstellung von Farben und Tinten benötigt wird. Der im Bayrischen übliche „Hausname“ der Familie Karner ist bis heute „Rußer“, sodass Michaela Renfordt in ihrer Kinderzeit im Dorf nicht als Tochter von Carl Karner, sondern als Tochter vom Rußer-Karl bzw. vom Ruaser-Kari[2723] bekannt war. „Faßmaler“ sind Maler, die Holzbildwerken eine „farbige Fassung“ geben, „Freskanten“ sind Freskomaler, in diesem Fall Spezialisten für die als „Lüftlmalerei“ bekannte Fassadenmalerei, die im 18. und frühen 19. Jahrhundert als eine volkstümliche Variante der barocken Freskomalerei in Bayern sehr beliebt war und Ende des 19. Jahrhunderts als Touristenattraktion wieder entdeckt wurde.

Franz Karner hat von etwa 1762 bis 1794 in Mittenwald, Wallgau, Krünn, Oberammergau, Partenkirchen und anderen Orten der Umgebung zahlreiche Fassaden mit Lüftlbildern bemalt, von denen heute noch einige erhalten sind. Genannt werden u. a. Wandmalereien in Mittenwald am sog. Neunerhaus, in der Ballenhausgasse 3, (heute Geigenbaumuseum), in der Goethestraße (Nr. 28-30); am Obermarkt (Nr. 2, 20 und 21). Außerdem gibt es von ihm 14 Kreuzwegbilder in der Wallfahrtskirche St. Anton in Partenkirchen. (Den auf der Gedenktafel für Franz Karner verwendeten Namenszusatz „de Paula“ konnte ich in der Literatur nirgends finden.)

Verwandt und verschwägert sind die Karners mit der Mittenwalder Geigenbauerdynastie Klotz. Die Geschichte des Geigenbaus in Mittenwald beginnt mit Matthias Klotz (1653–1743), der nach einer Lehre in Füssen und Padua um 1685 in seinem Heimatdorf Mittenwald eine Werkstatt als Lautenmacher und Geigenbauer eröffnete. Im 19. Jahrhundert war das kleine Dorf mit mehr als hundert Geigenbauern das deutsche Zentrum für den Bau von Saiteninstrumenten aller Art. Die dankbare Gemeinde errichtete Matthias Klotz 1890 vor der Pfarrkirche ein Denkmal (von Ferdinand von Miller), Ludwig Ganghofer widmete ihm 1884 ein volkstümliches Theaterstück („Der Geigenmacher von Mittenwald“) und die Bundespost ehrte ihn 1993 mit einer Sondermarke. Ein Dutzend Werkstätten, eine Geigenbauschule und ein Geigenbaumuseum führen die Tradition bis heute fort.

Die Familie Karner hatte und hat ihren Anteil daran. Anfang des 19. Jahrhunderts war ein Johann Georg Karner als Geigenbaumeister tätig, eine von ihm

---

[2723] Nach dem Mittenwalder Heimathistoriker Markus Gschwendter war das Carl Karners „Hausname“.

1827 gebaute Violine wird im Jahr 2003 von Olson Violins in Seattle für 8.000 US $ angeboten. Mitte des 20. Jahrhunderts unterrichtet ein Johann Karner an der Geigenbauschule, und auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist ein Geigenbaumeister Anton Karner in Mittenwald tätig.

Kasper Karner, der Vater von Michael Karner (1894-1930) war Bauer und, wie sein Vorfahre Franz Karner, Rußer, seine Frau Walpurga Tiefenbrunner, kam aus dem Österreichischen.

Im Rußer-Haus wohnt heute Maria Tiefenbrunner, geb. Karner, eine Tante von Michaela Renfordt, geb. Karner.

1. Generation

Michael Karner, Bergbauer und Waldarbeiter in Mittenwald, 4.2.1894 - 30.8.1930
verh. mit
Magdalena geb. Seitz, Mittenwald, 28.6.1888 - 5.6.1954

2. Generation

Carl Karner, geb. 23.6.1915 in Mittenwald, gest. 19.5.1987
1. verh. am 3.4.1941
mit Martha geb. Fritze 18.3.1915 - 3.11.1962
2. verh.1967 mit
Karin Karner

> Carl und Karin Karner hatte drei Kinder: Eva, geb. 1959, aus Karins erster Ehe, und zwei gemeinsame Kinder, Michael, geb. 1.9.1969 und Kathrin, geb. 1977.

Michael, genannt Michl, Karner, geb. 13.5.1920 in Mittenwald, vermißt seit dem 28.1.1944 (lt. Gschwendtner)

Johannes, genannt Hansl, Karner, geb. 10.6.1922 in Mittenwald, seit 1944 auf dem Balkan vermisst (lt. Gschwendtner seit 18.10.1944)

Kasper Karner, geb. 30.11.1924 in Mittenwald, 27.9.1944 gefallen bei Murmansk

Marie geb. Karner, geb. 30.12.1926 in Mittenwald
verh. mit
Franz Tiefenbrunner, Mittenwald, 30.11.1920 – 7.9.1999, Holzbildhauer und Herrgottsschnitzer

3. Generation

<u>Kinder von Carl und Martha Karner</u>

Michaela geb. Karner, geb. 27.7.1941
1. verh. von 9.9.1966 bis 1999 mit
Karlheinz Renfordt, geb. 16.11.1930
2. mit Gerhard Köhler, geb. 30.5.1937

4. Generation

Kinder von Michaela und Karlheinz Renfordt

Cordula Renfordt, geb. 5.3.1967, Frankfurt

Kasper Renfordt, geb. 20.9.1976, Singapur

Familie Werner und Ruth Reißmann

Vorfahren

Die Geschichte der Familie Reißmann in Neustadt bei Coburg beginnt mit dem Kupferschmied Reißmann, der Ende des 17. Jahrhunderts aus dem benachbarten Katzhütte (Thüringen) zugewandert ist. Einer seiner Nachkommen, Christoph Konrad Reißmann, war um 1750 Mitbegründer des Maler- und Bossiererhandwerks in Neustadt und damit ein Gründungsvater der Spielwarenindustrie in der heutigen „bayerischen Puppenstadt“.

Christoph Konrad Reißmann war Wismutmaler, ebenso wie seine Söhne und Enkel Johann Peter Reißmann (12.9.1766 - 17.6.1839), Nikolaus Reißmann (5.11.1793 - 5.3.1861) und Georg Simon Reißmann (geb. 17.8.1827).

Wismut ist ein silbrigweiß glänzendes Schwermetall, das damals bei dem Blei- und Silberbergbau im Erzgebirge und in Thüringen anfiel. Die Wismutmalerei ist eine Maltechnik, die seit dem 15. Jahrhundert vor allem in der Volkskunst verwendet wurde. Dabei wird eine Mischung aus Leim und Wismutpulver als graumetallisch-glänzende Grundierung auf Schachteln und Schatullen aufgetragen, die dann mit bunten Tempera- und Lackfarben bemalt werden. „Der durch die Malerei durchdringende Schimmer des Metalltons verleiht dem Objekt einen typischen metallischen Glanz“ von „eigenartigem werkstofflichen Reiz.“ (Sonja Wullschleger: Wismut und Wismutmalerei einst und heute, 1996)

Christian Theodor Reißmann (19.4.1857-1923), der Sohn von Georg Simon Reißmann, wechselt den Beruf, bleibt aber als Bossiermeister in der kunsthandwerklichen Tradition der Familie.

Die Bossierer haben die Volkskunst der Holzschnitzer und Puppenmacher weiterentwickelt zur zunftgerecht-handwerklichen Herstellung von plastischen Verzierungen, Puppen und andere Figuren aus Materialien aller Art. Außerdem war Christian Theodor Reißmann lange Jahre Mitglied des städtischen Magistrats und gründete 1887 die Glockenberger-Vereinigung, deren Vorsitzender er bis zu seinem Tode blieb.

Der Glockenberg ist ein Neustadter Stadtviertel zwischen Marktplatz und Schützenhaus, in dem auch das Anwesen der Familie Reißmann in der Talstraße 6 lag. Die Vereinigung, „deren Ziel es ist, heimatliches Brauchtum und gutnachbarliche Beziehungen zu pflegen", bittet noch heute alljährlich zum Stiftungsfest mit „Weinfest und Festtafel“ und wenn sie, wie vor einigen Jahren geschehen, der Stadt ein kleines Denkmal stiftet, ist im Internet auch im Jahr 2003 noch von der „1887 durch Christian Reißmann gegründete Glockenberger-Vereinigung“ die Rede.

Verheiratet war Christian Theodor Reißmann mit Auguste Christiane Bunzel (25.4.1859 – 1955). Sie war für uns Kinder die „Neustädter Urgroßmutter“ und ist, außer meinen Urgroßeltern Berwanger in Nanzweiler, das älteste Mitglied der weiteren Familie, an das ich mich gut erinnern kann.

Mit dem an der lokalen Gewerbeschule ausgebildeten Puppenfabrikanten Albert Reißmann (1885-1950), dem Sohn von Christian Theodor Reißmann, wechselte die Familie aus der handwerklichen in die kleinindustrielle Spielwarenherstellung. Nach den Schwierigkeiten von zwei Kriegs- und Nachkriegszeiten florierte der Betrieb noch einmal, stellte unter anderem für die Puppen der Marken Schildkröt und Käthe Kruse Accessoires aller Art her, bevor er in den 1960er Jahren aufgegeben wurde.

1. Generation

Albert Reißmann 5.3.1885 – 1950
verh. am 9.5.1911 mit
Rosalie geb. Rosenbauer 3.1.1885 – 1.7.1977

2. Generation

Werner Reißmann 6 4.1915 - 21.8.1963
verh. am 23.10.1939 mit
Ruth geb. Fritze 22.5.1916 - 13.9.2001

3. Generation

Hanko Reißmann, geb. 18.10.1944
verh. am 6.2.1971 mit
Edith geb. Gradinger, geb. am 9.6.1946

Gabriele Reißmann, geb. 27.3.1946

Ivo Reißmann, geb. 18.5.1955
1. verh. vom 10.10.1986 bis 7.8.1995
mit Margret geb. Pohla, geb. 14.2.1958
2. verh. am 31.10.1997 mit
Evi geb. Stühler, geb. am 1.3.1964

4. Generation

<u>Kinder von Hanko und Edith Reißmann</u>

Walter Reißmann, geb. 21.9.1971
verh. am 16.2.2002 mit
Chia Ning geb. Hsu, geb. 12.11.1978 in Tung Kang, Taiwan

Stefan Reißmann, geb. 1.3.1973
verh. am 31.08.2004
mit Christine Heer-Reißmann, geb. Heer, geb. 30.11.1973

Kinder von Ivo und Margret Reißmann

Eva Reißmann, geb. 16.11.1987

Kinder von Ivo und Evi Reißmann

Sina Reißmann, geb. 5.2.1987

Jonas Reißmann, geb. 5.3.1994

5. Generation

Kinder von Walter und Chia Ning Reißmann

Johannes Hong Reißmann, geb. 19.11.2003

Kinder von Stefan Reißmann und Christine Heer-Reißmann

Sebastian Even Reißmann, geb. 12.9.2007

Familie Heinz und Gerta Peters

Vorfahren

Nach der „Familientafel Heinz und Gerta Peters“ sind fast alle Vorfahren alteingesessene Bergedorfer. Die Peters kommen aus den Vierlanden, die Lübbers aus Moorfleth und die Siemers aus Billwerder, Orten also, die heute alle zum Bezirk Bergedorf gehören. Nur die Familie Höltig kommt von außerhalb, das heißt aus dem immerhin rund zwanzig Kilometer entfernten Havekost, damals im Lauenburgischen gelegen, heute in Schleswig-Holstein. Über die Vierlande heißt es in Kröners „Handbuch Historischer Stätten Deutschlands“: „Die Eindeichung und Besiedlung der Vierlande hatte bereits am Ende des 12. Jahrhunderts begonnen. ... Bedingt durch den Boden und die günstige Lage zum Großmarkt Hamburg haben ihre Bauern sich schon frühzeitig auf den Obst- und Gemüsebau und auf die Blumenzucht spezialisiert. Der damit erworbene, hart erarbeitete Wohlstand ermöglichte es ihnen, bereits im 17. und 18 Jh., einen Luxus und äußeren Aufwand zu treiben, dem die vielen Zeugnisse der Vierländer Volkskunst zu verdanken sind.“

Die im Stammbaum genannte Berufe sind Landwirt, Gastwirt, Vollhufner, Bauernvogt und Bauer. In der damaligen Terminologie war ein „Bauernvogt“ in Norddeutschland das, was in Süddeutschland ein Dorfbürgermeister wäre, und unter einem „Vollhufner“ ist der Eigentümer eines stattlichen landwirtschaftlichen Vollerwerbsbetriebs zu verstehen.

Der älteste in der Familientafel erwähnte Peters ist Hein Peters (1798-1867) aus Neuengamme in den Vierlanden, in dem Nachlass von Heinz Peters finden sich aber Unterlagen, in denen Carsten Urbrook, geb. 1544, als der älteste nachweisbare Vorfahre der Familie genannt wird.

Die Eltern von Wilhelm Peters (siehe unten) sind Heinrich Peters (1837-1913, Gastwirt in Bergedorf) und Catharina, geb. Höltig (1845 –1916), die Eltern seiner Frau Agnes sind Julius Lübbers (1828-1911) und Therese geb. Siemers (1843-1928)

1. Generation

Wilhelm Peters, 14.1.1875 Bergedorf – 27.5.1954 Bergedorf, Ingenieur,
verh. am 13.4.1907 mit
Agnes geb. Lübbers, 30.12.1877 Horn – 7.5.1971 Bergedorf

2. Generation

Heinz Peters, 20.5.1911 – 7.8.1954, Sparkassenbeamter,
verh. am 10.8.1943 mit
Gerta geb. Fritze, geb. 9.8.1920

Lieselotte geb. Peters, 4.1.1908 – 24.2.1994
verh. mit Ernst Reese, 6.4.1886 – 23.2.1962

3. Generation

Kinder von Heinz und Gerta Peters

Wulf Peters, geb. 16.9.1947
verh. am 21.4.1992 mit
Inken Hollmann-Peters, geb. Hollmann, geb. am 21.9.1959

Dierk Peters, geb. 15.8.1949
verh. am 20.5. 1980 mit
Anne geb. Wenzel, geb. 21.5.1955

Claus Karsten Peters, geb. 19.4.1951
1. verh. von 1980 bis 1987 mit
Susanne geb. Meyer, geb. 11.5.1955
2. verh. am 5.5.1989 mit
Esther Peters-Villiger, geb. Villiger, geb. am 22.8.1955

4. Generation

Kinder von Wulf Peters und Inken Hollmann-Peters

Leon Peters, geb. 17.7.1992

Tom Peters, geb. 16.7.1996

Kinder von Dierk und Anne Peters

Katharina Peters, geb. 1.6.1982 in Lissabon

Isabel Peters, geb. 15.2.1984 in Lissabon

Kinder von Karsten und Esther Peters

Jan Philipp Peters, geb. 7.3.1991 in Zürich

Lena Luisa Peters, geb. 13.8.1993 in Zürich

Familie Joseph und Mathilde Fritze

Vorfahren

Die Vorfahren in den Linien Fritze und Fey sind oben dargestellt.

Aus eigener Erinnerung will ich nur hinzufügen, dass Joseph Fritze in meiner Jugend die Rolle des „Alterspräsidenten“ der Familie Fritze gerne gespielt und mit Würde ausgefüllt hat. In seiner Jugend - etwa von 1892 bis 1904 - hatte er bei einem Berliner Garderegiment gedient und als „zwölfjährig gedienter Unteroffizier“ („Zwölfender“) einen „Zivilversorgungsschein“ und damit Anspruch auf eine Anstellung im Zivildienst erworben, in seinem Fall als Inspektor bei dem Oberbergamt Bonn der königlich-preußischen Bergwerksdirektion. Der Bergwerksinspektor Joseph Fritze, der während des Ersten Weltkrieges vermutlich reaktiviert und zu seinem Berliner Regiment eingezogen wurde, hat den militärischen Habitus nie verloren, und sein spottlustiger Sohn Albert murmelte bisweilen „Da kommt Hindenburg“, wenn er seiner ansichtig wurde. Seine in der Familie berühmten Postkarten („Ankomme Kirkel Sonntag, 12. Feb. 14 h 30. Jos.“) waren für uns Kinder stets das Signal zur feierlichen Abholung des alten Herren (mit Mantel, Stock und Homburger) am Kirkeler Bahnhof. Sonst sahen wir nicht viel von ihm, weil er sich alsbald mit seinem Bruder Albert zu Rotwein und Zigarre in das Wohnzimmer zurückzog.

1. Generation

Joseph Fritze, 8.4.1872 in Schwalbach - 28.6.1957
verh. mit
Mathilde geb. Broesen, Hamburg, 21.12.1876 – 29.7.1950

2. Generation

Albert Fritze, 16.2.1904 – 9.7.1976
verh. am 14.9.1933 mit
Marianne geb. Schmidt, 24.3.1908 – 25.8.1991

Lilli geb. Fritze, 7.1.1908 – 13.7.1990
verh. mit
Wilhelm Otto Mertsching, 24.9.1888 – 29.9.1965

3. Generation

Kinder von Albert und Marianne Fritze

Irmgard geb. Fritze, 6.1.1938
verh. am 3.9.1960 mit
Manfred Jungert, 19.3.1937 - 11.7.2001

Bernd Fritze, geb. 23.9.1943
1. verh. 30.9.1969 - 15.12.1994 mit
Kirsten Nicolaysen, 27.5.1942 – 6.8.1996
2. verh. am 19.12.1997 mit
Cornelia Töpfer, geb. 22.4.1961

4. Generation

Kinder von Irmgard und Manfred Jungert:

Karen geb. Jungert, geb. 4.10.1967
verh. am 17.6.1995 mit
Armin Maximini[2724], geb. 5.6.1966

Wulf Jungert, geb. 28.11.1961

Kinder von Bernd und Kirsten Fritze

Elise Fritze, geb. 2.2.1976

Paul Jakob Fritze, geb. 17.1.1979

Kinder von Bernd Fritze und Conny Töpfer

Tom Töpfer, geb. 21.11.1984

5. Generation

Kinder von Karen und Armin Maximini

Fabian Maximini, geb. 5.2.1996

Jana Maximini, geb. 9.1.1999

Svenja Maximini, geb. 2.7.2001

[2724] Maximini ist in der Gegend von Trier ein alter und bis heute weit verbreiteter Familienname. Er wurde vermutlich von Familien angenommen, die als Klosterverwalter oder Pächter in enger Beziehung zu der um 660 entstandenen Reichsabtei St. Maximinus (Abbatia Sancti Maximini) standen. Der historische Kern der Abtei war eine schon im 4. Jahrhundert nach dem Trierer Bischofs St. Maximinus (280–346) benannte Kirche. Die Abtei wurde erst in der napoleonischen Zeit 1802 säkularisiert, Überreste sind noch zu sehen. Der Name wird nicht wie ein „umgekehrter Minimax“ (Feuerlöscher) ausgesprochen, sondern er reimt sich, richtig betont, ungefähr mit dem Namen der italienischen Stadt „Rimini“. D.B.

Familie Heinz und Johanna Rudolffi

Vorfahren

Die Vorfahren in den Linien Fritze und Fey sind oben dargestellt.

1. Generation

Heinz Rudolffi, 6.4.1880 - 27.1.1955
verh. 1911 mit
Johanna geb. Fritze, 31.12.1884 - 7.8.1964

2. Generation

Hans Rudolffi, 19.3.1912 – 28.2.1997
verh. am 4.10.1938 mit
Anneliese geb. Stolpe, 30.6.1914 - 1 6.7.1997

Hertha geb. Rudolffi, geb. 20.10.1914
verh. mit
Herbert Maier

3. Generation

Kinder von Hans und Anneliese Rudolffi

Hans Jörg Rudolffi, geb. 27.10.1940
verh. am 4.6.1966 mit
Lucette née Colin, geb. am 12.10.1943

Annelore geb. Rudolffi, geb. 2.2.1944
verh. am 24.5.1968 mit
Rüdiger Wrede, geb. 19.11.1941

Annemarie geb Rudolffi, geb. 15.12.1949
verh. am 21.6.1975 mit
Rolf Blass, geb. 4.12.1944

4. Generation

Kinder von Hans Jörg und Louzette Rudolffi

Yann Christophe Rudolffi, geb. 1.4.1969

Oliver Sebastian Rudolffi, geb. 12.1.1971

Kinder von Annelore und Rüdiger Wrede

Martina Wrede, geb. 13.6.1973

Karsten Wrede, geb. 12.1.1976

Kinder von Annemarie und Rolf Blass

Dennis Blass, geb. 23.1.1976

Katrin Blass, geb. 13.6.1979

Familie Balthasar Otto und Mina Fey

Vorfahren

Die Vorfahren in der Linie Fey sind oben dargestellt.

1. Generation

Balthasar Otto, genannt Bälser[2725], Fey, 2.4.1902 - 12.7.1978
verh. mit
Mina geb. Schwartz, 12.10.1906 – 5.7.1997

2. Generation

Liesel Wagner, geb. Fey, geb. 20.12.1927
verh. mit
Kurt Wagner, geb. 18.6.1923

Balthasar Fey, geb. 2.5.1929 – 22.8.1997
verh. mit
Elfriede geb Bauer, geb. 24.8.1931

Otto Fey, geb. 12.2.1930
verh. mit
Renate geb. Schäfer, geb. 2.12.1933

Horst Fey, geb. 20.12.1931
verh. mit
Helga geb. Korn, geb. 30.5.1932

Fritz Fey, geb. 7.1.1935
verh. mit
Annemarie, geschieden

Herbert Fey, geb. 17.7.1937
verh. mit
Christel geb. Riotte, geb. 11.3.1947

Inge Senne geb. Fey, geb. 19.9.1939
verh. mit
Horst Senne, geb. 24.3.1943

Christel Jakoby, geb. Fey, geb. 12.2.1948

[2725] Weil Otto Balthasar Feys Vater Balthasar Fey (1876-1927) und sein Sohn Balthasar Fey (1929-1997) ebenfalls „Bälser“ genannt wurden, unterschied man in der Familie zwischen dem „Bälser“ (Vater), dem „jungen Bälser“ (Sohn) und dem „kleinen Bälser“ (Enkel).

verh. mit
Herbert Jakoby, geb. 9.9.1944

3. Generation

Kinder von Kurt und Liesel Wagner

Lieselotte geb. Wagner, geb. 11.2.1950
verh. mit
Gunther Ringling, geb. 4.8.1947

Kinder von Balthasar und Elfriede Fey

Helga geb. Fey, geb. 29.7.1954
1. verh. mit
Jürgen Kolb, geschieden
2. mit
Dieter Seel, geb. 16.10.1952

Jörg Neumann
verh. mit
Birgit geb. Fey, geb. 27.6.1959, geschieden

Frank Fey, geb. 13.8.1962

Markus Fey, geb. 30.1.1971
verh. mit
Christine geb. Welsch, geb. 12.12.1972

Kinder von Otto und Renate Fey

Gerd Schmidt, geb. 28.5.1952
verh. mit
Angelika, geb. Fey, geb. 25.11.1954

Berthold Wentz, geb. 4.1.1965
verh. mit
Kornelia geb. Fey, geb. 20.3.1959

Walter Fey, geb. 5.1.1957
mit
Anette Trautmann, geb. 5.1.1957

Kinder von Horst und Helga Fey

Peter Fey, geb. 3.6.1962
verh. mit
Ilona, geb. 3.8.1962

Kinder von Herbert und Christel Fey

Sascha Fey, geb. 16.7.1979

Kinder von Inge und Horst Senne

Hagen Senne, geb. 8.4.1967
mit
Anja Charois, geb. 8.4.1967

Peter Senne, geb. 8.6.1968

Kinder von Christel und Herbert Jakoby

Carmen geb. Jakoby, geb. 23.2.1969
verh. mit
Markus Staut, geb. 12.12.1966

4. Generation

Kinder von Günther und Liselotte Ringling

Karsten Ringling, geb. 6.9.1974

Kinder von Jürgen und Helga Kolb

Lars Kolb, geb. 4.6.1967

Fabian Kolb, geb. 2.9.1961

Kinder von Jörg und Birgit Neumann

Florian Neumann, geb. geb. 27.6.1988

Kinder von Markus und Christine Fey

Jessika Fey, geb. 30.10.2002

Kinder von Gerd und Angelika Schmidt

Anne Schmidt, geb. 6.8. 198

Kinder von Berthold und Kornelia Wentz

Ramona Wentz, geb. 16.9.1985

Karina Wentz, geb. 19.6.1990

Kinder von Walter Fey und Anette Trautmann

Tobias Fey, geb. 6.12.1990

Kinder von Peter und Ilona Fey

Jessika Fey, geg. 12.2.1982

Dominik Fey, geb. 11.6.1966

Kinder von Markus und Carmen Staut

Kevin Michel Staut, geb. 1.7.1997

Familie Elisabeth und Kurt Eichner

Vorfahren

Die Vorfahren in den Linien Fey und Ries sind oben dargestellt.

1. Generation

Kurt Eichner, 12.4.1898 – 27.3.1969, Bürgermeister von St. Wendel
verh. mit
Elisabeth geb. Ries, 17.5.1897 – 23.10.1954

2. Generation

Ursula geb. Eichner, 6.6.1923 – 4.2.1995
verh. mit
Joseph Thul, geb. 6.3.1923

Otto Eichner, 2.6.1927-28.12.1993
verh. am 25.10.1952 mit
Hermine geb. Regitz, geb. 5.4.1931

3. Generation

Kinder von Ursula und Joseph Thul

Ricarda Thul, geb. 31.9.1949

Winfried Thul, geb. 12.10.1952

Christoph Thul, geb. 2.2.55

Kinder von Otto und Hermine Eichner

Martin Eichner, geb. 29.7.1954

Andrea geb. Eichner, geb. 21.4.1959
verh. 1982 mit
Christian Plischke, geb. 9.10.1944

4. Generation

Kinder von Andrea und Christian Plischke

Caroline Plischke, geb. 27.6.1983
Monika Plischke, geb. 24.8.1990

Familie Heinrich und Klara Welsch

Vorfahren

Die Vorfahren in der Linie Fey sind oben dargestellt.

Die Familie Welsch gehört zu den alteingesessenen Kirkeler Familien, die schon 1776 in den Einwohnerlisten des Dorfes genannt werden.

Heinrich Welsch (1891-1982) hat sich allein schon deshalb um alle Familienmitglieder meiner Generation verdient gemacht, weil er als Bürgermeister von Kirkel 1936/37 das Freibad gebaut hat, in dem wir viele Jahre lang einen guten Teil unserer Sommerferien verbracht haben.

1. Generation

Heinrich Welsch, 10.7.1891 – 16.7.1982, Kaufmann und Bürgermeister
verh. mit
Klara, geb. Fey 5.9.1891 – 31.1.1986

2. Generation

Wilhelm Schwartz 25.2.1913 – 29.6.1992, Maschinenschlosser
verh. mit
Elisabeth, geb. Welsch, geb. 15.5.1912

3. Generation

Gerhard Schwartz, geb. 19.1.1940, Realschullehrer
verh. mit
Beate geb. Naumann, geb. 9.12.1943, Gewerbestudienrätin

Günther Brill, geb. 16.3.1943, Elektroingenieur
verh. mit
Rita geb. Schwartz, geb. 8.3.1944, Realschullehrerin

4. Generation

Kinder von Gerhard und Beate Schwartz

Henning Schwartz, geb. 10.1.1978, Forstwirt
verh. mit
Verena, geb. 2.10.1979, Bürokauffrau

Kinder von Günther und Rita Brill

Anne Brill, geb. 30.11.1977, Erzieherin

Steffi Brill, geb. 23.10.1979, Krankenschwester

Familie Fritz und Pauline Schipper

Vorfahren

„Die Wiege der Schipperei steht auf der Krummhörn“, sagt mein Vetter Reemt Schipper. Die Krummhörn, „das Herz Ostfrieslands“, ist eine Landschaft im heutigen Landkreis Aurich, deren Dörfer und Äcker seit über tausend Jahren durch Wurten und Deiche der Nordsee abgewonnen wurden. Der Hauptort der Krummhörn ist die Stadt gleichen Namens.

Die ersten bekannten Vorfahren der Schippers stammen aus Orten, die heute Ortsteile von Krummhörn sind. Peter Symens Schipper (1700-1765) stammt aus Schoonorth, das um 1603 entstanden ist, als holländische Einwanderer den Schoonorther Polder eindeichten. Seine Frau Heilke, geb. Reemts, stammt aus Groothusen, einem Wurtendorf, das seit 800 nachgewiesen und einer der ältesten Orte in der Krummhörn ist. Ihr Sohn Neeske Jakobs Schipper (geb. 18.6.1742) zog in das benachbarte Wundel (heute ein Ortsteil in der Samtgemeinde Brookmerland), das schon im 16. Jahrhundert eingedeicht worden war.

Die Schippers waren damals Mennoniten, was wohl auf ihre geographische Herkunft schließen lässt, denn die Mennoniten, (benannt nach Menno Simons, 1496-1561), sind ein Zweig der reformatorischen Täuferbewegung, der um 1520 im holländischen Westfriesland entstanden ist. Fleißige amerikanische Familienforscher haben eine ganze Reihe von mennonitischen Schippers gefunden, die im 16. und 17. Jahrhundert aus Holland in alle Welt ausgewandert sind, auch nach Ostfriesland. Dort gibt es heute noch die beiden ältesten deutschen Mennonitengemeinden; die in Emden wurde 1530, die in Norden 1556 gegründet.

In der nächsten Schipper-Generation geriet Freerk Siefken Schipper (geb. 23.12.1790 in Wundel – gest. 4.11.1875 in Neuharlingersiel) in die Turbulenzen der napoleonischen Kriege. Nachdem Frankreich 1806 Ostfriesland besetzt und es bald danach als „Département de l’ Ems-Occidental“ in das napoleonische Kaiserreich eingegliedert hatte, wurde auch der knapp zwanzigjährige Freerk Siefken Schipper zwangsrekrutiert. Er diente als Kanonier bei Küstenbatterien zwischen Groningen und Cherbourg und war 1814 mit der französischen Armee auch vor Brienne und Paris in den letzten Schlachten gegen die Preußen dabei. Nach der französischen Kapitulation haben die Preußen ihn gleich wieder eingezogen und so kam er erst im Februar 1816 nach Hause, immerhin als königlich-preußischer Unteroffizier. Dort hat er 1833 Charlotte Janssen aus Harlingersiel geheiratet. Von seinen Abenteuern in französischem und preußischem Dienst wissen wir aus seinen anschaulichen Briefen, die auszugsweise im „Ostfreesland-Kalender“, Norden, 1992, abgedruckt wurden und auch im Internet zu finden sind.

Sein Sohn Reemt Schipper (geb. 3.6.1834 in Wundel, gest. 23.4.1888 in Groß Strückhausen) zog über die Grenze ins Oldenburgische, in einen kleinen Bauernort namens Groß Strückhausen, der heute zur Gemeinde Övelgönne

gehört. Er war verheiratet mit Sophie, geb. Tiarks (gest. 1881).

Reemt und Sophie Schipper sind die Eltern des späteren evangelisch-lutherischen Pastors Fritz Schipper in Bad Zwischenahn, der nach seiner Ausbildung vorübergehend als Hauslehrer bei einem Pfarrer in Elversberg tätig war, dort 1903 meine Großtante Pauline Fritze geheiratet und damit die Verbindung zu den saarländischen Familie hergestellt hat.

Der Pastor Fritz Schipper war der Nachkomme einer bäuerlichen Dynastie von „Hausmännern“, (was nach altem friesischen Recht einen „freien Bauern auf eigenem Hof“ bezeichnet), und er gründete eine Art Pastorendynastie. Unter seinen Nachkommen sind wenigstens zwei Söhne, ein Enkel und drei Urenkel Pastoren geworden, mit Heiko und Barbara Schipper gibt es erstmals ein Pfarrersehepaar und mit dem Prof. Dr. theol. Bernd U. Schipper M. A. an der Universität Bremen erstmals einen Hochschultheologen in der Familie – von anderen beruflichen (Diakon, Kantor) und familären Verbindungen zu kirchlichen Kreisen ganz abgesehen.[2726]

1. Generation

Fritz Schipper, 14.3.1874-28.1.1961, Pastor
verh. am 8.10.1903 in Elversberg mit
Pauline Marie geb. Fritze 4.5.1876 – 17.4.1956

2. Generation

Paul Schipper, 20.8.1904 – 20.2.1945, vermisst, Pastor
verh. am 17.4.1934 mit
Hanna geb. Schütte 6.8.1909 – 21.7.1992

Else Schipper, geb. 28.1.1906 - 22.3.2006

Gertrud Schipper, 22.3.1907 – 20.2.1981, Krankenschwester

Johannes, genannt Hans, Schipper 11.1.1909 – 17.9.1969, Landwirt in Ostrittrum
verh. am 24.8.1945 mit
Marga geb. Bruns, geb. 30.5.1913

Fritz Schipper, 1.3.1910 – 7.5.1945, gefallen in Polen, Pastor
verh. am 17.4.1936 mit
Ruth geb. Chemnitz, 16.5.1913 - 6.7.1993

[2726] Für den nicht-friesischen Teil der Familie hier die Übersetzung einiger Schipper-Vornamen: Freerk = Friedrich, Reemt = Raimund, Heiko = Heinrich, Neeske = Nikolaus, Symens = Simon, Tammo = Thankmar, Fokko = Kurzform für „Volk“. Der im Saarland unbekannte Familienname Tiarks ist in Ostfriesland nicht selten.

Wilhelm Schipper, 11.11.1911 - Ingenieur
verh. am 30.5.1939 mit
Lucie geb. Schreiber, 25.9.1917 – 1.3.1985

Walter Schipper, 12.12.1916 –17.4.1923

3. Generation

Kinder von Paul und Hanna Schipper

Reemt Schipper, geb. 11.3.1935, Diakon
verh. am 1.12.1962
Ursula geb. Gögelein, geb. 12.1.1938

Tammo Schipper, geb. 14.9.1936, Gewerbeoberstudienrat
verh. am 16.8.1963 mit
Barbara geb. Danckwerts, geb. 5.11.1936

Karsten Schipper, geb. 27.9.1939, Musiklehrer
seit 1988 mit
Gitta Hasanova, geb. 2.5.1947

Fokko Schipper, geb. 10.5.1942, Organist und Kreiskantor
verh. am 31.3.1967 mit
Ortrud geb. Staude, geb. 2.8.1942, Organistin

Kinder von Johannes und Marga Schipper

Magret geb. Schipper, geb. 27.4.1948, Lehrerin
verh. am 7.3.1969 mit
Gerhard Hübner, geb. 7.2.1946 – 6.10.1984, Arzt

Jan Lüdeke Schipper, geb. 18.7.1951 – 16.4.1990
seit 1980 mit
Bärbel Jankrift

Kinder von Fritz und Ruth Schipper

Jürgen Schipper, geb. 23.12.1937, Pastor
verh. 1. am 28.9.1967 mit
Martina geb. Ahne, geb. 3.11.1945
verh. 2. am 24.9.1977
mit Carola geb. Schrader, geb. 4.12.1949
verh. 3. am 31.10.1986
mit Christa geb. Köster, geb. 25.12.1947

Bärbel geb. Schipper 9.6.1939, Gerichtsmedizinerin
verh. am 9.6.1965 / geschieden
Werner Wilhelm Kühnholz, geb. 17.12.1938, Pastor

Kinder von Wilhelm und Lucie Schipper

Elke geb. Schipper, geb. 17.12.1941
verh. am 11.11.1961 mit
Kurt Böttner, geb. 1.10.1934

4. Generation

Kinder von Reemt und Ursula Schipper

Heiko Schipper, geb. 8.10.1963, Pastor
verh. am 2.9.1989 mit
Barbara geb. Hanusa, geb. 17.1.1966, Pastorin

Bernd Schipper, geb.10.6.1968, Prof. Dr. theol.
verh. 3.7.1993 – 27.9.2000 mit
Angelika geb. Zädow, geb. 27.11.1967

Kinder von Tammo und Barbara Schipper

Insa Schipper, geb. 11.6.1964

Heimo Schipper, geb. 16.1.1967

Torben Schipper, geb. 5.1.1970

Kinder von Fokko und Ortrud Schipper

Ingo Schipper, geb. 5.3.1968

Marten Schipper, geb. 29.11.1969

Arne Schipper, geb. 29.5.1972, Pastor

Maike Schipper, geb. 21.10.1981

Kinder von Magret und Gerhart Hübner

Katharina Hübner, geb. 17.10.1980

Gesche-Margarete Hübner, geb. 22.1.1982

Kinder von Jürgen und Martina Schipper

Sebastian Jakob Schipper, geb. 8.5.1968

Kinder von Bärbel und Werner Wilhelm Kühnholz

Miriam Katinka Kühnholz, geb. 4.7.1966

Sören Itzing Kühnholz, geb. 27.12.1968

Olof Anselm Kühnholz, geb. 5.3.1970

Kinder von Elke und Kurt Böttner

Roman Böttner, geb. 6.5.1962

Heike Böttner, geb. 1.9.1964

5. Generation

Kinder von Heiko und Barbara Schipper

Ann-Kristin Jana Schipper, geb. 27.12.1994

Mareike Schipper, geb. 22.11.1996

Bemerkungen zu den Quellen, der Abschrift und der Zitierweise

Im Nachlass meiner Mutter Elsbeth Berwanger befinden sich neben einigen tausend Briefen zahlreiche Tagebücher, Termin- und Jahreskalender, sonstige Aufzeichnungen verschiedener Familienmitglieder sowie Dokumente und andere Unterlagen von dem Jahr 1600 (Kirchenbuchauszug) bis 2003.[2727] Für den vorliegenden Text habe ich aus Gründen, die ich im Vorwort angedeutet habe, im wesentlichen nur Aufzeichnungen vom 1932 bis etwa 1951 ausgewählt, abgeschrieben und annotiert. Die früheren Texte habe ich durchgesehen, die späteren bei dem Sortieren der Papiere allenfalls flüchtig und stichprobenartig zur Kenntnis genommen.

Quellen

BDM-Terminkalender von Elsbeth Berwanger

Aus der BDM-Zeit von Elsbeth Fritze sind die Jahreskalender 1935, 1936 und 1937 erhalten, in denen sie ganz geschäftsmäßig alle dienstlichen und einige private Termine notiert hat. Weil sie einen Eindruck von dem Arbeitsalltag meiner Mutter als BDM-Führerin vermitteln, habe ich fast alle Einträge in die Abschrift übernommen.[2728]

Tagebücher von Elsbeth Berwanger

Das Tagebuch von Elsbeth Berwanger aus dem Jahr 1939 ist ein kleiner Taschenkalender. Die Einträge beginnen zwar am 3.7.1939, sind aber bis etwa Mitte September 1939 offensichtlich rekonstruiert und auch viele spätere Einträge sind erst Tage oder Wochen nach dem jeweiligen Datum angefertigt worden. Das Tagebuch 1940-1943 ist ein liniertes Notizbuch, in dem einige Einträge zeitnah gemacht und andere später nachgetragen wurden. Ab 1941 gibt es sowohl Einträge für bestimmte Tage als auch kurze Zusammenfassungen für

---

[2727] Ich habe in einem “Archivregister“, das nach Abschluss dieser Arbeit zum Nachlass kommt, die einzelnen Texte mit Fundort aufgelistet.

[2728] Die Jahreskalender wurden herausgegeben von der Reichsjugendführung der HJ und unterscheiden sich auf den ersten Blick wenig von Jahreskalendern, wie sie heute noch bei vielen Organisationen, z. B. den Pfadfindern, üblich sind: grüner Leineneinband, 220-250 Seiten dick, etwa DIN A6-Format. Sie enthalten neben den Terminspalten kleine Text- und Bildbeiträge (Wanderlieder, Artikelchen über Pflanzen, Vögel und Tierspuren im Schnee, dazu Bastelanleitungen und Fotos von Landschaften und Tieren sowie Kalenderweisheiten von Schiller, Goethe etc.) Dass es ein BDM-Kalender ist erkennt man vor allem an den Fotos, die BDM-Mädel beim Sport, im Zeltlager, auf Wanderungen etc. zeigen, an ein oder zwei Hitler-Bildern pro Jahr (in staatsmännischer Pose oder im Kreis strahlender BDM-Mädchen), einem Artikelchen über germanische Runen und ähnlichem. Erst auf den zweiten Blick kriegt man eine Gänsehaut. Adolf Hitler wird zitiert mit Sprüchen wie „Die deutsche Jugend wird dereinst entweder der Bauherr eines neuen völkischen Staates sein, oder sie wird als letzter Zeuge den völligen Zusammenbruch erleben“, und ein in normalen Zeiten harmloser pfälzischer Heimatdichter namens Kurt Kölsch, damals Gaukulturwart im Gau Westmark, hat dazu den passenden Vers gereimt: „Wir wissen zu leben, wir wissen zu sterben, / wir können alle am Wege verderben.“

jeweils einen Monat. Der letzte Eintrag stammt vom 26.3.1943. Ich habe den Text vollständig in die Abschrift übernommen

Tagebuch von Emilie Fritze

Das Tagebuch von Emilie Fritze ist eine kleines liniertes Notizheft mit einem Jahreskalender für 1939 und 1940 im Umschlag. Das Heftchen ist überwiegend mit Bleistift geschrieben, fast ohne Absätze, bisweilen sogar ohne eine neue Zeile bei einem neuen Datum. Die meisten Eintragungen sind zeitnahe Vermerke, andere wurden nachträglich gemacht, die Daten sind manchmal nicht ganz korrekt. Auf den Innenseiten der Buchdeckel sind zahlreiche Adressen von Verwandten und Bekannten aus der Zeit der Evakuierung notiert. Ich habe das Tagebuch sowie einige andere tagebuchartige Aufzeichnungen meiner Großmutter vollständig in die Abschrift übernommen.

Gästebuch der Familie Berwanger

Das Gästebuchs der Familie Berwanger ist etwa 25 x 29 cm groß, gebunden, mit unlinierten Seiten. In friedlichen Zeiten sind die Eintragungen nicht viel mehr als der übliche Dank für eine freundliche Bewirtung, während der Kriegs- und Nachkriegszeit haben viele Besucher das Gästebuch aber als eine Art Familienchronik behandelt und ausführlich – besonders Kurt Fritze und Elsbeth Berwanger – über ihre eigenen Erlebnisse und die der Familie berichtet. Ich habe alle familiengeschichtlich interessanten Einträge, etwa 80 Prozent des Textes, in die Abschrift aufgenommen.

Kriegschronik von Ed Berwanger

Mein Vater hat mit seiner „Kriegschronik“ erst Ende Februar 1940 begonnen, alle Eintragungen über Ereignisse bis zum März 1940 sind nachträglich gemacht worden. Der letzte Eintrag in der Kriegschronik stammt vom 16.5.1940, danach hat Ed Berwanger nur noch vom 23.5. bis zum 6.6.1940 Notizen mit Stichworten für eine spätere Ausarbeitung gemacht.[2729]

Die Aufmachung der Kriegschronik mit Widmung, Hitler-Zitaten, Zeichnungen und Fotos zeigen, ebenso wie der Stil der Darstellung, dass Ed Berwanger kein privates Tagebuch, sondern eine Chronik schreiben wollte, die zumindest der Familie und den Freunden vom deutschen Endsieg und Ed Berwangers Beitrag dazu berichten sollte. Über den familiären Kreis hinaus scheint er auch eine etwas größere Öffentlichkeit im Auge gehabt zu haben, denn seine Frau schickte am 15.6.1941 (Nachlass Mappe 42) an den Nationalsozialistischen Lehrerbund die Abschrift von einem Kriegschronik-Eintrag und von zwei Briefen mit der Bemerkung „Ich weiß, daß mein Mann die beigefügten Berichte einsenden wollte und tue es nun an seiner Stelle.“[2730] Ich habe die Kriegschronik

[2729] Als das JG 53 nach Frankreich verlegt wurde, hat Ed Berwanger seine Kriegschronik, zusammen mit anderen persönlichen Dingen, bei seiner Mutter in Kreuznach zurückgelassen. Die Notizen stehen auf der Rückseite eines Formularblocks für „Beanstandungs-Meldung des Flugzeugführers Nr. ...“ (Format DIN A 6) Die Bleistiftschrift ist im allgemeinen sehr flüchtig und nicht immer eindeutig lesbar. Er verwendet viele Abkürzungen, die ich, soweit möglich, aufgelöst habe. (Nachlass Mappe 44)

[2730] Es handelt sich um den Kriegschronik-Eintrag vom 12.5.1940, in dem die Verleihung des

vollständig und die Notizzettel auszugsweise in die Abschrift aufgenommen.

Der Briefwechsel zwischen Ed und Elsbeth Berwanger

Ed Berwanger und Elsbeth Fritze haben sich Ende 1935 kennen gelernt, mein Vater ist im August 1940 gefallen. Da sie nicht nur bis zu ihrer Heirat im August 1937 in verschiedenen Städten (St. Ingbert bzw. Neustadt / W.) gewohnt haben, sondern auch während der Reserveübungen meines Vaters und seit Kriegsbeginn getrennt waren, haben sie von den vier Jahre und acht Monate, die sie einander kannten, nur etwa ein Jahr und acht Monate unter einem Dach gelebt. Wenn sie getrennt waren, schrieben sie wenigstens einen „Sonntagsbrief“ in der Woche und sehr viel mehr, wenn ihnen in jungen Jahren das Herz überging oder im Krieg schwer wurde. Ich habe die rund 600 Briefe und Karten, die meine Eltern einander geschrieben haben, nur mit geringen Auslassungen (wegen Wiederholungen u.ä.) in die Abschrift aufgenommen. Einige Briefe und Karten scheinen verloren gegangen zu sein, ich glaube aber nicht, dass es mehr als ein Dutzend sind.

Tagebuch von Heinz Peters im Kriegsgefangenenlager Attichy

Heinz Peters hat während der Kriegsgefangenschaft in kleinen Heften, auf Zetteln und Toilettenpapier in kleinster Schrift Notizen angefertigt über seine Gefangennahme und die Zeit in dem P.O.W.-Camp Attichy. Der erste Eintrag ist auf den 15.4.1945 datiert, der letzte auf den 13.11.1945. Die ersten Einträge sind rekonstruiert, die folgenden überwiegend zeitnah angefertigt. Gerta Peters hat bis zum Oktober 2006 einen Teil dieser Texte abgeschrieben, ich habe davon und aus den schwer lesbaren Originalen nur einige Passagen notiert und hier eingefügt.

Unterlagen aus dem Nachlass von Ruth und Werner Reißmann

Ivo Reißmann hat mir freundlicherweise aus dem (noch ungeordneten) Nachlass seiner Eltern rund 360 Fotokopien und zwei Dutzend Fotos zur Verfügung gestellt. Etwa 110 Blatt sind Kopien von Dokumenten[2731] und maschinenschriftlichen Texten, etwa 250 Blatt sind Kopien der Tagebücher, die Werner Reißmann während des Krieges geführt hat. Die Tagebücher hatten Taschenformat, weshalb jede fotokopierte Seite in der Regel zwei Tagebuchseiten wiedergibt, insgesamt etwa 480 Tagebuchseiten, die sich auf die Zeiträume Mai - Dezember 1940, April - Dezember 1941 und Januar 1943 bis Juni 1945 beziehen.

Die Tagebücher (die von Werner Reißmann selbst auf den Titelblättern so genannt werden) sind weniger Tagebücher als Merkhefte sowohl für den täglichen Dienstbetrieb wie für eine spätere Ausarbeitung. Die sehr regelmäßigen,

---

EK II beschrieben wird sowie um Ed Berwangers Briefe vom 27.5. und 13.8.1940, in denen es um die Abschüsse von einer Bristol-Blenheim bzw. von zwei Spitfires geht.

[2731] Unter den Dokumenten findet sich auch ein knapper handschriftlicher Lebenslauf aus dem Jahr 1956, vermutlich nur ein Entwurf, denn er weißt neben Durchstreichungen und Verbesserungen auch einige Flüchtigkeitsfehler auf. Ich zitiere ihn gelegentlich in den Fußnoten.

oft täglichen Eintragungen beziehen sich auf Daten, Termine und Abläufe des Dienstbetriebs wie der Kampfeinsätze, und werden durch zahlreiche, teils sorgfältig ausgearbeitete militärische Lagekarten ergänzt, sie setzten aber eine sehr detaillierte Kenntnis der jeweiligen Situation voraus um in allen Punkten verständlich zu sein. Außerdem enthalten sie Notizen über private Erlebnisse, allgemeinpolitische Ereignisse, Schilderungen von Land und Leuten, Betrachtungen über die strategische Lage und ähnliches, sie dienten aber auch als Notizheft für Namen und Adressen der Familie und Kameraden. (Sogar eine Liste der Familiengeburtstage ist zu finden.) Die Tagebücher sind handschriftlich abgefasst, teils in Tinte, ganz überwiegend aber mit Bleistift. Die meisten Einträge wurden offensichtlich zeitnah niedergeschrieben, die Schrift ist (besonders bei Eintragungen unter Zeitdruck und unterwegs) oft flüchtig und schwer lesbar. Ich habe den vielfach nur stichwortartig hingeworfenen Text sprachlich geglättet und einige faktische wie stilistische Flüchtigkeitsfehler stillschweigend korrigiert, viele militärische und private Abkürzungen konnte ich aber nicht entschlüsseln.

Ich habe alle Fotokopien durchgesehen, im wesentlichen aber nur solche Daten, Bemerkungen und Einträge exzerpiert und chronologisch eingeordnet, die zur Ergänzung oder Illustration der Vorgänge dienen können, die im wesentlichen auch in Werner Reißmanns Briefen angesprochen werden. (Eine umfassender Edition dieser und der vielen anderen Dokumente, die sich noch im Nachlass von Ruth und Werner Reißmann finden, überlasse ich deren Kinder und Enkel. Verstanden, Jonas?)

Sonstige Briefe und Unterlagen aus der Familie

Fast alle Mitglieder der Familie Fritze, einschließlich der meisten Anverwandten, waren fleißige Briefschreiber, Kurt Fritze, Ruth Reißmann und meine Großmutter Emilie Fritze haben sich dabei besonders hervorgetan. Die Familienbriefe aus der Zeit von 1932 bis 1951 habe ich alle durchgesehen und wenigstens auszugsweise abgeschrieben.[2732]

Außerdem haben mir während der letzten Jahre andere Mitglieder der Familie mehr oder weniger umfangreiche Unterlagen (Kopien oder Abschriften von Briefen etc) zur Verfügung gestellt oder mir die Möglichkeit gegeben, mir aus den jeweiligen Papieren Notizen zu machen. Schließlich haben zahlreiche Familienmitglieder, vor allem meine in dieser und jeder anderen Hinsicht unvergleichliche Tante Gerta Peters, mir aus der Erinnerung mit Fakten, Einschätzungen und Anekdoten weitergeholfen.[2733]

[2732] Leider sind viele Briefe, die meine Mutter erreicht haben, im Nachlass nicht erhalten, weil es üblich war, Briefe innerhalb der Familie weiterzugeben. Zum Beispiel haben die Töchter und Schwiegersöhne oft sehr ausführlich an ihre Eltern bzw. Schwiegereltern Albert und Emilie Fritze geschrieben, wobei der Brief zugleich, wie stets erwähnt wird, auch für Elsbeth Berwanger bestimmt waren. Meine Mutter hat sie gelesen, darauf auch in ihren eigenen Briefen Bezug genommen, die Originale aber leider an ihre Eltern zurückgegeben, deren Nachlass, soweit ich weiß, aber verloren gegangen ist.

[2733] Ich erwähne die mir zur Verfügung gestellten Texte und Erinnerungen von Fall zu Fall in den Fußnoten. Sie liegen in Kopie, ebenso wie meine Notizen, die ich bei Durchsicht der „Familienarchive“ und auf Grund mündlicher Mitteilungen gemacht habe, bei dem Nachlass meiner Mutter.

Ich will hier ausdrücklich darauf hinweisen, dass ich NICHT die Absicht hatte oder habe, der Herausgeber aller Familienarchive oder gar der Geschichtsschreiber der Großfamilie zu werden. In den vorliegenden Text habe ich aus diesem Material deshalb nur Passagen oder Daten aufgenommen, die die Texte aus dem Nachlass meiner Mutter ergänzen oder erklären.

Sonstige Dokumente, Unterlagen und Kuriositäten

Jenseits der Briefschaften, Tagebücher und Dokumente ist der Nachlass meiner Mutter ein Wunder- und Kuriositätenkabinett, in dem man die merkwürdigsten Dinge findet.

Ein Amateur-Familienforscher namens Jacob Berwanger hat meinem Vater in den 1920er Jahren in Kopie über hundert Blatt an Abschriften und Korrespondenzen über die pfälzische Geschichte der Familie überlassen, wobei ihn insbesondere die erhoffte adelige Herkunft unserer Familie faszinierte. Eine amerikanische Familienforscherin namens Mary C. Berwanger hat meiner Mutter in den 1990er Jahren Fotokopien und Computerausdrucke zugeschickt, die bis zu unserem Vorfahren Jona Berwanger reichen, der 1600 in dem Tiroler Bergdorf Berwang gelebt hat, und von Emilie Fritze haben wir Kopien der Verträge über den Abstäber Hof in Kirkel von 1806, 1807, 1876, 1879 und 1884. Ich habe das alles bislang nur flüchtig durchgesehen, komme aber vielleicht - vielleicht! - später noch einmal darauf zurück.

Unter den Ausweisen findet man den Reisepass meines Urgroßvaters Johann Berwanger von 1875 und seinen Militärpass von 1880, die königlich-bayerische Radfahrkarte meiner Großmutter Emilie Ries von 1909, den Haushaltsausweis Nr. 567 „für den Bezug nicht bezugsbeschränkter verknappter Waren“ meines Großvater Albert Fritze von 1942 ebenso wie seinen „Épurationsbescheid“ von 1946. Von meinem Vater Ed Berwanger gibt es unter anderem die Bestallung zum katholischen Religionslehrer (Missio Canonica) von 1930, das NSDAP-Parteibuch, den Führerschein Klasse Eins und das Flugbuch für Segelflieger, alle von 1933, den Führer-Ausweis HJ des Saargebietes und einen Reisepass, beide von 1934, sowie seinen Wehrpass von 1936. Von Elsbeth Berwanger gibt es unter anderem den Personal-Ausweis von 1925, einen Führerausweis für den BDM i. d. HJ des Saargebietes von 1934, ihr NSDAP-Parteibuch von 1942, eine Bescheinigung über die totale Ausbombung in Neustadt von 1945, einen Jugendherbergswerksausweis (Erwachsene) von 1952 und einen Reisepass von 1971 mit Sichtvermerken unter anderem aus der DDR, Kenya, England, Oman, Polen, Malaysia, Singapur und Hongkong.

An Abzeichen und Orden finden sich zwei Eiserne Kreuze, zwei NSDAP-Parteiabzeichen, mehrere HJ-Sportleistungsabzeichen, ein DLRG-Abzeichen und ein kleiner Ring, den mein Vater 1940 meiner Mutter geschenkt hat, sowie, seit 2003, der im Lauf von 66 Jahren ganz dünn gewordene Ehering meiner Mutter. Auch Blumen und Haarlocken der Kinder, die den Briefen von Ed und Elsbeth Berwanger beilagen, sind erhalten.

Es gibt eine Karte des Saargebietes von 1921, ein Messtischblatt St. Ingbert von 1929, eine Relief-Karte vom Kleinen Walsertal aus dem Skiurlaub meiner Mutter von 1937 und eine Karte des Gaus Westmark von 1941. Es gibt einzelne Originale der von meinem Urgroßvater Ries herausgegebenen „Homburger Zeitung“ von 1899 und einige die Familien bettreffenden Zeitungsausschnitte.

Mein Bruder Gunter und ich haben 2004 den Nachlass ergänzt um Karten, Fotos und sonstiges Material über die Flandernschlacht 1914, in der mein Großvater Berwanger bei dem Angriff auf Schloss Palingbeek gefallen ist. 2005 kam ein kleines Fotoalbum über Selzeck dazu und in der Mappe 99 finden sich in Kopie verschiedene Unterlagen, die mir aus der Familie zur Verfügung gestellt wurden. Der familiengeschichtliche Sammeltrieb scheint erblich zu sein.

In den vorliegenden Text sind die Urkunden und Ausweise nur insoweit eingegangen, wie sie bei der Skizzierung von Biographien und ähnlichem weiterhelfen konnten.

Abschrift

Die Briefe sind mit ganz wenigen Ausnahmen handschriftlich abgefasst, anfangs meistens in „deutscher“, später in lateinischer Schrift, meistens aber in einer Privatmischung beider Schriftarten. Die meisten Texte sind mit einiger Übung gut lesbar, schwierig waren nur einige Eigennamen von Orten und Personen, die ich nicht aus einem anderen Zusammenhang kannte. Das ein oder andere werde ich trotzdem missverstanden oder versehentlich falsch abgeschrieben haben, im Großen und Ganzen dürfte das aber, hoffe ich, nicht ins Gewicht fallen.

Die Zeichensetzung ist oft erratisch, ich habe sie, ebenso wie gelegentliche Schreibfehler, nur dort stillschweigend korrigiert, wo sie die Lesbarkeit beeinträchtigt hätten. Die alte Orthographie habe ich in der Regel beibehalten.

Die Datierung habe ich zur besseren Verständlichkeit (und zur besseren Nutzung der Suchfunktion im Computer) vereinheitlicht - zum Beispiel „1.10.1940“ statt „1. Okt. 40“ und ähnliches. Gleiches gilt für Währungsangaben, bei denen ich „Reichsmark“, „RM“, „Mark“ oder „M“ zu „RM“ vereinheitlicht habe, entsprechendes gilt für „DM“.

Fettschriften und die meisten Absätze habe ich zur besseren Orientierung eingefügt. Unterstreichungen stammen, soweit nicht anders vermerkt, aus dem Original, Pünktchen markieren Auslassungen.

In der Abschrift habe ich eigenen Texte, etwa bei der Einführung zu den jeweiligen Kapiteln, *kursiv* gesetzt, kurze Texterklärungen oder Ergänzungen stehen in [eckigen] Klammern, längere Anmerkungen und Querverweise stehen in den Fußnoten oder, falls die Anmerkung für eine Fußnote zu lang wäre, im Anhang.

Häufig vorkommende Namen, familiäre Bezeichnungen oder Orte habe ich nicht immer wieder in den Fußnoten erklärt, sondern im Anhang Nr. 4.04 zusammengestellt, gleiches gilt für die Sekundärliteratur (Anhang Nr. 4.03), die

ich, wenn überhaupt, in den Fußnoten meistens nur mit einem Kurztitel zitiere.

Auslassungen

Weil es dazu aus dem Kreis meiner freundlichen Leser (der ersten Teildrucke dieses Textes) Rückfragen gegeben hat, noch eine Bemerkung zu den Auslassung bei der Abschrift:

Ich habe bei der Abschrift nur ausgelassen, was mir redundant, unerheblich oder langweilig erschien und/oder den ohnehin langen Textes ohne Not noch länger gemacht hätte. Ob ich dabei die richtige Auswahl getroffen habe, kann überprüfen, wer Lust und Zeit hat, den Nachlass durchzuarbeiten. Er wird demnächst wieder bei meinem Bruder Gunter in dem kleinen Schrank liegen, in dem er immer gelegen hat.

In keinem Fall habe ich bei der Abschrift Textstellen ausgelassen, weil die darin mitgeteilten Tatsachen oder Meinungen mir indiskret, peinlich, falsch oder politisch unkorrekt erschienen sind oder geeignet sein könnten, dem guten Ruf der Familie oder eines Familienmitgliedes zu schaden. Das ist mir leicht gefallen, weil grob unerfreuliche oder peinliche Passagen im Nachlass nicht vorkommen, die in Frage stehenden Ereignisse mehr als ein halbes Jahrhundert zurück liegen und alle Texte nach der Intention der Verfasser und der Form der Überlieferung von Anfang an zumindest „familienöffentlich“ waren. Die Beachtung der Regel, dass man „en présence des enfants“ bestimmte Themen nicht erörtert, schien mir bei meinen grauhaarigen Brüder, Basen und Vettern auch nicht mehr zwingend zu sein.

Zitierweise in den Anmerkungen und Anhängen

Alle in den Fußnoten und Anhängen in Anführungszeichen gesetzten Texte sind Zitate aus der einschlägigen Literatur. Ich habe aus Gründen der Lesbarkeit und aus Bequemlichkeit die Quellen oft nicht angegeben, sie sind aber in der Bibliographie (Anhang Nr. 4.03) aufgeführt. Alle Zitate stammen aus Veröffentlichungen, die nach meinem besten Wissen, den jeweils letzten Stand der Erkenntnis wiedergeben. Im übrigen gilt die Beweisregel der Kadettenanstalten, in deren Mathematikunterricht der Satz des Pythagoras (angeblich?) vorgestellt wurde mit der Bemerkung: „In bürgerlichen Schulen wird so etwas bewiesen, bei uns genügt Ehrenwort.“

4.02*

„OKW-Bericht“ und „Meldungen aus dem Reich“

Ich zitiere in den Anmerkungen häufig zwei Werke - den „OKW-Bericht“ und die „Meldungen aus dem Reich“[2734] - die keinen Anspruch auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit erheben können, die aber den großen Vorzug haben, ziemlich genau wiederzugeben, was die deutsche Öffentlichkeit, und damit auch meine Familie, über den Kriegsverlauf wusste, und wie sie darauf reagierte. Ich will ihre Entstehungs- und Wirkungsgeschichte deshalb kurz beschreiben.

Der OKW-Bericht

Der „Wehrmachtsbericht“, umgangssprachlich und in den Fußnoten meistens „OKW-Bericht“ genannt, wurde vom 1.9.1939 bis zum 9.5.1945 täglich von der Abteilung Wehrmachtspropaganda des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) herausgegeben und um die Mittagszeit im Radio angekündigt mit den Worten „Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt“. „Sondermeldungen“ wurden im Radio zwischen den normalen Nachrichtenterminen mit Fanfarenstößen angekündigt. In allen folgenden Nachrichtensendungen wurde der OKW-Bericht ganz oder teilweise wiederholt und am nächsten Tag in der Presse nachgedruckt. Alle sonstigen Berichte, Reportagen und Kommentare orientierten sich an den Fakten, Schwerpunkten, Einschätzungen und Tonlagen des OKW-Berichts. Er war, mit anderen Worten, der Kern dessen, was die deutsche Bevölkerung über den Kriegsverlauf wusste, und man kann davon ausgehen, dass praktisch jeder Deutsche ihn täglich zur Kenntnis genommen hat. Während die Familien oft lange auf die nächsten Feldpostbriefe ihrer Männer und Söhne warten mussten, war er die wichtigste Informationsquelle über die Entwicklung an den Fronten, an denen sie im Einsatz waren.

Die OKW-Berichte galten bei der Bevölkerung wegen ihres im allgemeinen militärisch-nüchternen Stils als relativ zuverlässig, tatsächlich sah das OKW in ihnen aber von Anfang an „ein Führungsmittel nach innen und eine Waffe in Angriff und Abwehr nach außen.“ Die Endfassung der Texte wurde in den ersten Kriegsjahren von Hitler selbst genehmigt und gelegentlich sogar redigiert.

Politisch waren die ersten Zeilen der ersten Meldung vom 1.9.1939 so verlogen wie alle folgenden: „Auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers hat die Wehrmacht den aktiven Schutz des Reiches übernommen. In Erfüllung ihres Auftrages, der polnischen Gewalt Einhalt zu gebieten, sind Truppen des deutschen Heeres heute früh über alle deutsch-polnische Grenzen zum Gegenangriff angetreten.“ Und am 2.5.1945 meldete der OKW-Bericht: „An der Spitze der heldenmütigen Verteidiger der Reichshauptstadt ist der Führer gefallen.“

Militärisch bauschten die Berichte die eigenen Erfolge auf und verschleierte Misserfolge, andere Falschmeldungen spiegeln aber auch nur den schlechten Informationsstand des OKW und seiner Nachrichtenabteilungen. Weil der

---

[2734] Beide liegen als Taschenbücher vor unter den Titeln „Oberkommando der Wehrmacht, Wehrmachtsberichte 1939 – 1945, 3. Bände, Köln 1989” und “Meldungen aus dem Reich 1938 – 1945. Die geheimen Lagerberichte des Sicherheitsdienstes der SS. 17 Bände und ein Registerband, 1984“.

OKW-Bericht trotzdem „ein breites, ziemlich vollständiges Bild“ bot, in dem zumindest alle Kriegsschauplätze und Waffengattungen erwähnt wurden, wurde er bis zum Kriegsende von der Bevölkerung aufmerksam verfolgt und kommentiert. Ganz unkritisch wurde er allerdings nie aufgenommen. Schon im Januar 1940 meldete der Sicherheitsdienst der SS, die Bevölkerung würde beunruhigt vermerken, dass einige Ereignisse, die sie selbst beobachten konnte - z. B. Abschüsse deutscher Jagdflugzeuge über Pirmasens - nicht gemeldet würden, und je öfter Urlauber aus eigener Erfahrungen von der Front berichten konnten, um so mehr verloren die OKW-Berichte an Glaubwürdigkeit. Gegen Kriegsende entwickelte sich das Zwischen-den-Zeilen-lesen zur hohen Kunst, etwa wenn man nur aus dem Verschwinden bestimmter Ortsangaben schließen konnte, das die Wehrmacht wieder einmal aus einem bestimmten Gebiet vertrieben worden war. (Ich nenne in den Fußnoten einige Beispiele.)

Trotzdem bestimmte der OKW-Bericht im wesentlichen das Bild, das nicht nur die Zivilbevölkerung, sondern auch die meisten Soldaten vom Kriegsverlauf hatten. Alle Mitglieder meiner Familie nehmen in ihren Briefen vielfach Bezug auf diese Meldungen.

Meldungen aus dem Reich

Während der „Wehrmachtsbericht“ für die Öffentlichkeit bestimmt war, standen nur die Spitzenleute von Partei und Regierung auf dem Verteiler der „geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS“, die unter dem Kurztitel „Meldungen aus dem Reich“ 1984 publiziert wurden und auch in den Fußnoten so genannt werden.

Die „Meldungen“ fassten die Einzelberichte der Mitarbeiter und etwa 30.000 „ehrenamtlichen Vertrauensleuten“ des Sicherheitsdienstes der SS aus dem ganzen Reich zusammen. Sie sollten „die Staatsführung in die Lage versetzen, die im Volke vorhandenen oder entstehenden Auffassung kennen zu lernen“. Die Qualität der Meldungen wechselte im Lauf der Jahre, in ihren besten Zeiten und besonders in den ersten Kriegsjahren, kamen sie aber einer modernen „Meinungsforschung“ so nahe, wie das unter den obwaltenden Umständen möglich war.

Über die Erhebungsmethoden gibt eine Arbeitsanweisung des SD-Leitabschnitts Stuttgart vom 12.10.1940 Auskunft: „Jeder V-Mann muss überall, in seiner Familie, seinem Freundes- und Bekanntenkreis und vor allem an seiner Arbeitsstätte jede Gelegenheit wahrnehmen, um durch Gespräche in unauffälliger Form die tatsächliche, stimmungsmäßige Auswirkung aller wichtigen außen- und innenpolitischen Vorgänge und Maßnahmen zu erfahren. Darüber hinaus bilden die Unterhaltungen der Volksgenossen in den Zügen (Arbeiterzügen), Straßenbahnen, in Geschäften, bei Friseuren, an Zeitungsständen, auf behördlichen Dienststellen (Lebensmittel- und Bezugsscheinstellen, Arbeitsämtern, Rathäusern usw.) auf Wochenmärkten, in den Lokal, in Betrieben und Kantinen aufschlussreiche Anhaltspunkte in reicher Fülle“.

Wie genau die „Meldungen“ das tatsächliche Meinungsbild der Bevölkerung widerspiegeln, kann man auch daran erkennen, dass die Meinungen und Vermutungen, die von meiner Familie - insoweit ganz und gar durchschnittliche

„Volksgenossen“ - in den Briefen geäußert werden, sich fast immer in den „Meldungen“ als die deutsche Mehrheitsmeinung finden lassen. Ich habe in einigen Fällen in den Fußnoten darauf hingewiesen.

Als ab 1943 die Stimmung in der Bevölkerung immer schlechter wurde und die Zweifel am „Endsieg“ wuchsen, wurden die Verfasser von Goebbels und anderen Parteiführern des Defaitismus bezichtigt, weshalb der Umfang und der Empfängerkreis der „Meldungen“ deutlich reduziert werden musste. Die Obernazis wollten nicht mehr wissen, was die Bevölkerung dachte.

4.03*

Bibliographie

Ich war bei der Durchsicht des Nachlasses verblüfft, was ich von den damaligen Begriffen und Ereignissen nicht verstanden oder gewusst habe. Einige meiner seither gewonnenen Erkenntnisse finden sich in den Fußnoten und Anhängen, andere nicht. Ich habe dafür die folgenden Titel durchgesehen oder (meistens) gezielt durchsucht. Die üblichen Lexika und Atlanten habe ich nicht aufgenommen, wichtige Internet-Quellen werden von Fall zu Fall in den Fußnoten genannt.

Abelshauser, Werner: Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945, München 2004

Alexander, Manfred: Kleine Geschichte Polens, 2003

Aly, Götz: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus, 2005

Aly, Götz (Hrsg.): Volkes Stimme. Skepsis und Führervertrauen im Nationalsozialismus, 2006

Arad, Yitzhak: The Holocaust in the Soviet Union, 2009

Barkai, Avrahm: Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus“, Fischer TB, 1988

Bauer, Wilhelm und **Dehen**, Peter (Hrsg.): Tatsachen und Zahlen über Deutschland, 2. Auflage, abgeschlossen im Sommer 1941

Bauer, Richard u.a. (Hrsg.) : München - “Hauptstadt der Bewegung”. Bayerns Metropole und der Nationalsozialismus, 2002. (Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum in München)

Baus, Martin: Verdrängte Geschichte : Nazi-Herrschaft, Verfolgung, Widerstand ; ein Wegweiser durch den Saarpfalz-Kreis, 1995

Benz, W.; Graml, H.; Weiß, H.(Hrsg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, 1997

Bergander, Götz: Dresden im Luftkrieg, 1994

Bindewald’s Anhalt für den Unterricht des Einjährig-Freiwilligen und des Reserve-Offizieraspiranten der Infanterie, 15. Auflage, in sämtlichen deutschen Bundesstaaten im Gebrauch, 1912.

Bischof, Günter, **Ambrose**, Stephen E. (Hrsg.): Eisenhower and the German POWs. Facts against Falsehood, Louisiana University Press, 1992.

Bloch, Marc: Die seltsame Niederlage: Frankreich 1940. Der Historiker als Zeuge. Verfasst 1940, erstmals publiziert 1946, seither vielfach wiederaufgelegt.

Bönitz, Wolfgang: Feindliche Bomberverbände im Anflug. Zivilbevölkerung im Luftkrieg, 2003

Borkowski, Dieter: Wer weiß, ob wir uns Wiedersehen. Erinnerungen an eine Berliner Jugend, 1980

Breyvogel, Wilfried, **Lohmann**, Thomas: Schulalltag im Nationalsozialismus, in: Peukert, Detlev und Reulecke, Jürgen: Die Reihen fest geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Natinalsozialismus, 1981

Bruhns, Wibke: Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie, 2004

Creveld, Martin van: Kampfkraft. Militärische Organisation und Leistung der deutschen und amerikanischen Armee 1939-1945. 2005

Corum, James S.: Deutschlands erste entscheidende Niederlage im Zweiten Weltkrieg. Die Luftschlacht um England, 10. Juli bis 31. Oktober 1940, in: Stig Förster u. a. (Hrsg): Schlachten der Weltgeschichte, 2004

Corvisier, André (Hrsg.): Histoire militaire de la France, Bd. 3, De 1871 à 1940, Paris 1992

Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg, 10 Bde. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, 1979-2008 (Zahlreiche Nachdrucke; Nebenausgaben und erweiterte / verbesserte Auflagen)

*Das militärhistorische Standardwerke über den Zweiten Weltkrieg, in den Fußnoten abgekürzt **DRZW**.*

Deist, Wilhelm u.a. : Ursachen und Voraussetzungen des Zweitens Weltkrieges, 1979

Deist, Wilhelm: Überlegungen zur „widerwilligen Loyalität“ der Deutschen bei Kriegsbe-

ginn“, in Michalka, 1989

Dietz, Burkhard u. a. (Hrsg.) : Griff nach dem Westen ? Die "Westforschung" der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwest-europäischen Raum (1919 - 1960).

Dörner, Bernward: Die Deutschen und der Holocaust. Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte. 2007

Ebert, Jens: Feldpostbriefe aus Stalingrad .... eine Einführung, DLF 2002

Jens Ebert hat als Autor und Herausgeber viele vorzügliche Arbeiten über die Feldpost vorgelegt. Ich zitiere hier aus seiner entsprechenden Sende-reihe im Deutschlandfunk von 2002.

Falter Jürgen W.: Hitlers Wähler, 1991

Falter, Jürgen W.: Die "Märzgefallenen" von 1933. Neue Forschungsergebnisse zum sozialen Wandel innerhalb der NSDAP-Mitgliedschaft während der Machtergreifungsphase. In: Geschichte und Gesellschaft, Heft 4, 1998, S.595-616.

Feller, Barbara **/ Feller,** Wolfgang**:** Die Adolf-Hitler-Schulen. Pädagogische Provinz versus Ideologische Zuchtanstalt, 2001

Fest, Joachim C.: Hitler, eine Biographie, 1973

Fest, Joachim C.: Der Untergang, 2002

Förster, Jürgen Hrsg.: Stalingrad, 1992. (Militärgeschichtliches Forschungsamt Freiburg) Beiträge u. a. von Bernd Wegner, Manfred Kehring, Rüdiger Overmans

Freymond, Jacques: Die Saar 1945-1955. (Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik e.V.), 1961

Frieser, Karl, Heinz: Blitzkrieg-Legende. Der Westfeldzug 1940. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Bd. 2 der „Operationen des Zweiten Weltkrieges, 1996

Friesers Arbeit gilt als die beste Darstellung der Taktik und der Stärkeverhältnisse auf beiden Seiten während der Westfeldzuges.

Fritz, Stephen G.. Endkampf: Soldiers, Civilians, and the Death of the Third Reich. Lexington: University Press of Kentucky, 2004

Gutman, Israel, **Jäckel**, Eberhard u.a. (Hrsg.): Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden. Original 1990, dt. Ausgabe 2. Auflage 1998.

Gschwendtner, Markus: Mittenwald im Wandel der Zeiten, o. J., o. O. Das Vorwort des Verfasser ist datiert „Mittenwald 1991/92

Haffner, Sebastian: Anmerkungen zu Hitler, 2. Aufl. 1978

Hano, Horst: Die Taktik der Pressepropaganda des Hitlerregimes 1943-1945, Diss. 1963

Hardach, Karl: Wirtschaftsgeschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, 1976

Heiß, Friedrich: Das Saarbuch. Verlag Volk und Reich, 1934

Hensle, Michael P.: Rundfunkverbrechen. Das Hören von 'Feindsendern' im Nationalsozialismus, Berlin 2003

Herrmann, Hans-Walter: Das Schicksal der Juden im Saarland 1920 bis 1945, in: Dokumentation zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Rheinland-Pfalz und im Saarland von 1800 bis 1945. Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, Nr. 17, 1974.

Hilberg, Raul: Die Vernichtung der europäischen Juden, 1961. Durchgesehen und erweiterte Ausgabe 1990

Hildebrand, Klaus: Das vergangene Reich. Deutsche Außenpolitik von Bismarck bis Hitler, 1871-1945, DVA 1995

Hillgruber, Andreas: Der 2. Weltkrieg. Kriegsziele und Strategie der großen Mächte, 2. Auflage, 1983

Hoffmann, Peter: Widerstand – Staatsstreich – Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, 1969

Hubatsch Walther: Deutschland im Weltkrieg 1914-1918, Original 1955

Hudemann, Rainer und **Poidevin**, Raymond (Hrsg.) : Die Saar 1945-1955. Ein Problem der europäischen Geschichte. La Sarre 1945-1955. Un problème de l’histoire européenne, München 1992

Jacobson, Wolfgang, u. a.: Geschichte des deutschen Films, 1993

Jantzer Adolf: Kriegstagebuch (1939-1945), geführt während des zweiten Weltkrieges

über persönliche Erlebnisse in meiner Heimat St. Ingbert, abgedruckt in: Wolfgang Krämer: Geschichte der Stadt St. Ingbert, 1955

Adolf Jantzer (15. 9 1873-1. 10.1945) war ein St. Ingberter Heimatschriftsteller, der ab 1939 ein privates „Kriegstagebuch" geführt hat. Er scheint ein nüchterner und ehrlicher Mann gewesen zu sein, nüchtern genug, um auch zu den Zeiten deutscher Siege nicht in patriotische Wallungen zu geraten und ehrlich genug, um in der Reinschrift seines Tagebuches nicht nachträglich frühere Fehlurteile aus dem Text zu streichen.

Kardorff, Ursula von: Berliner Aufzeichnungen 1942-1945

Keegan John: Der Erste Weltkrieg. Original 1998

Keegan, John: The Second World War, 1989

Kellerhoff, Sven F.; **Giebel**, Wieland (Hrsg.): Als die Tage zu Nächten wurden. Berliner Schicksale im Luftkrieg. 2003

Kershaw, Ian: Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung, 2002. Englisches Original 1987

Kershaw, Ian: Alltägliches und Außeralltägliches: ihre Bedeutung für die Volksmeinung 1933-1939, in: Peukert, Detlev und Reulecke, Jürgen: Die Reihen fest geschlossen. Beiträge zur Geschichte des Alltags unterm Nationalsozialismus, 1981

Kershaw, Ian: Hitler, 2 Bde, 2000

Kladstrup, Don und Petie: Wein und Krieg. Bordeaux, Champagner und die Schlacht um Frankreichs größten Reichtum, 2002.

Der Originaltitel „La Guerre et le Vin: Comment les vignerons français ont sauvé leurs trésors des nazis" beschreibt das Thema besser.

Klaus, Martin: Mädchen im 3. Reich. Der Bund Deutscher Mädel, 1998, 3. Aufl. Köln 1998

Klemperer, Victor: LTI (Lingua Tertii Imperii). Notizbuch eines Philologen, 1957

Klemperer, Victor: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1945, 8 Bde., 6. Auflage, 1996

Klönne, Arno: Jugend im Dritten Reich, 2003

König, Wolfgang: Volkswagen, Volksempfänger, Volksgemeinschaft. „Volksprodukte" im Dritten Reich: Vom Scheitern einer nationalsozialistischen Konsumgesellschaft, 2004

Krüger, Hardy: Von der Ordensburg nach Babelsberg. In: Johannes Leeb (Hrsg.): "Wir waren Hitlers Eliteschüler", 2. Auflage, Hamburg, 1998

Kuby, A. H.: Juden in der Provinz. Beiträge zur Geschichte der Juden in der Pfalz zwischen Emanzipation u. Vernichtung. (Neustadt 1989). 2. durchges. Aufl.

Kunz, Andreas: Wehrmacht und Niederlage. Die bewaffnete Macht in der Endphase der nationalsozialistischen Herrschaft 1944 bis 1945 (Schriftenreihe des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Bd. 64) 2007

Leeb, Johannes: Wir waren Hitlers Eliteschüler, 1998. Dort zur wissenschaftlichen Darstellung: Fröhlich, Elke: Die drei Typen der nationalsozialistischen Auslesenschulen

Longerich, Peter: „Davon haben wir nichts gewusst" Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945, 2006

Maier, Klaus A.: Die Luftschlacht über England, in: Wolfgang Michalka: Der Zweite Weltkrieg, 1989

Mais, Edgar: Die Verfolgung der Juden in den Landkreisen Bad Kreuznach und Birkenfeld 1933-1945. Eine Dokumentation. (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Bad Kreuznach Band 24)

Malinowski, Stephan: Vom König zum Führer. Deutscher Adel und Nationalsozialismus, 2003

Mallmann Klaus-Michael u. a. (Hrsg.): Richtig daheim waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815-1955, 2. Auflage 1988

Malraux, André: Antimémoires, 1972

Maschmann, Melita: Fazit. Mein Weg in die Hitler-Jugend, 1979

Mason, Francis K.: Battle over Britain, 1969

Megargee, Geoffrey P.: Hitler und die Generäle. Original 2000, deutsch 2006

Meldungen aus dem Reich 1938 – 1945. Die geheimen Lagerberichte des Sicherheitsdienstes der SS. 17 Bände und ein Registerband, 1984 [Vgl. Anhang Nr. 4.02]

Michalka, Wolfgang (Hrsg): Der Zweite Weltkrieg. Im Auftrag des Militärgeschichtlichen

Forschungsamtes, 1989

Möhler, Rainer: Entnazifizierung in Rheinland-Pfalz und im Saarland unter französischer Besatzung von 1945 bis 1952, 1992 (Veröffentlichungen der Kommission des Landestages für die Geschichte des Landes Rheinland-Pfalz, Bd. 17)

Müller, Rolf-Dieter: Der Zweite Weltkrieg 1939-1945, Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte“, Bd. 10, 2001

Müller, Rolf-Dieter: Der Bombenkrieg 1939-1945, 2004

Munson, Kenneth: Die Weltkrieg II - Flugzeuge, 9. Auflage 1979 (Original: Aircraft of World War II, 1972)

Muskalla, Dieter: NS-Politik an der Saar unter Josef Bürckel. Gleichschaltung – Neuordnung – Verwaltung (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung; 25), Saarbrücken 1995 (Univ. Diss. 1992)

Nimsgern, Christoph und Zutter, Eva: Juden in St. Ingbert. Eine Dokumentation. 1. Auflage 1987, 2. neubearbeitete Auflage 1990

Nolzen, Armin: Von der HJ in die NSDAP, in: Wie wurde man Parteigenosse? Hrsg. v. Wolfgang Benz, 2009

Nowarra, Heinz J.: Die 109. Gesamtentwicklung eines legendären Flugzeugs, 1979

Oberkommando der Wehrmacht: Wehrmachtsberichte 1939 – 1945, 3 Bände, Köln 1989

*In den Fußnoten zitiert als **OKW-Bericht**. Vgl. Anhang 4.02.*

Overesch, Manfred u. a.: Das Dritte Reich. Eine Tageschronik. Digitale Bibliothek Band 49

Overmans, Rüdiger: Soldaten hinter Stacheldraht. Deutsche Kriegsgefangene des Zweiten Weltkrieges, 2. Auflage 2002

Overmans, Rüdiger: Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg. Beiträge zur Militärgeschichte Bd. 46, 3. Auflage 2004

Overy, Richard: Die Wurzeln des Sieges. Warum die Alliierten den Zweiten Weltkrieg gewannen, Original 1995

Der Parteitag der Ehre vom 8. bis 14. September 1936. Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Kongreßreden, 1936, Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf. München

Posener, Julius: In Deutschland 1945 bis 1946, Originalausgabe 1947, kommentierte Ausgabe 2001

Prien, Jochen: Jagdgeschwader 53 – A History of the “Pik As” Geschwader, 1997 Vol. 1 March 1937 to May 1942; Vol. 2 May 1942 to January 1944; Vol. 3: January 1944 – May 1945

Ramsey, Winston (Ed.) : The Battle of Britain then and now, 1989

Reibel, Carl-Wilhelm : Das Fundament der Diktatur: die NSDAP-Ortsgruppen 1932 - 1945, 2002

Richhardt, Dirk: Auswahl und Ausbildung junger Offiziere 1930–1945. Dissertation, Marburg 2002

Ringler, Ralf Roland: Endstation El Alamein. Tagebuchblätter aus der Wüste (Bericht eines Kompanieführers im Schtz.Rgt. 104), 1970

Seck, Doris: 1. Saarländische Kriegsjahre 1980 / 2. Saarländische Kriegsjahre II, Unternehmen Westwall, 1980 / 3. Nachkriegsjahre an der Saar, 1982

Simmel, Johannes: Die nationalsozialistische Judenverfolgung in Rheinland-Pfalz 1933 bis 1945 in: Dokumentation zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung in Rheinland-Pfalz und im Saarland von 1800 bis 1945. Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, Nr. 17, 1974.

SNBw (Hrsg.): 10 Jahre Schule für Nachrichtenwesen der Bundeswehr 5.3.1956 - 4.3.1966, VS- Nur für den Dienstgebrauch, 72 Seiten, vervielfältigt, o. J., o. O.

Stern, Carola: Doppelleben, 2001

Thamer, Hans-Ulrich: Verführung und Gewalt, Deutschland 1933-1945, Siedler-Verlag, 1986

The Oxford Companion to the Second World War. General Editor I. C. D. Dear, 1995

Der Oxford Companion gilt als die beste enzyklopädische Überblicksdarstellung des Zweiten Weltkriegs.

Tooze, Adam : Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus, 2007 (Englisches Original 2006)

Ueberschär, Gerd R., **Vogel,** Winfried: Dienen und Verdienen. Hitlers Geschenke an seine Eliten, 1999

Ulrich, Bernd: Stalingrad, 2005

Urban, Thomas: Der Verlust. Die Vertreibung der Deutschen und Polen im 20. Jahrhundert, 2004

Von der Stunde 0 zum Tag X. Das Saarland 1945-1959. Katalog zur Ausstellung des Regionalgeschichtlichen Museums im Saarbrücker Schloss, Saarbrücken 1990

Wagner, Siegfried: Kirkel-Neuhäusel. Zeitbilder aus 2000 Jahren Geschichte, 1993

Walter, Gérard: La Vie à Paris sous l’ Occupation 1940-1944, 1960

Wegner, Bernd: Erschriebene Siege. Franz Halder, die „Historical Division“ und die Rekonstruktion des Zweiten Weltkrieges im Geiste des deutschen Generalstabes. In: Hansen / Schreiber / Wegner: Politische Wandel etc., 1995

Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 4. Band: Vom Beginn des Ersten Weltkrieges bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten, 1914-1949; 2. Auflage 2003

Weinberg, Gerhard L.: Eine Welt in Waffen. Die globale Geschichte des Zweiten Weltkrieges, Original 1994, überarbeitete Neuauflage 2002

Weiß, Hermann: Biographisches Lexikon zum Dritten Reich, 1998

Wette, Wolfram: Die Wehrmacht. Feindbilder, Vernichtungskrieg, Legenden, überarbeitete Ausgabe 2005 dort: Geschichtsschreibung im Geiste der Wehrmacht, S. 225 ff

Wette, Wolfram und **Ueberschär**, Gerd R. (Hrsg): Stalingrad, Mythos und Wirklichkeit einer Schlacht, 1992

Winkler, Heinrich August: Der lange Weg nach Westen. Deutsche Geschichte 1906-1990. 2 Bde., 2000

Wistrich, Robert: Wer war wer im Dritten Reich? Englisches Original 1982, deutsche überarbeitete Fassung 1993

Wolfanger, Dieter: Das Schicksal der saarländischen Juden unter der NS-Herrschaft, St. Ingbert 1992

Wolfanger, Dieter: Josef Bürckel und Gustav Simon. Zwei Gauleiter der NSDAP und ihr Streit um die Westmark. In: Zwischen Saar und Mosel. Festschrift für Hans-Walter Herrmann, Veröffentlichung der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, 1995

4.04*

Häufig erwähnte Namen und Orte

Zur leichteren Orientierung habe ich hier die im Text besonders häufig genannten Namen und Orte zusammengestellt. Sonstige Eigennamen und Orte werden im allgemeinen bei der ersten Erwähnungen in den Fußnoten erläutert.

Namen

Eduard Berwanger und **Emma geb. Weiß** (1883-1914 bzw. 1888-1963) Ihre Kinder waren mein Vater **Ed Berwanger** (geb. 1909) und seine Schwester **Else Berwanger** (geb. 1913). Emma B. wohnte in Kreuznach und wurde in der Familie Oma genannt.

Albert Fritze und **Emilie, geb. Ries** (1882-1970 bzw. 1884-1967) Ihre Kinder sind **Elsbeth**, **Martha**, **Ruth**, **Gerta** und **Kurt**, geb. 1913, 1915, 1916, 1920 bzw. 1923. Sie wohnten in Saarbrücken bzw. Kirkel und wurden in der Familie Vater/Großvater und Mutter/Großmutter genannt.

Ed Berwanger und **Elsbeth, geb. Fritze** (1909-1940 bzw. 1913-2003) sind meine Eltern. Ed B. wohnte in Bad Münster und St. Ingbert, Elsbeth B. vor ihrer Heirat in Saarbrücken und Neustadt an der Weinstraße, nach ihrer Heirat in St. Ingbert. Ihre Kinder sind **Dietrich, Gerhart** und **Gunter** (geb. 1938, 1939, 1940) Dietrich wird in den frühen Briefen **Muck** genannt.

Carl Karner und **Martha geb. Fritze** (1915-1987 bzw. 1915-1987) Carl K. stammt aus Mittenwald, sein Vater ist 1930 verstorben, seine Mutter wird „**Mutter** oder **Oma Karner**“ genannt, seine Brüder sind **Michl**, **Hansl** und **Kasper**, seine Schwester **Marie**. Ihre Tochter ist **Michaela** Karner, geb. 1941.

Werner Reißmann und Ruth geb. Fritze (1915-1963 bzw. 1916-2001) Werner R. stammt aus Neustadt b. Coburg. Seine Eltern sind **Albert** und **Rosalie** (genannt **Rosa**) Ihre Kinder sind **Hanko, Gabriele und Ivo**, geb. 1944, 1946 und 1955.

Heinz Peters und Gerta geb. Fritze (1911–1954 bzw. 1920-) Heinz P. stammt aus Hamburg, sein Eltern sind Wilhelm und Agnes P., seine Schwester **Lilo** ist mit **Ernst Reese** verheiratet. Die Kinder von Heinz und Gerta P. sind **Wulf, Dierk und Karsten**, geb. 1947, 1949 bzw. 1951.

Kurt Fritze und **Felicitas** geb. Bangert (1923 - bzw. 1926 -). Felicitas F. ist die Tochter von Bruno Bangert aus Berlin.

Albert Fritze (jun.) und **Marianne geb. Schmidt** (1904-1976 bzw. 1908-1991) Albert F. (Jun.) ist ein Neffe von Albert und Emilie Fritze. Der Zusatz **Junior** war in der Familie nicht üblich, ich habe ihn nur eingeführt zur Unterscheidung von seinem Onkel Albert Fritze.Ihre Kinder sind **Irmgard** und **Bernd**, geb. 1938 bzw. 1943.

Orte

Butzbach: Dort lag die Kaserne, in der Ed Berwanger seine militärische Grundausbildung absolviert hat.

Frankfurt: Wohnort Albert und Emilie Fritze während der Evakuierung 1939-40 sowie der Familie Reißmann bis zur Ausbombung 1944.

Kirkel: Herkunftsort der Familie Fritze, nach dem Krieg Wohnort von Albert und Emilie Fritze

Kreuznach: Wohnort von Emma und Else Berwanger

Ludwigshafen: Dienstsitz und Wohnort von Ruth Fritze 1937-1939

Mannheim-Sandhofen: Standort des Jagdgeschwaders 53, zu dem Ed Berwanger gehört hat.

Mittenwald: Herkunftsort von Carl Karner, ab 1945 Wohnort der Familien Karner, Reißmann und Peters sowie Kurt Fritze.

Nanzweiler: Wohnort der Großeltern von Ed Berwanger

Neustadt bei Coburg: Wohnort der Familie Reißmann und ab 1944 Zufluchtort der Familie Berwanger sowie von Gerta Peters und Kurt Fritze.

Neustadt an der Weinstraße: Dienstsitz und Wohnort von Elsbeth und Ruth Fritze 1935-1937

Saarbrücken: Wohnung der Familie Albert und Emilie Fritze 1925-1944.

St. Ingbert: Wohnort von Ed Berwanger seit 1930 und seiner Familie ab 1937.